Ausgewählte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Siebenter Band.

Zweite Abtheilung:

Biographische Denkmale.

Erster Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1872.

Biographische
Denkmale.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Dritte vermehrte Auflage.

Erster Theil.

Graf Wilhelm zur Lippe. Graf Matthias von der Schulenburg. König Theodor von Corsica. Freiherr Georg von Derfflinger.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1872.

Das Uebersetzungsrecht in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Vorwort zum ersten Theile der ersten und zweiten Auflage.

Weniges habe ich diesen Lebensbeschreibungen voranzuschicken. Sie sind Versuche einer Behandlung, die sich durch sich selbst zu rechtfertigen hat. Die Quellen, aus denen geschöpft worden sind, sind zum Theil die bekannt zugänglichen, zum Theil neue, oder doch bisher unbenutzte. Die Anführung derselben im Einzelnen wurde unterlassen, aus guten Gründen, obwohl einer oder der andre unsrer strengeren Freunde damit unzufrieden sein möchte; vielleicht läßt sich in der Folge, mit Weglassung alles dessen, was bloßer Luxus bei der Sache ist, das Nöthige in gedrängte Rechenschaft zusammenfassen. Daß hin und wieder ein schon vorgefundener Ausdruck aus diesen Quellen beibehalten worden, darf wohl keinen Tadel erleiden, wenigstens nicht in den Fällen, wo jener Ausdruck schon in dem geeignetsten Gepräge vorgefunden worden, welches besonders bei dem Leben des Grafen zur Lippe häufiger eintreten konnte, über welchen schon früh mit würdiger Beredsamkeit gesprochen worden.

Berlin, im Januar 1824.

K. A. Varnhagen von Ense.

Vorwort zum zweiten Theile der ersten und zweiten Auflage.

Ich gebe hier die Fortsetzung meiner biographischen Versuche. In Betreff der Behandlung bin ich der früheren Art und Weise möglichst treu geblieben. Man hat die Darstellung meist günstig beurtheilt, aber dagegen auf die geschichtliche Wirklichkeit des Dargestellten mitunter zweifelnd hingeblickt, besonders da kein Prunk von Anführungen dieselbe recht augenscheinlich im Einzelnen verbürgte. Man hat mir diese Nichtanführung der Quellen vielfach vorgeworfen, und im Eifer sogar übersehen, daß ich denn doch öfters die Quellen benannt, nur freilich im Texte selbst, nicht unter demselben, wie sonst gewöhnlich ist. Zu dem letzteren habe ich mich noch jetzt nicht entschließen können, wiewohl ich die Angabe im Allgemeinen nicht länger vorenthalten will. Versichern darf ich indeß, und wer sich die Mühe giebt, irgend Einzelnes genauer nachforschend zu prüfen, wird meine Versicherung bewährt finden, daß ich mit Sorgfalt und Treue alle mir bekannte und zugängliche Ueberlieferung gesammelt, ihren Sinn wohl zu fassen gesucht, und weder Gehalt noch Färbung derselben wissentlich verändert habe. Ich kann oft im Irrthum, zuweilen ohne hinreichende Kunde, und dadurch häufig im Fehl gewesen sein, aber ich darf behaupten, daß ich es nie durch absichtliche Willkür in

Behandlung der Thatsachen bin. Was der Rezensent meiner biographischen Versuche in den Göttingischen gelehrten Anzeigen (1824. Stück 143) in andrem Sinne, nämlich in Betreff der abgewogenen Darstellung, sagt: „Vielleicht ist der Verfasser im Stand von jeder Zeile Rechenschaft zu geben", eigne ich mir mit dem Bewußtsein vollen Rechtes vielmehr in Betreff der geschichtlichen Wahrhaftigkeit an. Indeß kann freilich die innere Kritik und Erwägung, welche aus der gegebenen Anschauung eines belebten Ganzen die Abfassung jedes Einzelnen bedingt, und aus der jene „Rechenschaft" hervorgehen soll, sich nicht immer durch sogenannte Stellen äußerlich belegen lassen, sondern muß durch geistige Begleitung in den Zusammenhang der Materialien gefunden und erkannt werden.

Die Lebensbeschreibung Blücher's konnte mit denen Derfflinger's und Dessau's nicht in demselben Bande Raum haben, doch wünsche ich, daß durch diese zufällige Sonderung nicht die Zusammengehörigkeit, welche dem ganzen Inhalte so viele fruchtbare Bezüge und besondere Ansichten eröffnet, aus den Augen verloren würde. Die Verschiedenheit des Umfanges dieser drei Lebensbeschreibungen folgt übrigens, bei gleichem Maßstabe, von selbst aus der Verschiedenheit des Gehalts. Die Erzählung von Blücher's Leben, worin eine ganze Reihe großer Schlachten vorkommt, die zu Weltbegebenheiten geworden sind, fordert einen andern Raum, als das Leben Derfflinger's, der als Oberfeldherr keine, oder als das Leben Leopold's, der in solcher Eigenschaft nur Eine Schlacht geliefert hat. In dem Leben des letzteren dagegen sind andre Seiten nur durch eine Vielheit genauer Umstände zu vergegenwärtigen gewesen.

Zwei Bemerkungen habe ich noch zu machen, in Hinsicht mancher Mißlichkeit des Stoffes und mancher Derbheit des

Ausdrucks. Ich hoffe, man wird an beiden keinen Anstoß nehmen. Was die erstere betrifft, so wäre nichts damit gewonnen, sie zu umgehen; in Deutschland läßt die litterarische Aufmerksamkeit sich nichts entschlüpfen; was Einer absichtlich am Wege liegen läßt, bringen ihm zehn Andre nur mit desto lauterem Anruf in Erinnerung, und das Aergerniß, das vermieden sein wollte, wird dann in Tadel und Vorwurf nur vervielfacht. Was die Derbheit des Ausdrucks betrifft, so gehört sie dem Karakter der Zeit und der Person oft allzuwesentlich an, als daß man sie missen dürfte. Das Bild eines Kriegsmannes, z. B. von Leopold's Art, bedarf oft starker Striche, und die Eigenheit seiner Züge läßt sich nicht, um hier ein Gleichniß anzuwenden, in zierlicher Reinschrift wiedergeben, sondern es müssen, wenn der wahre Karakter nicht verloren gehen soll, auch die Verunstaltungen der Schrift mit übertragen werden. Doch wird man hoffentlich anerkennen, daß ich dennoch stets bemüht war zu mildern, was ganz abzuweisen die geschichtliche Treue meinem sonst wohlgefühlten Bedenken nicht verstatten wollte.

Berlin, im April 1825.

K. A. Varnhagen von Ense.

Inhalt.

Graf Wilhelm zur Lippe.

Die deutschen Lebensgebiete haben von jeher den eigenen Anblick gewährt, daß sie die Fülle der herrlichsten Gaben und Kräfte immer auch durch den Drang der größten Schwierigkeiten und Hindernisse umstellen, und kaum der übermächtigsten Anstrengung dann und wann gestatten, zu ihrem Ziel in das offene Weite völlig durchzubrechen. Die Anlage zum Großen, die Kraft zum Thätigen, der Eifer der Gesinnung, erscheinen hier stets in reichster Darbietung, aber alsobald setzt das Leben sich ihnen entgegen von allen Seiten, drängt sie nieder auf geringere Stufen und beschränkt sie auf engeren Raum, als ihrem inneren Berufe zu gebühren schien. Die Gemüthskraft und Geistesstärke des Einzelnen mag noch so groß sein, die der Nation, vertheilt und belebt in ihren getrennten Gliedern, steht mächtiger daneben, und verwehrt die großen freien Bahnen, die wir bei anderen Völkern jedem Außerordentlichen so bald und leicht eröffnet sehen. Unsere Litteratur wie unsere Politik sind reich an Beispielen dieser Eigenheit; unsere Helden in beiden, unsere Fürsten, Feldherren, Staatsmänner, Reformatoren, Bildner in Kunst und Leben, alle mußten ihre größten Gaben, ausgestattet für Vollgewinn, um geringeren verwenden, der selbst nur um jenen Preis erreichbar wurde. Auch Luther und Friedrich der Große, gerüstet und berufen für die Gesammtheit des Vaterlandes, konnten in dessen Vielgestalt und Zersplitterung, wie mäch-

tige Werke sie auch darin gebildet, nicht das Ganze vereinigend umfangen.

In dieser Eigenthümlichkeit, die über unsere Geschichten, wie über die griechischen, einen beseelenden Reiz, aber auch eine wehmüthige Trauer verbreitet, müssen wir auch den Gesichtspunkt festhalten für die würdige Betrachtung des Helden, dessen Leben hier erzählt werden soll. Eines Helden unstreitig, im vollen Sinne des Wortes; der, indem er Großes ausführte, nur bewies, wie viel Größerem er gewachsen war. Regierender Fürst mit eigenem Kriegsgefolge und Feldhauptmann fremder Heere, dreien Königen verbündet und dienend, führte er Krieg mit Glück und Ruhm gegen Franzosen und Spanier, erbaute Festungen, noch dauernd mit seinem Namen, in Deutschland und Portugal, wirkte nah und fern unabläßig in hoher Gesinnung und seegenvoller Thätigkeit, nahm regen Antheil an Geistesbildung und Wissenschaft, deren vaterländisches Gedeihen er früh zu schätzen wußte und zu pflegen, und gewährte in seinem ganzen Dastehen das Bild eines großen Mannes, der durch innere Tugend aus der Menge von Gleich- und Höhergestellten hervorglänzt, und nur in allzuengen Schranken den Werth seiner unverhältnißmäßigen Eigenschaften entfaltet.

Wilhelm Graf zur Lippe, von dem wir eben geredet, auch Graf zu Schaumburg genannt, aus einem uralten in Westphalen landesherrlichen Geschlechte, wurde am 9. Januar 1724 in London geboren. Seine Mutter, eine schöne und geistreiche Frau, war eine geborne Fräulein Melusine von Oeynhausen, Tochter des braunschweigischen Jägermeisters von Oeynhausen und Sophiens Julianens von der Schulenburg, jüngste Schwester des venetianischen Feldmarschalls. Sie lebte damals in England, wegen Mißhelligkeiten, die zwischen ihr und ihrem Schwiegervater, dem regierenden Grafen zur Lippe, aus widersprechenden Gemüthsarten immer neu hervorgingen. Als letzterer im Jahre 1728 starb, trat ihr Gatte die Regierung an, sie selbst aber blieb mit ihren beiden Söhnen, von denen Wilhelm der jüngere war, noch in England zurück, und folgte ihm erst späterhin nach Bückeburg, wo sie aber bald nach ihrer Ankunft starb. Die

ersten Eindrücke, bis in das siebente Lebensjahr, hatte Graf Wilhelm demnach in England empfangen, und dieses war bei dem lebhaften Feuer seines Geistes, der jener frühesten Eindrücke sich tief bemächtigte, von entscheidenden Folgen für sein ganzes Leben. Seine erste Sprache war die englische; Behandlung, Umgang und Unterricht gaben ihm englische Sitte und Sinnesart. Schon in dem Knaben zeigte sich stolze Strenge und kräftiger Wille; er war von auffallend schöner Gesichtsbildung, und wurde deßhalb oftmals bewundert und geliebkoset, dieser Ruhm der Schönheit aber dünkte ihm höchst verächtlich, er färbte daher sein Gesicht mit Wallnußsaft braun, dem Vater, der ihn darüber ansprach, erwiedernd, die Leute hätten ihn gelobt wie ein schönes Mädchen, er aber wolle kein Weibergesicht haben. Für die Ausbildung des Körpers wie des Geistes wurde bei zunehmenden Jahren verhältnißmäßig gesorgt; mit außerordentlichen Fähigkeiten begabt, zeichnete er sich zuerst doch vorzüglich in körperlichen Uebungen aus; er ritt, focht und tanzte vortrefflich; auch wird angemerkt, daß er mit ungewöhnlicher Stärke — im kraftreichsten Alter 19 Fuß in die Weite und 5½ Fuß in die Höhe zu springen vermochte. Er lernte Musik und Zeichnen mit gutem Erfolg. Aus der Fülle des dargebotenen wissenschaftlichen Unterrichts eignete er sich hauptsächlich mathematische und geschichtliche Kenntnisse an; mit besonderer Vorliebe vernahm er die großen Thaten der Römer, die seine ganze Seele ergriffen, und ihm als erhabene Vorbilder lebenslang gegenwärtig blieben. Auch Sprachen trieb er mit Glück; die englische und französische waren ihm von Kindheit geläufig, die italiänische und späterhin die portugiesische wurden ihm leicht; im Latein brachte er es ziemlich weit, doch hatte er es in der Folge beinahe ganz wieder vergessen; das Deutsche wußte er aus dem Lebensverkehr, aber selbst in späteren Jahren, trotz vieler angewandten Mühe, nie ganz regelfest, ein beinahe allgemeiner Fehler der deutschen Vornehmen damaliger Zeit, wo der feine und richtige Ausdruck nur im Französischen gesucht wurde.

Als zweiter Sohn konnte er kaum eine andere Laufbahn, als die der Kriegsdienste, vor Augen haben. Sein Vater,

der sich mit der Wittwe des Fürsten Leopold von Anhalt-Köthen wieder vermählt hatte, überließ ihn dieser Bestimmung und dem damit verbundenen Unterricht, ohne andere Absicht und Sorge, als die, ihn möglichst entfernt zu halten; so schickte er ihn in seinem elften Jahre nach Genf, wohin seine Lehrer Bechefer und Dufresnoy ihn begleiteten, würdige Männer beide, in deren zufälliger Wahl das Glück ihn begünstigt hatte; sie waren in mannigfachen Kenntnissen, der zweite besonders in mathematischen Wissenschaften, in Feuerwerks- und Geschützkunst, sehr ausgezeichnet, und hauptsächlich zum Praktischen hingeneigt. Nachdem er hier zuvörderst im Glauben der reformirten Kirche vollständig unterrichtet und bestätigt worden, legte er sich mit ungestörtem Eifer auf die sämmtlichen Kriegswissenschaften, welche damals ein berühmter Lehrer Namens Calandrini in Genf mit großem Zulaufe vortrug. Mit guten Kenntnissen und feiner Bildung ausgestattet, kehrte er im sechszehnten Jahre an den Hof seines Vaters zurück, der ihn aber gleich wieder zur Fortsetzung seiner Studien nach Leiden und Montpellier schickte, wo er zwei Jahre blieb, dann mit Erlaubniß seines Vaters nach England ging, und daselbst als Fähndrich in die Königliche Leibgarde eintrat. In seinem achtzehnten Jahre sah er durch den Tod seines älteren Bruders unvermuthet seine Aussichten verändert, und kehrte als nunmehriger Erbe, dem Wunsche seines Vaters gemäß, nach Bückeburg zurück. Das heimische Verhältniß mußte ihm jedoch bald drückend werden, und der Vater trug selbst immer gern wieder zu seiner Entfernung bei. Dieser sonst wohlmeinende und nicht ungebildete Herr führte in seiner steifen Hofhaltung unmäßige Pracht, verschwendete in festlichem Aufwande die Einkünfte des kleinen Landes, und belastete dasselbe durch große Schulden. Mit seiner zweiten Gemahlin Sophia lebte er in kinderloser Ehe, und überdies, wegen seiner anderweitigen Verbindungen, in sehr unangenehmen Verhältnissen. Die geistleere und unbedeutende, aber sehr stolze Fürstin suchte in andächtelnder Frömmigkeit, durch die sie auch mit dem berühmten Grafen von Zinzendorf in Bekanntschaft und Briefwechsel gekommen war, vergebens wahre Befriedigung, fand aber in dieser

Richtung ein willkommenes Hülfsmittel, dem weltlichen Gemahl gegenüber in geistlicher Hoffahrt zu trotzen, und machte sich ihm dadurch nur noch widerwärtiger. Eine Gräfin von Bentink dagegen, die an dem kleinen Hofe als die erklärte Geliebte des Grafen lebte, beherrschte ihn durch Liebenswürdigkeit, Geist und Schlauheit; sie wußte immer neue Lustbarkeit zu ersinnen, schaltete in allem ganz nach Willkür, und verschwendete rücksichtslos die Landeseinkünfte. Die Spannung, welche in diesem Kreise für den nunmehrigen Erbgrafen Wilhelm entstehen mußte, machte sein Benehmen nach den verschiedenen Seiten so schwierig als ungleich, und seine Gegenwart ihm selbst wie den Anderen lästig. Nachdem er seinen Vater, der damals General in holländischen Diensten war, zu dem Feldzuge in den Niederlanden begleitet, und darauf der Schlacht bei Dettingen am 27. Juni 1743 mit Auszeichnung beigewohnt hatte, — dieses waren seine ersten Waffen, — reiste er nach England, um sich dem Seedienste zu widmen, gab jedoch dies Vorhaben, da er seekrank wurde, bald wieder auf, und ging nach Italien, wo er als Freiwilliger im Kaiserlichen Heere den Feldzug von 1745 unter dem Fürsten von Lobkowitz mitmachte, und sich durch ungestümen Muth sehr hervorthat, aber auch so tollkühn in Gefahren stürzte, daß der Kaiserliche General Graf von der Schulenburg einen Vorwand benutzte, um ihn auf gute Weise von dem Heere zu entfernen.

In Wien wurde ihm der Antrag gemacht, als Oberst in österreichische Dienste zu treten; allein er lehnte diesen Antrag ab, weil er die Unabhängigkeit jetzt vorzog. Auch begab er sich alsbald wieder auf Reisen, und besuchte die Schweiz, Italien, Deutschland und England. Die Liebe zur Freiheit verband sich in ihm mit dem brennendsten Ehrgeiz. In Ermangelung größerer Gegenstände, die ihm Befriedigung geben konnten, warf seine stürmische Leidenschaft sich auf Abentheuer des täglichen Lebens, und es gab alsbald keine Unternehmung und Thorheit der Jugend, in der er nicht gesucht hätte, seine Genossen zu übertreffen. Er wetteiferte mit jedem Engländer in jeder Sache, sie mochte noch so seltsam erscheinen. Er ritt, verkehrt auf dem Pferde sitzend,

einer Wette wegen, von London nach Edinburg; er machte schwierige Fußreisen, und bettelte sich in Gesellschaft eines deutschen Fürsten durch einen Theil von England. Heldenmuth und Tollkühnheit wechselten in diesen Ausführungen nach Gelegenheit und Zufall. In Italien bestand er mit dem Degen in der Faust mörderische Anfälle, denen er für einen Freund sich großmüthig bloßgestellt. Bei Regensburg, als er gehört, die Donau sei an einer Stelle so reißend, daß kein Mensch jemals dort durchgeschwommen, warf er sich unbedenklich in die gefahrvolle Fluth, wurde von dem Strudel fortgerissen, und konnte kaum noch gerettet werden. In Wien zeichnete er sich durch vornehmen Anstand und glänzende Glückserfolge aus; in allen ritterlichen Uebungen erwarb er hier den größten Beifall; als Reiter, als Fechter, blieb er unübertroffen, auch im Ballspiele wurde seine Fertigkeit bewundert. Er durfte sich großer Gunst bei Frauen rühmen, die er doch wenig beachtete; auch hierin behielt er seine eigenthümliche Weise. Eine schöne Sängerin, in der ersten Blüthe der Jugend, erweckte unbewußt die Neigung seines Herzens. Seine Freunde behaupteten, es würde ihm nicht gelingen, das Mädchen zu gewinnen und zu entführen, denn sie lebte dnrch angesehenen Schutz eines vornehmen Mannes in beneideten Verhältnissen. Er unternahm das Abentheuer nun aus Ehrgeiz, und bezwang seine Neigung. Er näherte sich dem schönen Frauenzimmer mit edler Zuversicht, und gewann alsbald, mehr noch als ihre Neigung, ihr Vertrauen. Sie war überrascht, statt eines Liebhabers einen ermahnenden Freund zu finden, nahm aber seinen ernsten Vorschlag, sie auf bessere Lebensbahn zurückzuführen, ohne Zaudern an, verließ den Ort ihrer Verirrung, und reiste mit ihrem neuen Führer in dessen Wagen nach England. Streng und fest blieb er auf dem langen Wege seiner gefaßten Absicht getreu, das schöne Kind empfand mit tiefer Rührung den Edelmuth ihres Gefährten, und blieb unter seiner fürsorgenden Obhut, bis er eine Gelegenheit fand, sie mit einem wackern und wohlhabenden Manne glücklich zu verheirathen. Diesen Seelenwerth ausgenommen, der in seinen Handlungen bei jedem Anlasse hervortrat, zeigte sein Leben den ganzen Leichtsinn und die

Wildheit vornehmer Jünglinge, zu deren Gunsten eine ganze Welt von Einrichtungen zurechtgestellt ist; für den Anschein war er von den vielen Engländern, mit denen er sich immer zusammenfand, nicht zu unterscheiden. Ja er vermochte sogar, weil seine Stärke ihn in keiner Lage verließ, in vornehmer Leerheit mehr als Andere auszudauern, und in lärmendem Getreibe über die Gebühr zu verharren. Der Besuch von Engländern weckte selbst in seinen späteren Tagen eine Spur solcher Gewohnheiten auf, in welchen sich Würde und Ungebundenheit seltsam verschwisterten. Seine natürliche Ungeduld, und das bewegte Leben, das er führte, ließen ihn auch im Gebiete des Wissens, wie eifrig er nach Erweiterung seiner Kenntnisse strebte und nach allen Seiten lernbegierige Blicke warf, während dieser Reisen nur wandelbare und zerstreute Beschäftigung finden. Einzig Musik und Mahlerei, die er leidenschaftlich liebte, pflegte er gründlicher und anhaltender, und erwarb vorzüglich in Italien seine tiefere Kenntniß und höheren Geschmack in beiden. Die frühen Erfahrungen zu Hause und in der Fremde, sein vielfacher Umgang, und die besonderen Lagen, in die er sich versetzte, reiften desto mehr seinen Karakter, in welchem ernste Verschlossenheit neben glühender Lebensfülle, heftiges Aufbrausen neben kalter Ueberlegung, und Abentheuerlust neben Ordnungsliebe ungestört bestanden. Aus dem Wechsel solcher Zustände und Prüfungen rief ihn nach zweijähriger Abwesenheit eine empfangene Mahnung nach Hause zurück, wo er seinen Vater krank fand, und kurz nachher im Jahre 1748 durch den Tod verlor.

Kaum hatte der Graf die Regierung angetreten, als seine Sinnesart sogleich im schroffen Gegensatze der väterlichen erschien. Er war vier und zwanzig Jahre alt, und in der ganzen Kraft jugendlichen Wollens. Die Fürstin Mutter verließ Bückeburg, und ging auf ihren Wittwensitz nach Stadthagen, die Gräfin von Bentink zog sich in ihre Heimath zurück. So war ihm das Feld von selbst geräumt, und rücksichtslos begann er seine Veränderungen. Sie geschahen mit Nachdruck, und von Grund aus; der ganze Zustand wurde mit Einem Schlage umgeschaffen. Alle vor-

handene Pracht wurde nicht sowohl abgestellt, als mit einer Art von Wuth ausgerottet. Gebäude wurden niedergerissen, Gärten verwüstet, Geräthe verschleudert oder zerstört: die Trümmer blieben zum erinnernden Anblick rings umher liegen. Man konnte aus dieser Heftigkeit ermessen, mit welch unterdrückten Empfindungen der Graf an des Vaters Hofe bisher die verderbliche Wirthschaft angesehen hatte, was alles ihn im Innern verletzt, geärgert und empört haben mochte! Auch mit den Beamten gingen große Veränderungen vor; nur diejenigen wurden beibehalten, welche ganz in die neuen Ansichten eingingen, manche verließen von selbst einen Ort, an welchem sie für sich nichts mehr zu gewinnen sahen. Alle Gedanken des Grafen richteten sich nun mit Macht auf seinen Lieblingsgegenstand, das Kriegswesen. Bevor er jedoch in dieser Richtung seine Thätigkeit entfaltete, beschloß er, wegen des Mangels, den er in sich verspürte, eine neue große Reise bloß in dieser Absicht anzutreten, um neue Kenntnisse und Erfahrungen in diesem Fache einzusammeln.

Er begab sich zuerst nach Berlin zu Friedrich dem Großen, um den schwarzen Adlerorden, den sein Vater gehabt, dem Könige zurückzustellen, und bei diesem Anlasse so viel als möglich die kriegerischen Anstalten dieses beispiellos gerüsteten Staates in Augenschein zu nehmen. Durch seinen ungewöhnlichen Geist, durch seine Kenntnisse und großen Fertigkeiten, erregte er die Aufmerksamkeit des großen Königs, der ihm durch die ganze Folgezeit geneigt blieb. Er zeigte sich auch hier in den abstechenden Eigenschaften, deren Verein ihm stets eine Art abentheuerlicher Seltsamkeit verlieh. Er setzte zu Pferde, zum Schrecken der Anwesenden, über einen breiten Graben hinweg, den der König bei Charlottenburg hatte ziehen lassen, gerade um das Entkommen seiner Reiter zu verhindern. Während er sich durch solche Kraftstücke muthiger Gewandtheit berühmt machte, gewann er zugleich durch kenntnißreichen Eifer den Beifall der Gelehrten, deren Umgang er niemals verabsäumte; bei einem Besuche, den er der Königlichen Akademie der Wissenschaften in einer ihrer Sitzungen abstattete, wurde er mit ausgezeichneten Ehren aufgenommen.

Von Berlin reiste er neuerdings nach Italien, wo er sich lange aufhielt, abwechselnd in reicher Lebensfülle und in einsamer Zurückgezogenheit den Uebungen der Welt und den Studien der schönen Kunst ergeben. Späterhin besuchte er Ungarn, und dachte über Konstantinopel nach Griechenland vorzudringen, woran ihn aber der Ausbruch der Pest, oder, nach Andern, der Mangel an zureichenden Geldmitteln verhinderte. Ueberall suchte er jetzt besonders den Umgang kriegskundiger Männer, um von ihnen in seinem Fache noch mehr zu lernen, er beachtete sorgfältig alle Anstalten und Einrichtungen, und entwarf selbst viele Plane sie zu verbessern und zu veredeln. Während dieser großen Reise entwickelte und befestigte sich völlig sein Karakter, in welchem Ernst und Gründlichkeit nunmehr entschieden herrschend wurden. Auf seiner Rückkehr kam er abermals durch Berlin, und wurde von dem Könige und von der ganzen Königlichen Familie mit Achtung und Zuneigung aufgenommen; auch empfing er jetzt mit großer Feierlichkeit den schwarzen Adlerorden. Friedrich der Große, schon als Kronprinz mit dem Vater als einem feingebildeten Geiste in vertraulichem Briefwechsel — lange Zeit in silberstoffenem Beutel im Archive zu Stadthagen aufbewahrt — scheint in dieser Zeit auch mit dem Sohne näheree Freundschaft angeknüpft zu haben, obwohl die beiderseitige Sinnesweise manche bedeutende Verschiedenheit offenbarte.

Nachdem Graf Wilhelm im Jahre 1753 zu Bückeburg wieder eingetroffen, ging er mit verdoppeltem Eifer an sein großes Werk. Da die Grafschaft seit dem westphälischen Frieden keine Landstände mehr hatte, so stand seinem unumschränkten Walten kein Hinderniß entgegen. Er rief zuvörderst ein altes Gesetz wieder in's Leben, wonach jeder Einwohner zum Kriegsdienste verpflichtet war, und er hielt mit größter Strenge auf dessen rücksichtslose Ausführung. Auf hundert Seelen jedes Geschlechts und Alters rechnete er sechs bis acht Soldaten, ein Verhältniß, das selten in Kriegszeiten vorkommen mag, aber in Friedenszeiten überall unerhört ist. Er errichtete ein Regiment zu Fuß von 800 Mann, eine Abtheilung Artillerie von 300 Mann, und eine Schwadron

ausgesuchter vortrefflicher Reiter. Diese Truppen, lauter einheimische und vertraute Leute, bildeten einen Kern von Mannschaft, die an Tüchtigkeit und Fertigkeit nicht ihresgleichen hatten. Der Graf unterrichtete und übte sie in den Waffen und im Dienst unabläßig. Alle Zweige der Kriegswissenschaften wurden dabei mit Eifer betrieben, merkwürdige Versuche gemacht, neue Aufgaben gestellt, größere Entwickelungen in's Auge gefaßt. Die Unterthanen fanden die Strenge der Kriegsverfassung, welche das Land mit eiserner Schwere niederzudrücken drohte, nach dem Schrecken, den die erste Verkündigung verbreitet hatte, weniger schlimm, als sie gefürchtet; die Soldaten wurden gut behandelt und gut bezahlt, nach abgelaufener Dienstzeit regelmäßig entlassen; diese Ordnung gefiel, sie war damals ungewöhnlich; da nur Landeskinder angenommen wurden, so bildete sich unter den jungen Leuten alsbald eine Art von stolzem Ehrgefühl, das sich nach und nach allen Klassen mittheilte, und selten eine Klage über die Strenge der Waffenpflicht aufkommen ließ. Zudem war der Graf in allen übrigen Verhältnissen mild und gütig, persönlich bei dem Volke sehr beliebt, unter dessen Augen er lebte, und dessen Wohlfahrt er auf alle Weise, auch durch viele Anordnungen, die jetzt gewöhnlich geworden, aber in damaliger Zeit noch neu und selten waren, thätig zu fördern strebte. Geld erpreßte er niemals; vielmehr brachte er im Lande selbst durch seine Anstalten wohlthätig in Umlauf, was sonst durch üppige Verschwendung in das Ausland zu fließen pflegte. Gleichwohl ist dem Grafen oftmals der Vorwurf gemacht worden, durch seine heftige Liebhaberei für das Kriegsfach das Glück seines kleinen Landes gestört, eine große Verwilderung seiner Unterthanen herbeigeführt, und diese, wie sich selbst, bei den Nachbarn großer Mißachtung ausgesetzt zu haben; dabei lag die gangbare Meinung zum Grunde, daß nur ein großer Staat zu kriegerischen Anstrengungen berufen sei, in einem kleineren aber jeder Versuch dieser Art so lächerlich als unnütz ausfallen müsse. Jene Vorwürfe jedoch erwiesen sich der Hauptsache nach völlig ungegründet, und was die angeführte Meinung betrifft, so hat der Graf zur Lippe durch seine großen An-

lagen und musterhaften Ausführungen gerade das würdigste Vorbild gegeben, wie auch der anscheinend Geringe in seinem Verhältnisse mit zusammengenommener Kraft bedeutend zu sein vermag, und möchte nur Deutschland in der späteren Zeit viele ihm Gleichdenkende und Nachstrebende unter seinen kleineren Fürsten gezeigt haben!

Die Prüfung blieb nicht lange aus. Der siebenjährige Krieg brach über Deutschland herein, und brachte den Werth und Ertrag der von dem Grafen so leidenschaftlich betriebenen Kriegsbildung in ihm selbst wie in seinen Truppen glänzend an Tag. Ein Fürst seiner Art konnte für England, bei der kriegerischen Verwickelung Hannovers, in solcher Nähe nicht unbeachtet bleiben. Der König von Großbritannien schloß daher, im Einverständnisse des Königs von Preußen, am 28. August 1756 mit dem Grafen zur Lippe einen Staatsvertrag, vermöge dessen der Graf seine Truppen zum Kriege gegen die Franzosen mit den hannöverschen verband, dagegen von England Hülfsgelder und eine angemessene Befehlshaberstelle erhielt; er wurde zum hannöverschen Generalfeldzeugmeister ernannt. Mit Eifer und Uneigennützigkeit, wie selbst seine Widersacher mit großem Lob anerkannten, erfüllte er seinerseits die eingegangenen Verpflichtungen.

Im Anfange des Jahres 1757 rückte ein bedeutendes französisches Heer unter dem Marschall von Estrees zuerst gegen das nördliche Deutschland vor. Der Herzog von Cumberland kam aus England und übernahm den Oberbefehl über das verbündete Heer, welches außer preußischen und hannöverschen Truppen auch die Mannschaften von Hessen, Braunschweig, Gotha und Lippe enthielt. Unter den letzteren waren die bückeburgischen Jäger vorzüglich geübt und brauchbar für den leichten Felddienst, sie thaten den Franzosen, nach dem Zeugnisse damaliger Kriegsnachrichten, ungemein vielen Abbruch; ihre Schnelligkeit ersetzte, was ihnen an Zahl gebrach, sie waren überall gegenwärtig, wo man sie am wenigsten vermuthete, sie überfielen feindliche Abtheilungen, hemmten deren Bewegung und Verbindung, und machten im Rücken des Feindes häufig Gefangene. Nicht weniger tüchtig erwiesen sich die lippischen Reiter, eine

Art Reisige oder Karabiniers, in schwarzen Kollern von gebranntem Leder, mit gelb und schwarzen Wehrgehängen, gewaltigen Schwertern an der Seite, behelmt mit Sturmhauben, beritten auf lauter ausgewählten Hengsten; diese Schaar wurde den Reiterpartheien des Feindes im einzelnen Begegnen jederzeit verderblich, und blieb unter dem Namen les hommes de fer bei den Franzosen lange im Andenken; eine lesenswerthe Schilderung ihrer merkwürdigen Thaten, von G. W. v. Düring, findet sich im Jahrgange 1827 der Berliner Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges. Der Graf selbst fand in diesem übelgeführten Feldzuge noch keine Gelegenheit sich hervorzuthun. Nach dem unglücklichen Treffen bei Hastenbeck am 26. Juli vermochte der Herzog von Cumberland nicht mehr das Feld zu halten, und schloß den schmählichen Waffenstillstand von Kloster Seven, durch den das verbündete Heer, von welchem die Preußen sich schon getrennt hatten, ganz in Unthätigkeit und Schwäche versank. Die Franzosen ließen den Grafen seinen kriegerischen Eifer entgelten, und bedrückten sein Land sehr hart. Er selbst nahm in dieser unglücklichen Zwischenzeit seinen Aufenthalt in Hamburg, und zuletzt in eingezogener Stille zu Nienstedten, in einem bei Altona an der Elbe gelegenen Landhause, welches er angekauft hatte. Hier arbeitete er an Planen für den künftigen Feldzug, studirte die Stellungen und Bewegungen, die der vermuthliche Schauplatz des Krieges darbieten konnte, und widmete seine meiste Zeit wissenschaftlichem Nachdenken.

Im folgenden Jahre 1758, nachdem der englische Hof den Waffenstillstand aufgehoben, und den Herzog Ferdinand von Braunschweig zum Oberbefehl der verbündeten Truppen bestellt hatte, begab sich auch Graf Wilhelm wieder zum Heere, und unterstützte den neuen Feldherrn, der vieles neu zu schaffen und alles zu verbessern fand, mit Einsicht und Thätigkeit. Sein Land wurde durch das Vorrücken der Verbündeten mit in den Schauplatz der Feindseligkeiten gezogen, und seine Unterthanen hatten viel zu leiden; er suchte den Bedrängten alle Hülfe und Erleichterung zu schaffen, allein die allgemeinen Ereignisse nahmen zu gebieterisch seine Auf-

merksamkeit und Mitthätigkeit in Anspruch, als daß er seinen heimischen Angelegenheiten eine gleiche Sorge widmen konnte. Die Eroberung von Minden, das Treffen bei Krefeld, in welchem die Franzosen mit großen Verlusten geschlagen wurden, worauf die Verbündeten bis an die Maas vorrückten, dann aber wegen des Vordringens eines zweiten französischen Heeres wieder nach Westphalen zurückwichen, endlich das Gefecht bei Lutterberg, in welchem die Franzosen zwar den Sieg, aber um theuern Preis, davontrugen, waren die hauptsächlichsten Gelegenheiten, in welchen Graf Wilhelm sich auszeichnete, und besonders durch seine Leitung der Artillerie, so wie überhaupt durch seine großen Einsichten, den Verbündeten wichtig und werth wurde. In dem Gefechte bei Lutterberg, welches nicht verloren worden wäre, wenn der braunschweigische General von Oberg den Rath des Grafen hätte befolgen wollen, befand sich dieser in großer Gefahr, indem die Franzosen alles aufboten, ihn, der stets unerschrocken voran war, von den Seinigen abzuschneiden und gefangen zu nehmen.

Im Laufe dieses Feldzuges erschien ein Kaiserliches Mandat, welches dem Grafen befahl, seine Truppen von dem verbündeten Heere zu trennen, und dagegen sein reichspflichtiges Kontingent zu dem gegen den König von Preußen versammelten Reichsheere zu stellen, widrigenfalls in die Acht des Reichs, das ist vogelfrei, sich erklärt zu sehen. Die deutsche Reichsverfassung, welche zu keiner Zeit vollkommene und unbestrittene Wirksamkeit genossen, zwar dem Namen nach bestehend und in manchen Fällen auch gehandhabt, hatte der That nach längst in dem neuen Zustande aufgehört, der aus den fortschreitenden Lebensbewegungen emporstieg, und in welchem Preußen eine so bedeutende Stelle einnahm. Die Sache des Grafen zur Lippe war nur ein geringer Nebentheil in der großen Hauptsache des Königs von Preußen, des Kurfürsten von Hannover, und anderer angesehenen Fürsten des Reichs; so lange die Frage auf diesem höheren Gebiete nicht gelöst war, konnte der Graf die an ihn gerichtete Mahnung ruhig dahingestellt sein lassen. Allein die Ehrfurcht, welche er den Gesetzen seines Vaterlandes, und auch ihrer

Scheingestalt noch, schuldig zu sein glaubte, vermochte ihn, vor allen andern mit ihm in gleichen Fall gestellten Fürsten, bei der Reichsversammlung eine ausführliche Vorstellung und Rechtfertigung seines Benehmens einzureichen. Er schilderte darin seine ganze Lage, die Gesetzmäßigkeit seines mit dem Könige von England geschlossenen Vertrages, die untadelhafte Verwendung seiner Truppen, die ausdrücklich nur gegen die Franzosen, nicht aber gegen den Kaiser und das Reich gebraucht werden durften, den feindlichen Einbruch eines französischen Heeres in das nördliche Deutschland, die erlittenen Bedrückungen seines Landes, und die Unmöglichkeit, in so großen und schweren Verwickelungen seinerseits allein den gebieterischen Zeitumständen zu widerstehen. Er schloß mit dem Gesuche, die Reichsversammlung möchte bei Kaiserlicher Majestät es dahin einleiten, daß die gegen ihn ergangenen harten Verfügungen zurückgenommen, und ihm vielmehr zu einer billigen Vergütung des durch die Franzosen erlittenen großen Schadens verholfen würde. Dieses Aktenstück, welches durch seinen muthigen und doch gemessenen Ton in Regensburg großes Aufsehen erregte, war von dem Grafen eigenhändig verfaßt, und verdiente deßhalb und als ein Denkmal vergangener Verhältnisse hier aufbewahrt zu werden, wenn nicht die weitläufige und barbarische Sprache, die unseren vaterländischen Verhandlungen schon von jeher vererbt scheint, von solcher Mittheilung zu sehr abschreckte.

Im Jahre 1759 erhielt Graf Wilhelm den Oberbefehl über die sämmtliche Artillerie bei dem verbündeten Heere, welches große Nachtheile erlitten, und sich vor dem überlegenen Feinde bis an die Weser zurückgezogen hatte. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig aber lieferte bei Minden am 1. August den Franzosen unter dem Marschall von Contades eine Schlacht, und brachte ihnen die völligste Niederlage bei, indem er, während sie von vorn angriffen, sie selbst in Rücken und Seite angriff. An diesem glänzenden Erfolge hatte der Graf zur Lippe den größten Antheil, besonders durch seine treffliche Anordnung der Batterieen und geschickte Richtung des Geschützes, wobei er fast immer selbst Hand anlegte, und keiner Gefahr achtend dem größten Feuer

sich bloßstellte. Nachdem er in der Schlacht selbst den herrlichsten Muth und die angestrengteste Thätigkeit bewiesen, zeigte er nach dem errungenen Siege die großmüthigste Menschlichkeit, und gönnte sich keine Erholung und Ruhe, bevor nicht für die vernachlässigten Verwundeten und Gefangenen gebührende Sorge getragen war. Für seine entscheidende Mitwirkung zu dem ruhmvollen Siege gaben ihm der König von England und der Herzog von Braunschweig durch besondere Schreiben ihren Dank eifrigst zu erkennen. Die ferneren Ereignisse dieses Feldzuges entwickelten sich rasch in glücklicher Folge. Kassel ergab sich am 19. August, das Schloß von Marburg am 11. September; letzteres hatte Graf Wilhelm zur Uebergabe gezwungen, indem er das Geschütz, aller Zweifel ungeachtet, mit großer Anstrengung auf die Berge geschafft, von wo die Beschießung allein möglich war. Er rückte sodann gegen Münster, welche Stadt, nach fehlgeschlagenem Versuch einer Ueberrumpelung, förmlich belagert werden mußte. Er führte dabei den Oberbefehl, und traf alle Anstalten mit größter Einsicht und Schnelligkeit. Aber die Belagerten waren zahlreicher, als die Belagerer, und der französische General Armentieres eilte zum Entsatz herbei; der Graf befand sich in augenscheinlicher Gefahr, von zweifacher Uebermacht in die Mitte genommen und zu Grunde gerichtet zu werden. Seine Entschlossenheit kam dem Feinde zuvor; im entscheidenden Augenblicke brach er in aller Stille auf, rückte dem General Armentieres entgegen, schlug ihn, und stand siegreich wieder vor Münster, bevor die Besatzung etwas zu unternehmen gewagt. Eifrig setzte er nun die Belagerung fort; in den Laufgräben ordnete er alles selbst, unter dem stärksten Kugelregen mit kaltem unerschrockenen Muthe; da trat einsmals ein Schaumburger hastig an ihn heran, riß ihn mit dem plattdeutschen Zurufe, daß es hier nicht für ihn tauge, ungestüm von seinem Platze, und hatte diesen kaum selber eingenommen, als eine Kanonenkugel aus der Festung ihm den Kopf abschlug. Wunderbare Fügung, die den Grafen tief erschütterte, und mit nachdenklichem Staunen über seine eigene Rettung, mit bitterem Schmerz über die ahndungsvolle Hingebung des freiwilligen Opfers erfüllte!

Endlich, nachdem er einige Tage hindurch alles Feuer hatte einstellen lassen, befahl er am 20. November eine allgemeine Beschießung. Die Stadt gerieth an mehreren Orten in Brand, und zwei Stunden wütheten schon die Flammen; der Graf stand auf einer Anhöhe, und staunte das schrecklich prachtvolle Schauspiel an, welches ihn so bewegte, daß er sich abwandte und Thränen vergoß. Die furchtbare Beschießung hatte indeß ihr Ziel erreicht; die Stadt ergab sich noch am nämlichen Tage.

Inmitten der kriegerischen Bewegungen war Graf Wilhelm zugleich mit wichtigen Befestigungsanlagen beschäftigt. Nach seinem Entwurfe wurde in dieser Zeit das Fort Lippe, nachher Sankt Georg genannt, auf dem Berge Klüth bei Hameln angelegt, dessen weitere Ausführung er dem Major Dufresnoy übertrug, seinem ehemaligen Lehrer und nunmehrigen Vorsteher seines Geniewesens. Auch Kassel und Lippstadt setzte er durch neue zweckmäßige Werke, über deren Anlage er selbst die Aufsicht führte, in guten Vertheidigungsstand, desgleichen befestigte er das Lager bei Landau im Waldeckischen. Der Krieg selbst wurde während des Jahres 1760 mit abwechselndem Glücke fortgesetzt. An der Lippe, in Westphalen, im Waldeckischen gab es überall vielfache Bewegungen und hitzige Gefechte; die Verbündeten siegten am 31. Juli in dem Treffen bei Warburg, und in mehreren nachfolgenden Scharmützeln, mußten aber wieder zurückweichen in dem hartnäckigen Gefecht am 15. Oktober bei Kloster Kampen, wo der Graf zur Lippe durch seine einsichtsvollen und entschlossenen Maßregeln mit seinem Geschütz den Rückzug deckte, den der Feind hierauf nicht weiter beunruhigte.

Im folgenden Jahre 1761, als bei dem Vordringen des verbündeten Heeres die Franzosen sich an den Main zurückzogen, wurde dem Grafen die Belagerung von Kassel aufgetragen, und dieser ging mit gewohntem Eifer an das Werk. Die Laufgräben waren schon eröffnet, und ein Ausfall der Belagerten von dem Grafen zurückgeschlagen, als der Marschall von Broglie, nach einem in Oberhessen errungenen Vortheile, mit ganzer Macht unvermuthet heranzog, und die Verbündeten zur Aufhebung der Belagerung nöthigte. Die

Lage des Grafen war höchst mißlich; auf beiden Seiten von Uebermacht umdrängt, mußte er im Angesichte des Feindes das schwere Geschütz abführen und die ausgestellten Truppen wegziehen; er vollführte beides, und wußte durch seine wohlbedachten Anstalten dem Feinde solche Scheu zu gebieten, daß er am 27. März schlagfertig, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel, ohne Verlust und Beschädigung den ehrenvollsten Rückzug nahm. Dennoch war er durch dieses Ereigniß tief gekränkt, und verhehlte seine Empfindlichkeit so wenig, daß er sogar eine besondere Denkschrift zu seiner Rechtfertigung in Druck gab, durch welche sich mancher Andere in höchst nachtheiliges Licht gesetzt sah. Aber auch Friedrich der Große spricht in seinen Geschichtbüchern übereinstimmend mit dem Grafen zur Lippe, die Meinung aus, daß der Oberfeldherr sehr gefehlt habe, bei ohnehin schlechten Wegen und Anstalten drei Festungen zu gleicher Zeit belagern zu lassen, durch welche Zersplitterung der Angriff gegen Kassel nicht früh genug mit gehörigem Nachdruck habe geschehen können. Außer mehreren anderen Bewegungen und Gefechten machte der Graf in diesem Feldzuge auch die Schlacht von Vellinghausen in gewohnter Weise mit, wo am 16. Juli die beiden vereinigten Heere der Franzosen unter Broglie und Soubise geschlagen wurden.

Inzwischen war die Stimmung in dem verbündeten Heere durch manche Vorfälle, in welchen die Leidenschaften ihr verderbliches Spiel getrieben, auf vielfache Weise gestört worden. Der Herzog Ferdinand hatte bei allen Unternehmungen mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, die aus der Eifersucht, dem falschen Ehrgeiz und daher der Uneinigkeit seiner Generale und Truppen hervorgingen. Mittelmäßigkeit und Dünkel machten dem Verdienste fast immer den Vorzug streitig, und nicht selten mit Erfolg. Graf Wilhelm fügte sich schlecht in diese Verhältnisse; er selbst wurde zwar von Allen hochgeachtet und allgemein als ein vollendeter Kriegsmann geehrt, an Kenntniß überstrahlte er Alle, an Einsicht im Rathe, an Entschlossenheit im Ausführen, an persönlichem Muthe that es ihm niemand zuvor; allein die rückhaltlose Freiheit seines Urtheils verwundete dadurch nur um so schär-

fer; er sagte Allen gerade heraus, was er zu tadeln fand, und wie er es meinte; er konnte seinen Unwillen über die Unwissenheit und Schwäche so vieler Hochgestellten niemals verbergen, und höchst erbittert durch Ungerechtigkeiten und Hindernisse, die er selbst erfahren, verursachte er manchem stolzen Uebermuthe die grausamste Demüthigung. Auch den Herzog Ferdinand selbst, und nicht minder den Erbprinzen von Braunschweig, traf nicht selten sein herber Tadel. Seine bloße Anwesenheit war ein vorwurfsvolles Beispiel, das man fürchtete und haßte. Auch legte er es sonst nicht darauf an, sich durch sein Benehmen Freunde zu machen. Er gefiel sich in einer gewissen Strenge und Erhabenheit, die jeden Annahenden abschreckte. Er suchte überall das Schwierige und Gefahrvolle, und spielte damit in einer Art, die auch Andere, oft wider Willen an seiner abentheuerlichen Kühnheit Theil zu nehmen zwang. So hatte er einst während dieser Kriegsereignisse einige hannöversche Offiziere zum Mittagessen in sein Zelt geladen. Plötzlich fielen Kanonenschüsse ganz in der Nähe, und einige Kugeln, dicht über dem Zelte hinsausend, unterbrachen die muntere Stimmung der Tafel. Die Offiziere meinten, der Feind müsse in der Nähe sein, der Graf verneinte dies, und bat seine Gäste, ruhig weiter zu essen. Gleich darauf neue Schüsse, und die Kanonenkugeln schlugen oben durch das Zelt. Die Offiziere standen auf, und riefen: die Franzosen sind da! „Nein", sagte der Graf, „die Franzosen sind nicht da; meine Herren, bleiben Sie sitzen, und glauben Sie mir auf mein Wort." In regelmäßigen Zwischenräumen wiederholten sich die Schüsse, die Kanonenkugeln rissen Löcher in das Zelt, blieben jedoch alle ziemlich in derselben Höhe, und dies dauerte bis zu Ende der Mahlzeit. Der Graf schwieg, die Offiziere aßen und tranken fort, und machten nur ganz leise, die Augen auf den Grafen gerichtet, ihre Bemerkungen über das wunderliche Gastmahl. Endlich erhob sich dieser, und sagte, er habe den Herren nur zeigen wollen, wie sehr er sich auf seine Artilleristen verlassen könne, denn er habe ihnen befohlen, ihre Schüsse während der Tafelzeit nach der Spitze des Zeltes zu richten, und das hätten sie, er hoffe zu ihrer Aller Zufrieden-

heit, genau ausgeführt. Unstreitig hatten die Gäste allen Grund, die Geschicklichkeit der Artilleristen anzuerkennen, aber dieser und ähnliche Züge wurden dem Grafen von seinen Kriegsgenossen mit Groll nachgetragen; man rächte sich, indem man die Blößen, welche seine Persönlichkeit zu geben schien, voll Schadenfreude benutzte, um ihn bei jeder Gelegenheit zu verkleinern und herabzusetzen. Ohne Zweifel mußte er allen denen, welche für inneren Werth keinen eigenthümlichen Maßstab hatten, eine seltsame Erscheinung sein. Was man dem schwachen Unverdienste gern verziehen hätte, sollte dem hervorleuchtendsten Verdienste unverzeihlich sein, ja dasselbe ganz aufheben. Man spottete über seine ernste Haltung, über den erhabenen Schwung, der über sein ganzes Wesen verbreitet war, man machte sich lustig über seine lange Gestalt, über seine Kleidung, seinen großen Hut und kleinen Degen, man tadelte selbst seine Wissenschaft, seine Versuche, besonders aber seine Gesinnung, die sich, wie man im Tadel unwillkürlich lobend meinte, besser für ein Königreich, als für eine Grafschaft, schickte. Diese Dinge blieben ihm nicht verborgen, und er bestärkte sich dadurch in seiner Weise nur desto mehr. Das beiderseitige Benehmen führte zu den verdrießlichsten Spannungen, die den Grafen schon in höchstem Unfrieden den verbündeten Waffen — das Heer hatte er schon verlassen und sich nach Bückeburg begeben — ganz zu entziehen drohten, als glücklicherweise eine unverhoffte Wendung ihm den glänzenden Abgang zu einem höheren Berufe gönnte.

Der französische Hof glaubte für die vielen Unfälle, welche seinen Heeren in diesem Kriege beschieden waren, einen kleinen Ersatz in der Eroberung von Portugal zu finden, welches durch seine Verbindung mit England genugsam Grund zum Kriege zu geben schien, und in seiner damaligen Lage eine leichte Beute zu werden versprach. Portugal, so wurde gesagt, müsse von dem Joche der englischen Herrschaft befreit und aus der Verblendung gerissen werden, in welcher ihm solch unwürdige Abhängigkeit als vortheilhaftes Bündniß erscheine. In diesem Sinne geschahen herbe Erklärungen, begleitet von Truppenbewegungen an der Gränze. Der König

von Portugal erkannte bald, daß die beleidigenden Anforderungen und Drohungen, mit welchen Spanien auf Anreiz Frankreichs immer stärker hervortrat, von Seiten beider Mächte zu einem förmlichen Bruche führen sollten. Er schloß sich daher nun völlig an England an, bereitete sich zum Kriege, und erließ gegen die Höfe von Spanien und Frankreich, welche die Feindseligkeiten schon begonnen hatten, eine förmliche Kriegserklärung. Allein der Zustand der portugiesischen Angelegenheiten entsprach dieser raschen Handlung keineswegs, ja es schien, als würde dieselbe bald zu bereuen sein. Die spanische Kriegsmacht, welche ungesäumt gegen Portugal anrückte, war durch 12 französische Bataillons verstärkt, und den portugiesischen Truppen in jedem Betrachte weit überlegen. In Portugal war alles Kriegswesen in kläglichstem Verfall, die Gränzen ohne Vertheidigung, das Heer im traurigsten Zustande, und ohne bewährten Anführer. Die Sorgfalt der großbritannischen Minister suchte diesen Mängeln möglichst abzuhelfen; sie sendeten Truppen, und gaben sich alle Mühe, für Portugal in dieser gefährlichen Lage einen kriegskundigen General ausfindig zu machen. Ihre Bemühung und Wahl traf alsbald den Grafen zur Lippe, der alles zu vereinigen schien, was die Umstände hier von einem Manne seiner Art wünschen ließen. Durch die eifrige Vermittelung des Lord Bute und des portugiesischen Gesandten in London wurde der Graf wirklich mit den glänzendsten Anerbietungen als Oberfeldherr der verbündeten englischen und portugiesischen Truppen nach Portugal berufen; seine Freunde und Feinde schienen sich diesmal in gleichem Zwecke vereinigt zu haben, und der englische Hof selbst mochte dabei eben so sehr wünschen, den Grafen von dem deutschen Heere zu entfernen, als ihn an der Spitze des portugiesischen zu sehen. Ihm selbst mußte der Schauplatz, der sich seinem Kriegseifer und Waffenruhm eröffnete, reizend genug sein, um gern den bisherigen, der für jene kaum noch Befriedigung zeigte, damit zu vertauschen; der Graf übernahm, nach kurzem Bedenken, die angebotene Würde, und schiffte, nachdem er seine heimischen Angelegenheiten bestens geordnet, im Frühjahre 1762 über England nach Portugal.

Der Ruf seiner Kriegskunde und seiner Waffenthaten ging ihm glänzend voran. Die Wiederherstellung der portugiesischen Kriegsmacht, die Erneuerung ihrer Waffenehre, die Rettung des ganzen Landes, alles erwartete und hoffte man einzig von ihm. Als er in Oporto landete, wurde er mit den größten Freuden- und Ehrenbezeigungen empfangen, und gleichsam im Triumphe über Aveiro und Coimbra nach Lissabon geführt. Er war von einem zahlreichen Gefolge ausgezeichneter Offiziere begleitet, die zum Theil in seinem eigenen Dienste standen, zum Theil für den portugiesischen geworben waren. Sein Erscheinen am Hofe wirkte Ehrfurcht und Bewunderung, er wußte den Glanz des Fürsten mit der Einfachheit des Kriegers glücklich zu verbinden, und auf alle Weise sein gebietendes Ansehen geltend zu machen. Der König ernannte ihn zum Feldmarschall, und ertheilte ihm solch unumschränkte Vollmacht, wie er sich ausbedungen hatte; einen Jahrgehalt von 3000 Pfund Sterling und ein Geschenk von 40,000 Krusaden, die ihm der König gleich nach seiner Ankunft auszahlen ließ, lehnte er entschieden ab, nahm für sich nur gerade so viel davon, als seine Feldmarschallsuniform kostete, und ließ das Uebrige zum Besten der Truppen verwenden, die solcher Hülfe nur allzu bedürftig waren. Diese Handlung setzte ihn in der Bewunderung und Zuneigung des Königs nur um so höher und fester. Nicht so zuvorkommend, wie der König, bezeigte sich gegen ihn der Minister Carvalho Graf von Oeyras, nachheriger Marquez von Pombal; dieser kühne und mächtige Staatsmann erkannte zwar und ehrte in dem Grafen den hochgesinnten Geistesgenossen, allein den Feldherrn und Ordner des Kriegswesens, das der persönlichen Stellung des Ministers keine anziehende Seite bot, mochte er nicht sonderlich begünstigen, und oft genug in der Folge war er den neuen Maßregeln und Anstalten, mehr aus Abneigung als Unkunde, entgegen und hinderlich. Durchaus feindlich aber war die Mehrzahl der portugiesischen Generale und Offiziere, die trotz ihrer eigenen Unfähigkeit ungern dem Fremden gehorchten, dessen große Ehre und Gewalt sie mit Eifersucht und Neid erfüllte. Der Marquez von Marialva insbesondere suchte ihm durch mannig-

fache Zwistigkeiten zu widerstreben. Manche seiner Gegner gingen so weit, mit den Spaniern in landesverrätherische Verbindung zu treten. Der Dolmetscher selbst, den man dem Grafen beigegeben hatte, wurde solcher Verbindung überwiesen, und in Ketten nach Lissabon zurückgeführt. Nur wenige Offiziere, diese aber gerade die tüchtigsten und verdienstvollsten, schlossen sich gleich anfangs dem neuen Oberhaupte mit redlichem Eifer an.

Die Vorstellung, welche sich der Graf von dem Zustande des portugiesischen Kriegswesens nach den traurigsten Berichten im voraus gemacht hatte, wurde durch die Wirklichkeit noch weit übertroffen. Für seine Augen, welche an deutsche Einrichtungen, besonders an preußische Ordnung und Fertigkeit gewöhnt waren, konnte es keinen niederschlagenderen Anblick geben; von allem, worauf dort vorzüglich gerechnet wurde, war hier nichts zu sehen; die Haufen von Bewaffneten und Unbewaffneten, die das portugiesische Heer vorstellten, hatten weder Gestalt noch Gliederung, weder Zucht noch Waffenübung. Die Stärke der Truppen wurde zu 18,000 Mann angegeben, allein kaum die Hälfte dieser Zahl war vorhanden. Dabei waren die Festungswerke überall zerfallen, die Zeughäuser leer; weder Geschütz noch Kriegsvorräthe, noch Verpflegungsanstalten und Fuhrwesen, noch Generalstab und Geniekorps, noch Plane und Dienstlisten fanden sich bei diesem Heer. Die Soldaten waren schon lange nicht mehr in den Waffen noch im Dienste geübt worden; ohne Kleidung und Wehr, ohne Brot und Sold, irrten sie aufgelöst umher, fielen in den Straßen bettelnd die Vorübergehenden an, und begingen, hauptsächlich auf dem Lande, die gewaltsamsten Plünderungen. Selbst die Leibwachen im Königlichen Palast erflehten von den Fremden, welche den Hof besuchten, mit Knieverbeugungen und dargehaltenen Hüten geringe Almosen. Diese kriegerische Bettelei erborgte zuweilen die Gestalt der hergebrachten frommen, und es fanden Umzüge Statt, in welchen die Soldaten, am meisten noch bei solchen Gelegenheiten von ihren Ober- und Unteroffizieren angeführt, für die Seelen im Fegefeuer und für die Sündenvergebung der Mildthätigen kleine Spenden

heischten. Unter den Offizieren war an Ehrgefühl, wenigstens in dem bei den neueren Kriegsleuten herkömmlichen Sinne, nicht zu denken. In ihrer Dürftigkeit trieben sie allerlei Gewerbe, der Mann zuweilen das Schneiderhandwerk, während die Frau für Geld wusch; man sah einen Hauptmann die weiße Wäsche abbringen, und die schmutzige in Empfang nehmen; die meisten waren Hausbediente ihrer Generale und Obersten, oft aus Bedienten selbst zu Lieutenants und Rittmeistern erst erhoben, um durch den Sold ihren Lohn zu erhöhen; sie leisteten alle Arten von Dienst, bei Tische standen sie hinter den Stühlen, und besorgten die Aufwartung. Diese Herabsetzung, welche jedoch in den Sitten des Lehns- und Ritterwesens einst nicht als solche galt, mußte den Grafen in seiner Denkart und Gewohnheit auf das Tiefste beleidigen; er sah darin die niedrigste, empörendste Schmach des Standes, dem er selbst anzugehören für seine größte Ehre halten wollte, und dessen Tüchtigkeit, ja dessen Bestehen, ihm ohne gewisse Standessatzung gar nicht denkbar war. Die Begriffe und Sitten der Portugiesen vor allem hierin zu berichtigen und umzuändern, dünkte ihm das nothwendigste Erforderniß, die unerläßlichste Bedingung, wenn ihr Kriegswesen jemals wieder emporkommen sollte. Er schritt sogleich zur That in diesem Sinne, bei jeder Gelegenheit, mit entschlossener Kraft und unerbittlicher Strenge. Als er bald nach seiner Ankunft bei dem portugiesischen General Grafen von Arcos zu Mittag speiste, gewahrte er hinter seinem Stuhle einen Kammerdiener, der in Offiziersuniform aufwartete und ihm den Teller wechselte; er fragte, was dies bedeute, und da man ihn verständigte, der Mann sei Rittmeister in dem Regimente des Generals, stand er sogleich auf, und betheuerte, er würde keine Speise mehr berühren, bis nicht dieser Offizier, wie seinem Stande zukomme, sich mit zur Tafel gesetzt; es mußte geschehen, und der General zwischen sich und dem Oberfeldherrn diesem Rittmeister Platz geben, nicht ohne tiefe Beschämung des vornehmen Stolzes, mit dem der portugiesische Hofadel auf die geringeren Edelleute im Heere als auf seine natürlichen Dienstboten herabsah. Auf gleiche Weise durchbrach der Graf bei allen

Gelegenheiten, durch sein persönliches Benehmen und durch seine Verfügungen, alle Vorurtheile und Gebräuche, durch welche die Ehre des Kriegerstandes beeinträchtigt erschien. Doch das bloße Beispiel fruchtete wenig, nur mit Strenge und Gewalt konnte hier etwas erreicht werden. Er sah sich zu großen Veränderungen in den persönlichen Verhältnissen genöthigt; viele Offiziere, ganz untaugliche, wurden verabschiedet, andere versetzt, andere in Unterweisung gegeben; er mehrte dadurch die Zahl seiner Feinde, und allgemein erschollen die Klagen über seine Härte, seine Ungerechtigkeit, seine unleidlichen Unternehmungen. Besonders großen Anstoß gab auch seine Meinung über den Zweikampf, und man nahm sogar die Kirchengesetze zu Hülfe, um seine Vorschriften zu entkräften. Die portugiesischen Offiziere waren gewohnt, die Religion, deren sonstige Gebote sie ohne Gewissen mit Füßen traten, zur Entschuldigung der Feigheit vorzuschützen, mit der sie persönliche Beleidigungen ungeahndet ertrugen. Der Graf aber erklärte öffentlich ohne Scheu, daß kein Offizier, der unter jenem Vorwande sich dem Zweikampf entzöge, ferner im Heere dienen dürfte, denn der Stand eines Kriegers erfordere unter allen Umständen Muth und Tapferkeit, und wer nicht jederzeit bereit wäre diese zu beweisen, dem stünden in Portugal Klöster genug offen. Er glaubte hier dieses Vorurtheil, denn als solches sah er es selbst an, zur Besserung des kriegerischen Geistes unentbehrlich; bei seinen eigenen Truppen war der Zweikampf verboten. Die Furcht, welche seine strengen Grundsätze und sein gewaltsames Verfahren den Portugiesen einflößten, gewann ihm die Herzen freilich nicht, aber sie verschaffte ihm unbestrittenes Ansehen und meist auch, wenigstens unter seinen Augen, den schnellen Gehorsam, ohne welchen in dieser gränzenlosen Verwilderung gar nichts zu beginnen war.

Allein bevor der Graf zur Lippe zu gründlicheren Einrichtungen schreiten und eine ordentliche Kriegsverfassung herstellen konnte, mußte er, bei schon ausgebrochenen Feindseligkeiten, die vorgefundenen Mittel, wie sie eben waren, dem herandringenden Feind entgegensetzen. War schon die Wiederherstellung des portugiesischen Kriegswesens in ruhiger

Zeit eine höchst schwierige Aufgabe, zu deren Lösung alle Entschlossenheit, Kenntniß und Ausdauer gehörten, die dem Grafen eigen waren, so wurde dagegen die unmittelbare Kriegsführung unter diesen Umständen ein beinahe verzweiflungsvolles Wagniß, dem nur die größten Eigenschaften des wahren Feldherrn sich unterziehen durften. In geregelter Dienstverfassung und an der Spitze eingeübter Truppen den Feind bestehen, ist das Verdienst des guten Generals; der wahre Feldherr aber unterscheidet sich von jenem dadurch, daß er in jedem Gegebenen sein Werkzeug zu finden, solches nach den Umständen zu schaffen, und seine Mittel und sein Verfahren wechselsweise zu bedingen weiß. Der Graf strebte in dieser Bahn mit angestrengtem Eifer und größter Unverdrossenheit, er unternahm es, jammervolle Haufen in's Feld zu führen, und sie als Truppen so zu handhaben, daß sie dazu würden; selten aber gab es in dieser Hinsicht eine schwierigere Lage, als die seinige; selbst was zur Hülfe dienen sollte, gereichte zu neuer Störung. Außer den eigentlichen englischen Hülfsvölkern fand er in Portugal noch andere fremde Truppen, die man in großer Eile durch Werbung zusammengerafft hatte. Von allen Seiten, besonders aber aus England, waren Abentheurer und Gesindel in Menge herbeigeströmt, und Offiziere und Soldaten in diesen neuen Regimentern geworden; die Unordnungen und Ausschweifungen dieser Leute überstiegen jedes Maß; vor dem Feinde ohne Nutzen, wurden sie dem Lande die größte Plage und selbst ein offenbarer Feind, gegen welchen die Eingebornen in der Folge förmlich zu den Waffen greifen mußten. Der Zustand der portugiesischen Truppen selbst ist schon geschildert worden, von ihnen war höchstens guter Wille, und in manchen Fällen kaum dieser zu erwarten. Unter solchen Umständen konnte der erste Feldzug der Portugiesen kein thatenreicher und glänzender werden; der Graf sah ein, daß der Krieg hier mit Beiseitesetzung sonstiger Grundsätze nach besonderer Weise geführt werden müsse. Durch die Beschaffenheit und Minderzahl seiner Truppen im ungeheuersten Nachtheil gegen die feindliche Macht, durfte er weder im offenen Felde eine Schlacht wagen, noch selbstthätig eigene Ausfüh=

rungen beginnen, sondern mußte sich darauf beschränken, nach Maßgabe der feindlichen Bewegungen vertheidigungsweise die seinigen einzurichten, auf seiner Seite vor allem die natürlichen Befestigungen des Landes, die örtlichen Vortheile und Gelegenheiten mitstreiten zu lassen, und den Feind mehr durch die geschickte Verknüpfung solcher Umstände, als durch die Tapferkeit im Gefecht, aus dem Felde zu schlagen.

Das spanische Heer, mit Einschluß der nachrückenden französischen Hülfsvölker unter dem Prinzen von Beauveau über 42,000 Mann stark, und mit beinahe 100 Stücken Feldgeschütz, hatte im Frühjahr 1762 an Portugals nordöstlicher Gränze bei Zamora ein Lager bezogen; die Truppen waren in gutem Zustande, mit Waffen, Kriegsvorräthen und Lebensmitteln wohl versehen, allein ihr Befehlshaber, der Marquez von Saria, ein siebzigjähriger andächtelnder Mann, taugte besser zum Mönch, als zum Kriegsanführer. Die Spanier drangen zwar in die Provinz Tras os Montes ein, wo sie mehrere Plätze wegnahmen, und selbst Oporto einen Augenblick bedrohten; allein die Engwege und angeschwollenen Gewässer dieser gebirgigen Landschaft setzten ihrem weiteren Vordringen große Hindernisse entgegen, die durch den Aufstand der portugiesischen Bergbewohner, deren kriegerischer Muth sich zu allen Zeiten gleich erwiesen, ganz unübersteiglich wurden. Eine Abtheilung von 3000 Spaniern, die gegen Oporto vorrückte, wurde bei Villa Real durch einen Haufen von 400 bewaffneten Landleuten auf dem Marsche unvermuthet angegriffen und völlig geschlagen. Solcherlei wiederholte Unfälle, die in der Hofzeitung von Madrid lächerlicherweise als glänzende Siege verkündet wurden, bewogen den Marquez von Saria seine Truppen wieder nach Zamora zurückzuziehen; nachdem er daselbst gehörig ausgeruht, beschloß er endlich einen neuen Versuch, und setzte sich gegen die portugiesische Festung Almeida in Bewegung. Indessen hatte der Graf zur Lippe den persönlichen Oberbefehl der portugiesischen Feldmacht übernommen, deren Stärke, da beträchtliche Abtheilungen zum Schutze der nördlichen Provinzen und zu den nöthigen Besatzungen verwendet bleiben mußten, selbst mit Einschluß der englischen Hülfstruppen kaum 15,000 Mann betrug.

Nicht ohne Schwierigkeit vereinigte er 7000 Mann am 9. August im Lager bei Abrantes, wo erst nach und nach mehrere Truppen, deren Ausrüstung sich verzögerte, zusammenstießen. Diese Stellung auf dem rechten Ufer des Tejo, durch Oertlichkeit besonders begünstigt, dünkte ihm mit Recht die wichtigste für die Vertheidigung des Königreichs; durch felsiges Gebirg, reißende Waldbäche, tiefe Schluchten und die Fluthen des Tejo gesichert, konnte er hier der Uebermacht des Feindes die Stirn bieten, während Lissabon im Rücken lag, und nach beiden Seiten die Wege offen standen, sowohl nördlich gegen den Mondego als südlich gegen den Guadiana Vertheidigung oder Angriff zu führen. Die nördlicheren Gegenden jenseits des Mondego und des Doiro lagen außerhalb dieses Bereichs, hatten aber eine selbstständige Vertheidigung in ihren rauhen Gebirgen, in dem kriegerischen Geiste ihrer Bewohner, und in den Truppen, die unter dem Marquez von Marialva dorthin beordert waren.

Die Festung Almeida war durch eilige Arbeiten in leidlichen Zustand gebracht, hinlänglich mit Vorräthen versehen, und durch 3000 Mann besetzt; auf die Nachricht von dem Anrücken der Spanier sandte der Graf zur Lippe mehrere tüchtige Offiziere dahin ab, mit den gemessensten Befehlen, den Platz, dessen Vertheidigung sie leiden sollten, bis zum Aeußersten zu halten; er rechnete bei der Langsamkeit der Spanier wenigstens auf sechs Wochen. Mit seiner kleinen Truppenzahl vermochte er zwar nicht im offenen Felde zum Entsatze vorzurücken, allein er hoffte durch anderweitige Bewegungen und Versuche den Fall dieses Platzes zu verhindern, oder wenigstens zu erschweren. Zu diesem Zwecke sandte er den General Townshend mit einigen Regimentern nordwärts über Vizeu dem Feinde in die Seite, um ihn zu beobachten und zu beunruhigen; den Obersten Hamilton, Anführer der Königlichen Freiwilligen, einer aus allen portugiesischen Regimentern ausgewählten Schaar von 600 Mann Fußvolk und Reiter, ließ er das Schloß und die Gegend von Celorico, den General Grafen von Santiago die Gegend von Guarda besetzen, um das Land in allen seinen Zugängen gegen die Streifzüge des Feindes zu decken, oder im Falle ernstlichen Vorrückens desselben gänzlich zu verhee-

ren. Nach diesen nordwärts getroffenen Anstalten ging der Graf selbst mit seiner Hauptstärke am 24. August über den Tejo, in der Absicht, auf dem linken Ufer desselben südwärts in das spanische Gebiet einzufallen, die Vorräthe, welche der Feind dort aufgehäuft, wegzunehmen oder zu zerstören, und die Truppen, welche 3000 Mann stark von Badajoz auf dieser Seite heranzogen, zu zerstreuen; durch solchen raschen Angriff durfte er hoffen, in den spanischen Gränzprovinzen eine allgemeine Bestürzung zu erregen, und die Aufmerksamkeit des Feindes, vielleicht einen Theil seiner Truppen, von Almeida wegzuziehen. Mit kluger Vorsicht hatte er seinen Marsch eingerichtet, und den Feind durch verstellte Schritte getäuscht, der Uebergang über den Tejo war in aller Stille geschehen; allein in Gavião angelangt, wo die nöthigen Verpflegungsanstalten getroffen sein sollten, fanden die Truppen, trotz der genauesten und strengsten Befehle, die deßhalb ergangen waren, keinerlei Vorräthe, und Mannschaft und Pferde mußten, durch die Schuld der säumigen Beamten, Mangel leiden. Durch diese und andere Ungelegenheiten verspätet, kam die Hauptstärke der Portugiesen erst am 28. August in Niza an; inzwischen hatte der Brigadier Bourgoyne auf einem anderen Wege die Stadt Valença glücklich überrumpelt, aber auch den Feind aus seiner Sorglosigkeit aufgeschreckt; da die übrigen portugiesischen Truppen nicht so schnell heranzukommen vermochten, um den errungenen Vortheil sogleich mit ganzer Macht zu verfolgen, so gewannen die Spanier alle Zeit, der Gefahr zu entgehen, und zogen sich in guter Ordnung zurück unter den Schutz von Badajoz. Mittlerweile kam die Nachricht, daß Almeida sich am 26. August an die Spanier ergeben habe; der portugiesische Befehlshaber Don Alexander Palhares, ein frömmelnder Schwächling von achtzig Jahren, hatte die unbequemen Fremden, die ihm von Muth und Ausdauer sprachen, gefangen setzen lassen, und sich selbst in sein Zimmer eingeschlossen, um ungestört den Rosenkranz zu beten, die Soldaten waren gegen die Offiziere, die sie zur Besetzung der Außenwerke befehligen wollten, in offener Empörung aufgestanden, und auf diese Weise die Festung, nach einigen Kanonenschüssen, unvertheidigt gefallen.

Der Graf zur Lippe empfand über diesen schnellen Verlust den höchsten Unwillen; er sah sich von allen Seiten Preis gegeben, seine besten Anstalten halfen zu nichts, seine trefflichsten Plane wurden vereitelt. Jetzt galt es die schleunigsten Maßregeln, um die größeren Nachtheile abzuwehren, die jeden Augenblick bevorstehen konnten. Er beorderte sogleich vier englische Regimenter in allergrößter Schnelligkeit gegen den Mondego nach Ponte da Murcella, um die Verbindung mit dem General Townshend zu erhalten, und die große Straße nach Coimbra zu decken, die dem Feinde, welcher nach der Einnahme von Almeida bereits das Schloß von Celorico genommen hatte, nunmehr offen stand. Der Graf von Santiago erhielt Befehl, sich so lang als möglich in den Gebirgspässen zwischen dem Zezere, der bei Punhete in den Tejo fällt, und diesem Flusse zu halten, besonders aber den Paß von Sobreira Formoza zu vertheidigen; der Brigadier Bourgoyne wurde beauftragt, auf dem linken Ufer des Tejo die Gränze zwischen Portalegre und Villa Velha zu sichern; der Graf selbst aber kehrte mit allen übrigen Truppen auf das rechte Ufer des Tejo zurück, und stellte sie von Abrantes bis Ponte da Murcella zwischen dem Tejo und Mondego in stufenweisen Abtheilungen auf, um ohne Zeitverlust jede beliebige Richtung einschlagen zu können, welche durch die Bewegungen des Feindes, der unter mehreren zu wählen hatte, nöthig würde. Die Spanier, nach Abberufung des Marquez von Saria durch den thätigeren Grafen von Aranda befehligt, rückten bereits von Almeida über Sabugal und Penamacor längs der Gränze gegen den Tejo, eine Abtheilung ging sogar in das spanische Gebiet zurück, setzte dort über den Fluß, und zog südlich gegen Alcantara. Diese Bewegung nahm der Graf zur Lippe für ein entschiedenes Zeichen, daß der Feind mit ganzer Stärke über den Tejo gehen und in die Provinz Alemtejo einbrechen wolle; dies war am meisten zu fürchten, und am schwersten zu hindern. Die Hauptmacht der Spanier, nachdem sich ihr die beiden Gränzfestungen Salvaterra und Segura, trotz der bestimmtesten Befehle, sogleich ergeben, zog sich bei Castello Branco gegen den Tejo zusammen, und schien den Uebergang bei

Villa Velha erzwingen zu wollen. Der Graf zur Lippe hatte seine Truppen gleichzeitig mit dem Herannahen des Feindes wieder bei Abrantes zusammengezogen, den General Townshend, der inzwischen bis Pinhel gegen Almeida vorgerückt war, wieder an sich gerufen, und nur einige Regimenter unter dem Brigadier Lord Lenox und dem Obersten Hamilton zur Beobachtung der Besatzung von Almeida und einiger in Leon versammelten Truppen in jener Gegend zurückgelassen. Er beorderte den Brigadier Bourgoyne auf dem südlichen Ufer des Tejo gegenüber von Villa Velha eine Stellung zu nehmen, die von Natur ungemein stark und vortheilhaft, gedeckt von vorn durch den Tejo und in der rechten Seite durch einen kleinen Fluß, vollkommen geeignet war, von geringer Mannschaft gegen große Uebermacht behauptet zu werden; sie war nicht leicht anzugreifen, und verwehrte dem Feinde den vortheilhaftesten Uebergangsort, indem sie durch ihr Geschütz die ganze Strombreite und die enge Straße bestrich, die am jenseitigen Ufer zwischen dem Fuß des Berges von Villa Velha und dem Tejo hinläuft. Die Spanier rückten mit Macht an, und versuchten den Uebergang durch starkes Geschützfeuer zu erzwingen, wurden aber von den Portugiesen so tüchtig zusammengeschossen, daß sie unter ansehnlichem Verluste für diesmal ihren Vorsatz aufgaben; doch nahmen sie die Höhen und das Schloß von Villa Velha weg, wo abermals der portugiesische Befehlshaber seine Schuldigkeit außer Acht setzte.

Dieser erste Versuch war glücklich abgewendet, aber er konnte bei öfterer Wiederholung gelingen, und der Graf zur Lippe, welcher von dem Feinde am meisten das Eindringen in die Provinz Alemtejo fürchtete, suchte denselben nach derjenigen Seite zu locken, die weniger zu befürchten gab. Der spanische Feldherr, dem es ruhmvoller schien, auf der geraden Straße gegen Lissabon vorzudringen, ließ in der That mehrere starke Abtheilungen seines Heeres von Castello Branco gegen Sobreira Formoza und gegen den Zezere anrücken. Hier stießen sie zuvörderst auf die Truppen unter dem Grafen von Santiago, die verstärkt worden waren, und fechtend in den steilen Gebirgsengen sich langsam zurückzogen. Als die

Spanier mit größerem Eifer unbedacht nachdrangen, nahm der Graf zur Lippe die Gelegenheit wahr, ließ vier englische Regimenter wieder umkehren und plötzlich auf den Feind einbrechen, der solches Angriffs nicht gewärtig eine bedeutende Niederlage erlitt. Aehnliche Vorfälle wiederholten sich öfters, und erhoben den Muth der Portugiesen in demselben Maße, als sie das Vertrauen der Spanier schwächten. Der Graf hatte den Befehl ertheilt, keinen Anlaß zu versäumen, um durch Ueberfälle und kleine Gefechte den Feind in Athem zu erhalten, und in Nachtheil zu bringen. Den kühnsten Streich dieser Art, und der die Spanier am meisten bestürzte, ließ der Brigadier Bourgoyne bei Villa Velha durch den Oberstlieutenant Lee ausführen; dieser ging mit 300 Engländern, worunter 50 Dragoner, durch einen Furth des Tejo bei Nacht auf das jenseitige Ufer, überfiel den Kern der spanischen Truppen unter dem Befehl des Brigadiers Don Eugenio Alvarado, welche sich durch den Fluß völlig gesichert hielten, in ihrem Lager, und richtete große Verwüstung unter ihnen an; sie büßten viele Leute ein, verloren ansehnliche Vorräthe, die in Brand gesteckt wurden, einen großen Theil des Gepäcks, und selbst mehrere Stücke Geschütz; der Oberstlieutenant Lee aber kehrte mit den Seinigen und mit vieler Beute am hellen Morgen unversehrt über den Tejo zurück. Was aber immer in dieser Art sich ereignen mochte, stets blieb der Erfolg in den Schranken des Augenblicks, und ließ den künftigen derselben Ungewißheit ausgesetzt, die bei dem vorigen zu fürchten gewesen. Der Graf mußte alle Meisterschaft kriegskünstlerischer Geschicklichkeit, alle Hülfsmittel der Klugheit, der Vorsicht und des Muthes aufbieten, um den Gefahren, die ohne Unterlaß drohten, unaufhörlich zu entgehen. Der geringste Fehler, die kleinste Versäumniß konnte den Untergang herbeiführen, und immer die größten und unerwartetsten hatte er auszugleichen und gut zu machen. Auch durch das Beispiel persönlicher Tapferkeit mußte er bei jedem Anlasse seinen Truppen vorangehen, und sich öfter, als dem Oberbefehlshaber zukommt, mit dem Degen in der Faust dem Feinde bloßstellen. Auf einem der Streifzüge, die er häufig genöthigt war in Person anzuführen, stieß er an der Spitze

von 600 Mann auf 2000 Spanier, die aus einem Gehölz unvermuthet hervorbrachen; das Gefecht war nicht mehr zu vermeiden, seine Entschlossenheit fand Rath zu dem ungleichen Kampfe. Er hatte im Rücken einen großen Teich, vor diesem dehnte er seine 200 Reiter in weitläufiger Stellung aus, und drängte sein Fußvolk auf einem Flügel zusammen; als die Spanier, um nicht überflügelt zu werden, sich gleichfalls ausdehnten, und in ausgebreiteten Reihen anrückten, zog er plötzlich seine Reiter wieder zusammen, und stürmte an ihrer Spitze, während das Fußvolk heftig nachdrang, auf die dünne Ordnung des Feindes, durchbrach sie, und stob sie mit großer Niederlage nach bei den Seiten aus einander. Solcher Geistesgegenwart bedurfte es hier immerfort; jeden Augenblick schlug eine Berechnung fehl, kam irgend eine schlimme Nachricht; selbst von der Hauptstadt her wurden ihm nur Störungen bereitet; bei jeder Bewegung, die er machte, hielt man sich dort für verloren, und erwartete jeden Augenblick die Ankunft der Spanier; der König und sein ganzer Hof waren mehrmals im Begriffe, sich nach England einzuschiffen; man schrie laut über den Unverstand, wohl gar über den Verrath des Feldherrn, und sprach davon, ihm den Oberbefehl abzunehmen.

Inzwischen rückte die spanische Hauptmacht, ungeachtet der einzelnen Unfälle, nach und nach vor, und setzte sich, zwar langsam, aber doch täglich mehr, in den Gebirgen fest. Der Graf zur Lippe fürchtete zwar in der starken Stellung, die er vorwärts von Abrantes und Punhete bei Maçâo behauptete, keinen ernstlichen Angriff; sein ausgedehntes Lager war durch steile Felsenwände und zerrissene Schluchten der Gewässer vollkommen gedeckt, zur Seite strömte der Tejo, im Rücken der Zezere, das Geschütz war so vortheilhaft aufgestellt, daß jede Truppenmacht schon im Anrücken niedergeschmettert wurde. Allein obwohl selbst in dieser Stellung unangreifbar, durfte der Graf in dieser Sicherheit doch keineswegs unthätig bleiben, da den Spaniern das ganze übrige Land offen blieb, und sie bei ihrer Ueberzahl zugleich ihn umschlossen halten und anderweitige Eroberungen versuchen konnten. In dieser Schwierigkeit glaubte er wagen zu

müssen, was unter anderen Umständen ihm nicht erlaubt geschienen hätte, seine geringe Truppenzahl durch eine bedeutende Entsendung noch mehr zu schwächen. Er ließ den General Townshend, den er eben erst an sich gezogen hatte, denselben Weg, den er gekommen, wiederum nordwärts zurückmarschiren, mit dem Auftrage, vereinigt mit Lord Lenox gegen Penamacor in den Rücken des spanischen Heeres vorzudringen, und demselben die Verbindung mit Almeida und Ciudad Rodrigo so wie jede Zufuhr von dorther abzuschneiden. Der General Townshend vollführte diesen beschwerlichen und weiten Marsch durch unwegsames Gebirg und verödete Gegend zur größten Zufriedenheit des Grafen; die Portugiesen zeigten dabei die standhafteste Ausdauer, indem sie die größten Entbehrungen und härtesten Mühsale — der steinigte Boden trug ihre blutigen Fußtapfen — ohne Murren erduldeten.

Durch diese kühne Bewegung war die Lage des spanischen Heeres, dem weder bei Villa Velha, welches wiederholt angegriffen wurde, noch bei Abrantes ein gewünschter Erfolg erschien, äußerst mißlich geworden. Sie war von Anfang in diesem verwickelten Erdreich nicht günstig, und hatte sich von Tag zu Tag verschlimmert. Durch Veranstaltung des Grafen zur Lippe hatten die Portugiesen bei Annäherung des Feindes alle Lebensmittel und Vorräthe, die nur irgend brauchbar waren, fortgeschafft oder zerstört, alles Zug- und Schlachtvieh weggetrieben, ja die Menschen selbst hatten ihre Wohnungen verlassen müssen, in welchen nicht einmal das nöthigste Geräth zurückblieb. Die Spanier fanden bei ihrem Vorrücken rings umher nur Wüste und Einöde, in der sich keinerlei Hülfsmittel weder für den Unterhalt, noch für das Fortkommen darboten; sie mußten ihre Verpflegung und jedes andere Bedürfniß mit großer Beschwerde aus den nächsten spanischen Provinzen beziehen; die Zufuhren blieben häufig aus, und die Truppen hatten große Entbehrungen zu leiden; die Pferde der Reiterei mußten als Lastvieh dienen, und gingen größtentheils dabei zu Grunde, die Soldaten selbst erlagen der täglichen Arbeit, die sie in Ermangelung der Landesbewohner zu verrichten hatten. Aus Rache wütheten

die Spanier nur desto heftiger gegen die wenigen zurückgebliebenen Bauern, die in ihre Hände fielen, zündeten die Wohnungen an, und zerstörten alles, was noch übrig war; sie vermehrten aber dadurch nur ihre eigene Noth und die Erbitterung der Bauern, die aus ihren Schlupfwinkeln bewaffnet hervordrangen und ganze Abtheilungen der Spanier niedermachten. Durch den General Townshend wurde die Zufuhr vollends erschwert, ganze spanische Regimenter mußten mühsame Märsche machen, um die Absendung in Empfang zu nehmen und zu begleiten, und oft fielen sie dennoch den Portugiesen in die Hände. Bald herrschte drückender Mangel im spanischen Lager, die Soldaten, ermattet und abgerissen, wurden vom Hunger geplagt. Der Graf von Aranda war in peinlicher Verlegenheit; er dachte wohl einen Augenblick mit ganzer Macht die Portugiesen anzugreifen, allein die starke Stellung und schlagfertige Bereitschaft des Grafen zur Lippe ließen ihn solche Gedanken alsbald wieder aufgeben; er vermochte auf keiner Seite etwas Zureichendes auszuführen, und sah sich unthätig in die nachtheiligste Lage versetzt; andrerseits schämte er sich, mit solcher Ueberzahl vor so geringem Feinde den Rückzug anzutreten; doch als zuletzt noch heftige Stürme und unendliche Regengüsse die Leiden seiner Truppen auf's Höchste brachten, blieb keine andere Wahl mehr. Am 15. Oktober brach das spanische Heer aus allen seinen Stellungen auf, und zog nach Castello Branco zurück. Der Graf zur Lippe ließ dem Feinde den General Frazer im Rücken nachfolgen; dem General Townshend und dem Brigadier Bourgoyne gab er Befehl, von beiden Seiten lebhaft vorzugehen und durch wiederholte Angriffe den Rückzug zu beschleunigen, ersterer besetzte Penamacor und Monsanto, letzterer das Schloß von Villa Velha. Die Spanier behaupteten sich noch eine Weile in Castello Branco, welches sie im November dann auch räumten, so wie Salvaterra und Segura, nachdem sie die Befestigung dieser Orte gesprengt.

Die Portugiesen hatten durch den Regen ebenfalls sehr gelitten, und sich einen Augenblick sogar in höchst gefährlicher Lage befunden; der Zezere war durch die stürzenden

Gebirgswässer dergestalt angeschwollen, daß alle Brücken fortgerissen, und die Verbindung mit Lissabon eine Zeitlang ganz unterbrochen wurde; die Spanier waren glücklicherweise nicht in der Verfassung, diesen Umstand zu benutzen, sie schienen aber nicht einmal Kunde davon zu haben, und die Gefahr ging glücklich vorüber. Da die Truppen sehr der Erholung bedurften, so gab der Graf den allgemeinen Bitten nach, und ließ sie ausgedehnte Quartiere beziehen; doch blieb der Brigadier Bourgoyne mit seiner Abtheilung zwischen Niza und Portalegre aufgestellt, um die Spanier, die sich nach Alcantara gezogen hatten, zu beobachten, auch wurden alle Pässe von Elvas bis zum Tejo sorgfältig bewacht. Die Spanier schienen nichts mehr unternehmen zu wollen, es hieß sogar, der Graf von Aranda habe das Heer verlassen, und sei nach Madrid gereist; während er selbst dieses Gerücht verbreiten ließ, befand er sich mit dem Kern seiner Truppen in Valença, und beabsichtigte einen Ueberfall auf Campomajor. Der Graf zur Lippe jedoch, sich stets gleich bleibend in seinen Feldherrneigenschaften, war auf seiner Hut, und vernachlässigte trotz des sichern Anscheins keine Vorsicht; hierauf durch aufgefangene Briefschaften aus Badajoz von dem feindlichen Anschlag in Kenntniß gesetzt, zog er mit größter Schnelligkeit seine zerstreuten Truppen wieder zusammen, und traf so gute Anstalten, daß der Versuch der Spanier auf Campomajor mißlang, und ihre Angriffe auf Marvão und Ogucla nicht glücklicher waren. Hierauf nahm er mit gesammter Stärke eine Stellung bei Portalegre, dem spanischen Lager nah gegenüber. Jetzt schien es zu ernsthaften Ereignissen und entscheidenden Schlägen kommen zu müssen, eine Schlacht schien unvermeidlich bevorzustehen, und unter Umständen, die für die Portugiesen noch immer ungünstig genug waren. Allein der Feind, abgeschreckt durch die letzten Gefechte und ohne Zutrauen zu sich selbst, verließ am 15. November aus eigenem Antriebe das Lager von Valença, und ging nach Spanien zurück. Der Abschluß der Friedensgrundlagen zwischen Frankreich und England war inzwischen am 3. November erfolgt, und machte allen weiteren Feindseligkeiten zwischen Spanien und Portugal ein Ende.

Der Feldzug gegen Portugal war indeß völlig gescheitert; das Königreich stand, fast ganz vom Feinde gereinigt, in gerüsteter Haltung. Das spanische Heer war auf die Hälfte seiner anfänglichen Zahl herabgekommen, des Krieges überdrüssig, durch Mangel und Ungemach in Muthlosigkeit gesunken, bloß die französischen Hülfstruppen, die sich besser vorzusehen gewußt, machten hierin einige Ausnahme. Entgegengesetzt war der Zustand der Portugiesen; sie hatten trotz aller Unordnung und Mängel, die noch bei ihnen herrschten, an kriegerischer Bildung gewonnen, so wie an Muth und Selbstvertrauen; sie durften ansehnlicher Verstärkung entgegensehen. An Eroberung des Königreichs, die wenigstens von französischer Seite ernsthaft beabsichtigt worden, wäre bei Erneuerung des Feldzuges im kommenden Jahre nicht mehr zu denken gewesen. Was Spanien betrifft, so ist ausgemacht, daß der Zug gegen Portugal am Hofe zu Madrid viele Gegner gehabt. Die Königin Mutter liebte zärtlich die Königin von Portugal, ihre Tochter, und suchte daher in aller Weise die Absichten ihres Sohnes auf jenes Königreich zu vereiteln. Die spanischen Minister waren dadurch in zwei Partheien getheilt, und die Generale empfingen widersprechende Befehle oder unausführbare Vorschriften. Der Marquez von Pombal wußte durch seine geheimen Verbindungen und wohlangebrachten Geldspenden diese Umstände geschickt zu benutzen, und rechnete mehr auf die Siege seiner Staatskunst, als auf die Ereignisse im Felde. Man darf jedoch, ohne ungerecht gegen den großen Staatsmann zu sein, wohl behaupten, daß seine Thätigkeit allein, wie wirksam sie auch gewesen, die Eroberung des Reiches nicht würde verhindert haben. Auch priesen der Hof und das Volk, ungeachtet der früheren Mißstimmung, jetzt einmüthig den Grafen zur Lippe als den Retter und Schützer von Portugal, ihm wurden Triumphbogen und Ehrensäulen errichtet, ihm die beflissenste Huldigung dargebracht; der Ruhm des großen Grafen, wie man ihn mit Begeisterung nannte, erscholl durch das ganze Land.

Der förmliche Friedensschluß zwischen den kriegführenden Mächten erfolgte zu Paris am 10. Februar 1763, und gab

den Portugiesen die von den Spaniern noch besetzten Festungen, dem Grafen zur Lippe aber, der in der Eigenschaft eines Verbündeten in dem Frieden mitgenannt war, seine von den Franzosen in Deutschland besetzten Lande zurück. Der Graf begab sich zuerst nach Lissabon, um das Werk der Wiederherstellung des portugiesischen Kriegswesens, die ihm kaum erst begonnen dünkte, mit Eifer fortzusetzen. Der König Joseph empfing ihn mit glänzender Huld, und bezeigte ihm auf alle Weise seine Anerkennung und Dankbarkeit. Eigenhändig schrieb er in den belebtesten Ausdrücken an den König von Großbritannien, um demselben für die geleistete wirksame Hülfe und besonders dafür zu danken, daß er ihm den Grafen zur Lippe gesandt habe. Zu den Titeln eines Feldmarschalls und Generalissimus verlieh er diesem, wegen der Verwandtschaft, die sich zwischen den Häusern von Portugal und Lippe erwies, den noch höheren einer Alteza, welcher in Portugal sonst nur dem Kronprinzen gebührte, gab darüber eine öffentliche Bekanntmachung, und behandelte den Grafen fortan als einen Verwandten des Königlichen Hauses, er umarmte ihn bei jedem Zusammenkommen, und nannte ihn nie anders, als seinen Vetter, im Portugiesischen mio Primo. Diese Titel und Würden verblieben ihm, und man hielt ihn durch sie auch in Deutschland zu größeren Ehren berechtigt, als einem Reichsgrafen sonst gebühren mochten. Gleich dem Könige näherte sich ihm jetzt auch mit großer Hochachtung der Marquez von Pombal, obwohl den Kriegsleuten im Allgemeinen abgeneigt, bewunderte den Geist und die Einsichten, die sein Gespräch zu erkennen gab, ging nunmehr williger in seine Entwürfe ein, und zog ihn selbst bei wichtigen Angelegenheiten oftmals zu Rath. Wirklich soll der Graf in Betreff der innern Staatsverwaltung und des Finanzwesens die zweckmäßigsten Rathschläge ertheilt haben, deren heilsame Befolgung alsbald auch in dem Fache, das ihm zumeist oblag, verspürt wurde, indem fortan die Truppen regelmäßig ihren Sold erhielten, und die beträchtlichen Kosten der neuen Anlagen und Einrichtungen zu gehöriger Zeit aufgebracht wurden. Der bedeutende Einfluß des Grafen auf die innern Angelegenheiten läßt sich schon daraus

ermessen, daß alle hohe und niedere Beamte des ganzen Reiches ausdrücklich angewiesen wurden, den Verfügungen desselben zum Behufe seiner Kriegsmaßregeln unbedingt zu gehorsamen, und erst nach dem Vollzuge das Nöthige darüber an den Hof zu berichten. Doch hat er diesen Zweig seiner Wirksamkeit stets mit großem Geheimnisse behandelt, theils um das Zutrauen des Königs nicht zu mißbrauchen, theils auch wohl, damit die Eifersucht des mächtigen Ministers nicht zu sehr erregt würde. Er vermied jedes Gespräch über diese Gegenstände, und auch seine Offiziere mußten hierüber ein strenges Schweigen beobachten. Durch diese kluge Mäßigung blieb sein Ansehen und Einfluß, bei aller Steigerung und Ausbreitung, von dieser Seite stets ungefährdet. Auf die Besetzung der Aemter, das politische System des Hofes, die Anstalten der Volksbildung und manche besondere Angelegenheit, die das Hof- und Staatsleben erzeugte, wirkte er durch Meinung und That kräftig ein. So trug er unausgesetzt zur Fortdauer der engen Verbindung Portugals mit England bei, indem er Mißverständnisse und Störungen mancher Art, die sich öfters einschlichen, stets im Beginn, ehe sie weiter führen konnten, zu beseitigen wußte. So gab er einer Gesellschaft von portugiesischen Gelehrten, die in ihrer Sprache für die ausgezeichnetsten Schriftsteller galten, den bedeutenden Auftrag, die besten englischen, französischen und deutschen Bücher zu übersetzen.

Seine wichtigste und umfassendste Einwirkung erfuhr jedoch, wie natürlich, das Kriegswesen selbst. Den regelmäßigen Stand der Truppen brachte er auf 32,000 Mann, nämlich 32 Regimenter zu Fuß, jedes von 800 Mann, 12 Reiterregimenter, und 2 Regimenter Artillerie. Er entwarf ausführliche Vorschriften des Dienstes und der Waffenübung, von den geringsten Handgriffen bis zu den bedeutendsten Feldbewegungen, alles war darin genau festgesetzt, und im Sinne eines großen, in allen seinen Theilen zweckmäßig übereinstimmenden Vertheidigungssystems gedacht. Für diese Seite der Kriegsführung hatte er überhaupt große Vorliebe, die mit seinen sittlichen Ansichten, wie mit seinen wissenschaftlichen Erkenntnissen, eng zusammenhing; der Lage

von Portugal war ein solches System unstreitig am angemessensten. Er bereiste das ganze Königreich, um sich eine vollständige Kenntniß des Landes zu verschaffen, und in Hinsicht auf Vertheidigungsanstalten jede Oertlichkeit selbst zu untersuchen. Er ließ auf mehreren Punkten neue Befestigungen anlegen, oder die schon vorhandenen verstärken. Am wichtigsten aber war die Erbauung des Forts, welches der König ihm zu Ehren la Lippe genannt. Dieses Fort liegt auf einer felsigen Höhe bei der Festung Elvas in der Provinz Alemtejo, und vollendet mit dem benachbarten Fort Santa Lucia die Befestigung dieses bedeutenden Platzes, der früherhin durch feindliches Geschütz von jener Höhe beschossen werden konnte. Das Fort la Lippe bildet ein Viereck von vier Basteien mit einem nach dem Abhange des Berges verlängerten Hornwerk und einigen Außenwerken, hat verdeckte Batterieen, wohlangelegte Minen, bombenfeste Kasematten, und ist geräumig genug für eine Besatzung von 2000 Mann. Das Fort ist in manchem Betracht getadelt worden, aber selbst bei ihrem Tadel haben die Sachverständigen die große Kriegseinsicht des Erbauers rühmen müssen, und noch in den Feldzügen der Engländer unter Wellington fanden die Kriegskundigen dasselbe als eine der stärksten Festen in Europa. Die Hauptstadt selbst ließ er neu befestigen, und mit einer bleibenden Besatzung von 8 Regimentern versehen. Die Thätigkeit des Grafen war unermüdet, in den Truppen Ehrgefühl, Geist, Diensteifer und Kriegszucht zu beleben; Beispiel, Vorschrift, Belohnung, Strafe, alles wurde zu diesem Zwecke nachdrücklichst in Bewegung gesetzt. Die Uebungen aller Art wurden unabläßig wiederholt, die Regimenter oft in größerer Masse vereint, Märsche unternommen, Lager bezogen. Dem Könige und dem ganzen Hofe gab er in dem Lustlager zu Villa Viçosa das in Portugal seit vielen Jahren unbekannte Schauspiel kriegerischer Feldübungen, allen Anwesenden zum größten Erstaunen. Zum Behufe dieser Unterweisung und Uebung zog der Graf durch die Zusage doppelter Besoldung viele deutsche und französische Offiziere in portugiesische Dienste, und er hatte das Glück, in seiner Auswahl selten zu fehlen; ein General Böhm, Major von Zanthier, Hauptmann Prä-

torius, so wie Graf Ferdinand zur Lippe, Vetter und nachheriger Schwager des Grafen Wilhelm, wurden noch späterhin mit Auszeichnung genannt. Viele andere Ausländer dagegen, untüchtige Abentheurer, die er durch Zufall oder Gunst befördert vorfand, suchte er wegzuschaffen, mit großem Beifall der Portugiesen, die den Fremden überhaupt abgeneigt waren, und höchstens dem unbestreitbarsten Verdienste den Platz verzeihen wollten, der ihm in ihren Reihen zu Theil wurde. Der Graf von Ponte de Lima und der Marquez von Lavradia gingen so weit, jedem ausländischen Offizier, selbst wenn ihn der König unmittelbar empfohlen hatte, die Aufnahme in ihre Regimenter standhaft zu verweigern; glücklicherweise war der Graf zur Lippe mit diesen beiden Regimentern ausnehmend zufrieden, und brauchte solcher Gesinnung, die hier durch die That gerechtfertigt war, keine Gewalt anzuthun. Die hauptsächlichste Sorge des Grafen blieb auf die Artillerie und das Geniewesen gerichtet; für beide wurde in Lissabon nach seinen Angaben eine Kriegsschule errichtet, und mit den tüchtigsten Lehrern besetzt. Auch dem Seewesen widmete er seine thätige Aufmerksamkeit. Durch unermüdetes Betreiben brachte er es dahin, daß 300 Engländer zur Erbauung neuer Kriegsschiffe angestellt wurden, deren Zahl man bis auf 30 bringen wollte.

Die großen Verbesserungen, welche der Graf durch seine rastlose Thätigkeit und strengen Eifer bewirkte, wurden zwar vielfach anerkannt, und besonders abseiten des Hofes nach Verdienst gewürdigt, allein er regte dadurch zugleich den Neid und Haß vieler Einzelnen, so wie die Vorurtheile der Menge heftig auf. Gegen den Ausländer, der alles umkehre, ohne die portugiesischen Gebräuche und Vorzüge nur zu kennen, der mit willkürlicher Gewalt nur seinen Eigensinn durchsetze, ohne die Angemessenheit der Dinge und Personen zu beachten, gegen diesen schrieen Alle, die durch seine Anordnungen verletzt oder bedroht waren. Die Geistlichkeit entflammte gegen den Ketzer, von dessen Gesinnung und Einfluß sie für sich nie Vortheilhaftes zu hoffen sah, den Widerwillen und Haß des Volkes auf alle Weise. Dadurch fand er sich bei jedem Schritte von zahllosen, unerwarteten Schwierigkeiten umgeben, die oft erst nach hartem Kampfe zurückwichen; seinen ent-

schiedensten Befehlen wurde häufig mit üblem Willen halb verkehrt, oder mit völligem Ungehorsam gar nicht Folge geleistet. Ein Außenwerk des Forts la Lippe machte unter anderen die Wegräumung einer alten Kapelle nothwendig, welche, unserer lieben Frauen der Gnade geweiht, von Wallfahrern besucht wurde. Die Geistlichkeit erhob sogleich die heftigste Klage, und als diese fruchtlos blieb, streute sie eifrig die Weissagung aus, die Muttergottes werde solche Beleidigung rächen, und dem Festungsbau durch ein Wunder Einhalt thun. Diese Sage ging von Mund zu Mund, und war bald allgemein verbreitet. Als der Graf davon hörte, verdoppelte er, einen tückischen Anschlag befürchtend, seine Wachsamkeit. Eines Tages, da er sich am Eingange einer Mine befand, die schon geladen war, um einen Felsen zu sprengen, kamen die Arbeiter voll Schrecken hervor, und riefen, es sei Feuer in der Mine, ein Genieoffizier selbst bestätigte, er habe den Rauch aufsteigen sehen; die Leute schrieen, hier geschehe ein Wunder, das Feuer rühre zuverlässig von der heiligen Jungfrau her, die ihr Mißfallen an dem Werke kund gebe. Der Graf aber ließ sich unerschrocken in die Mine hinab, um selbst nachzusehen, und das Feuer, wenn es wirklich vorhanden, zu ersticken, oder, falls es erdichtet, den Aberglauben zu beschämen. Die Leute staunten über seine heldenmüthige Kühnheit, und mußten sich bald überzeugen, daß alles in guter Ordnung und ohne Gefährde sei; sie gingen getrost wieder an ihre Arbeit, der Kapelle wurde nicht weiter gedacht, und die Befestigung wurde vollendet. Die blinde Wuth seiner Gegner ließ es nicht bei Versuchen solcher Art bewenden, sie trachtete ihm sogar nach dem Leben. Der Graf stand eines Tages in einem Uebungslager vor den Zelten, als eine Kugel, aus einer Windbüchse geschossen, ihm durch den Hut ging. Er blieb ruhig stehen, und rief einige Offiziere heran; eine zweite Kugel sauste dicht an ihm vorüber; man drang in ihn, diesen Platz sogleich zu verlassen; doch er stand unerschüttert, und sah sich forschend um, den Thäter zu entdecken. Sein scharfer Blick gewahrte schnell einen portugiesischen Soldaten, der hinter seinem Zelt hervor eben den dritten Schuß versuchen wollte. Ergriffen

gestand der Unglückliche alsbald, daß eigener Glaubenseifer und fremde Anstiftung ihn zu dem Mordanschlage verleitet, und er habe den Grafen umbringen wollen, weil es keine Sünde, vielmehr ein Verdienst sei, einen Ketzer aus dem Wege zu räumen. Der Graf befahl, den Verbrecher nach Kriegsrecht sogleich zu erschießen, und zwar ohne Beichte und letzte Oelung. Alles entsetzte sich über diesen Befehl, der, trotz der dringenden Vorstellungen der Feldprediger und trotz der eifrigen Verwendung vieler Generale und vornehmen Portugiesen, in aller Strenge vollzogen wurde. So furchtbar grausam dieses Verfahren gegen den Einzelnen sein mochte, dessen Seligkeit dadurch zugleich mit dem irdischen Leben verloren schien, so war es doch das einzige Mittel, die Wuth des Aberglaubens durch ihre eigene Macht zu bekämpfen, und von ähnlichen Mordversuchen auf immer abzuschrecken.

Nachdem der Graf unter allen Schwierigkeiten endlich die Herstellung des portugiesischen Kriegswesens so weit gefördert, daß die Grundlagen einer neuen Ordnung der Dinge überall ein sicheres Weiterbauen nach seiner Anleitung gestatteten, ohne seiner persönlichen Aufsicht unmittelbar zu bedürfen, so begann er seine Gedanken ernstlich auf die Rückreise nach Deutschland zu richten, wo seine angestammten Lande, aus den vieljährigen Kriegsdrangsalen endlich wieder aufathmend, der heilsamen Gegenwart ihres Fürsten dringend begehrten. Er glaubte auch, daß sein Werk am Ende doch nur dann bleibenden Werth haben könne, wenn es durch thätiges Fortwirken der Portugiesen in der eröffneten Richtung befestigt und heimisch geworden, welchem Zwecke die ununterbrochene Oberaufsicht eines Fremden in der Folge sogar hinderlich sein konnte. Die Hauptsache war gethan, die Bahn gebrochen, talentvolle und kenntnißreiche Männer in allen Fächern vorangestellt; was weiter nöthig war, durfte von den Einrichtungen selbst, so wie von der Theilnahme und Ausbildung der Inländer, erwartet und gefordert werden. Der Graf meldete daher dem Könige seinen Entschluß, und da weder er selbst noch seine Offiziere in portugiesischem Solde noch eigentlichem Dienste waren, so konnte seinem Vorhaben kein wesentliches Hinderniß entgegenstehen. Da

sein längeres Verweilen in Portugal und noch mehr seine Anstalten den Hof von Madrid fortwährend in unangenehmer Spannung erhielten, die man jetzt gern vermieden wünschte, so kam die Eröffnung des Grafen in diesem Augenblicke sogar nicht ganz ungelegen, und vermehrte nur die Beeiferung ihn glänzend zu entlassen. Mit uneigennützigem Stolze verbat er jede dargebotene Belohnung; nur einige Ehrengeschenke, welche der König hatte bereiten lassen, vermochte dessen eifriges Verlangen ihm bei der Abreise noch aufzudringen; ein reich besetztes Bild des Königs; einen Hutknopf und Schleife von Diamanten; sechs kleine Kanonen von gediegenem Golde, mit dem Wappen des Grafen geziert, auf Lavetten von Ebenholz mit Beschlag von Silber, man rechnete den Werth einer jeden auf 3000 Dukaten; ein kostbares Münzkabinet; eine Anzahl der prächtigsten Pferde; vier seltene Adler, und andere Merkwürdigkeiten, welche nachher in Bückeburg lange Zeit die Bewunderung der Schaubegierigen waren. Der Graf mußte versprechen, auch in der Ferne für Portugal seine Sorgfalt zu erhalten, und dieses Land nicht auf immer zu verlassen. Er nahm Abschied von den Truppen durch ein rührendes Schreiben, in welchem er ihnen die Sorge für die Erhaltung seiner Anordnungen dringend anempfahl, und sie in allen Angelegenheiten an den Marquez von Pombal verwies, unter dessen unmittelbarem Befehl sie fernerhin stehen würden. Gegen diese letztere Verfügung gab es im Heer und Volk viele Unzufriedene, die den gehaßten Minister ungern an der Spitze der Kriegsmacht sahen. Der Graf aber urtheilte ganz anders, er legte demselben eine der größten Seelen bei, und glaubte seine neue Schöpfung keinen würdigeren Händen vertrauen zu können. Von Ruhm und Seegenswünschen begleitet, in welche zum Abschiede nun auch manche Gegner einstimmten, ging er zu Schiff, und begab sich zuerst nach London, wo er mit großen Ehrenbezeigungen aufgenommen wurde, und vom Könige einen reichbesetzten Degen empfing. Am 17. November 1763 kam er glücklich in Bückeburg an, zur herzlichsten Freude seiner Unterthanen, die seinen Thaten und Ehren in der Ferne mit theilnehmenden und stolzen Blicken gefolgt waren.

Er fand hier ein weites Feld eröffnet für seine mannigfache, nach den verschiedensten Richtungen mit Ernst und Nachdruck wirkende Thätigkeit. Es war nach dem Kriege viel Altes herzustellen, Unterbrochenes fortzusetzen und Neues zu beginnen. Er hatte von Grund seines Herzens den edlen Vorsatz gefaßt, seine bürgerliche Regierung gut zu führen; er wollte redlich das Seinige thun, um seinem kleinen Lande alle Vortheile zu gewähren, die der Gang fortschreitender Entwickelung und das Licht des Zeitalters den Menschen durch einen aufgeklärten und pflichtbedachten Fürsten so wohlthätig verleihen können. Die Erfahrungen, die er in Portugal gemacht, waren ihm hiebei von großer Wichtigkeit, sie gaben ihm reichen Stoff zum Nachdenken, und bestimmte Richtung im Handeln. Das Beispiel und der Umgang eines Staatsmannes, wie der Marquez von Pombal, welcher mit gewaltigem Geist und bedeutendem Erfolge das Innere des Landes zu neuer Kraft und Bildung emporzuheben strebte, war für ihn nicht fruchtlos geblieben. Seine gütige und reine Gemüthsart hielt ihn dabei mehr als früher von allem Gewaltsamen zurück, seine strenge Denkweise und starke Willenskraft ergaben sich aber auch nicht jeder Schwierigkeit; in dieser gemessenen Haltung durfte er jene heftigen Spannungen nicht fürchten, welche bei allzurascher Ausführung des Guten so leicht den Zweck verfehlen, und zuletzt auch den Karakter trüben.

Seine erste und dringendste Sorge verwandte er auf die Verbesserung der Landeskultur, die Förderung der Gewerbe, und besonders des Ackerbaues, als des ersten von allen. In dieser Absicht führte er eigene Versammlungen ein, zu welchen die angesehensten Hauswirthe, aus den Städten sowohl als vom Lande, berufen wurden, um sich über gemeinnützige Angelegenheiten frei zu berathen, und das Ergebniß dieser Berathungen als Vorschlag oder Wunsch bei der Regierung einzureichen; eine Art Volksvertretung, auf guter Grundlage und in wahrer Richtung aufgestellt, obgleich in damaligen Zuständen noch keiner weiteren Entwickelung fähig! Indem er auf solche Weise jede freie Meinung und Thätigkeit auf ihrem Standpunkte ehrte und gelten ließ, suchte er von dem

seinigen nach bester Ueberzeugung auch die eigene Meinung und Thätigkeit geltend zu machen. Mit dem glücklichen Beirathe seines treuen Kammerdirektors Westfeld, eines kraft- und sinnvollen Mannes, den ihm der berühmte Kästner in Göttingen empfohlen hatte, hob er gegen geringe Entschädigung alle Frohndienste in seinem Lande auf; er vertheilte die großen Vorwerke zum Nutzen des Landmannes in kleinere Wirthschaften; seine Hausgüter verpachtete er an tüchtige Bauersleute, welche den eigenen Fleiß darauf verwandten, statt daß vorher die Beamten solche Pachtungen als Pfründen übernahmen, und mit großem Gewinn an geringere Pächter überließen, die bei den harten Bedingungen niemals gedeihen konnten. Er schränkte die Zahl der Feiertage ein, deren zu häufige Wiederkehr ihm doppelt schädlich dünkte, indem sie den Fleiß hemme und die Verschwendung begünstige; er stiftete Hülfskassen, Versicherungsanstalten — damals noch selten —, gute Armenpflege, ein Waisenhaus. Er zuerst in Deutschland, sagt Dohm, war auch auf Verbesserung der Volkskalender bedacht. Wüste Strecken, deren es in der Grafschaft viele gab, ließ er urbar machen, Moore austrocknen, und auf dem gewonnenen Boden neue Ansiedelungen gründen; in Waldgegenden besonders, die er minder verödet zu sehen wünschte, stiftete er Niederlassungen für seine alten verdienten Krieger, die mit Haus, Hof, Garten und Feld versorgt wurden. Ueber den Zustand der Haushaltungen auf dem Lande ließ er sich regelmäßig Bericht erstatten, der Fleiß fand vielfache Aufmunterung und Belohnung, die Fahrlässigkeit und Verwilderung aber blieben nicht ohne Rüge; bei Unglücksfällen kam er den Getroffenen durch Geldvorschüsse zu Hülfe, oder milderte ihre Noth wenigstens durch Erlaß der Abgaben. Seine Verordnungen enthielten jedesmal, außer dem Befehle selbst, auch die Gründe, aus welchen der Befehl gegeben ward; viele derselben schrieb er selbst, und diese trugen in der Angemessenheit des Inhalts, wie in der Klarheit des Ausdrucks ganz das Gepräge seines Geistes und Karakters. Er suchte die Verbesserungen, die er bezweckte, fast nur durch Wetteifer und Ehrliebe, selten durch Strafe zu bewirken, und in diesem Bemühen sah er sich

durch den glücklichsten Erfolg belohnt: die Vergehungen aller Art minderten sich bedeutend, die Sitten wurden reiner und sanfter, und dadurch nur um so stärker. Seine Beamten wählte er mit großer Sorgfalt, und beachtete dabei nur Verdienst, nicht Herkunft oder Empfehlung der Gunst; sie durften sich keine Willkür, keinerlei Bedrückung erlauben; seine Wahl war meistens glücklich, wackere und geschickte Männer fanden eine Ehre darin, in seine Dienste zu treten. Er selbst machte häufig kleine Reisen im Lande und unvermuthete Besuche, um sich von allen Dingen mit eigenen Augen zu unterrichten; jederman konnte ihn ansprechen, er vernahm freundlich jede Bitte und Beschwerde, die an ihn gerichtet wurde, und antwortete bestimmt und klar; seine Verneinung war schwer umzuändern, auf seine Zusage konnte man sich ganz verlassen. Wohlthätig und freigebig bis zur Großmuth, bedurfte er bei seiner Ordnungsliebe doch niemals außerordentlicher Hülfsquellen, seine gewöhnlichen Einkünfte genügten ihm; ja, was wundervoll erscheint, die großen Anstalten und Bauten, welche für die Kräfte des kleinen Landes ungeheuer und ganz unerschwinglich dünkten, bestritt er aus jenen Einkünften, ohne jemals neue Auflagen zu machen, oder die bestehenden zu steigern; er bezahlte sogar noch mehrere Schulden ab, die von seinem Vater her auf dem Lande lasteten; sie insgesammt zu tilgen dünkte ihm unzweckmäßig und unnöthig, sonst würde er auch dies leicht ausgeführt haben. Unter dieser wahrhaft väterlichen zugleich und fürstlichen Obhut gelangte das kleine Land nach beendigtem Kriege alsbald zu dem blühendsten Wohlstande, überall vermehrte sich Leben und Thätigkeit in segenvollem Gedeihen. Der Graf war allgemein als wahrer Landesvater geliebt und verehrt, seine Unterthanen waren stolz auf ihn, und nannten seinen Namen mit Begeisterung.

Vor allem aber ausgezeichnet und merkwürdig waren seine umfassenden Anstalten und Einrichtungen im gesammten Kriegssache, dieses blieb der Gegenstand seiner entschiedensten Neigung; leidenschaftlich wandte er Gedanken und Kräfte auf diese Seite. Schon im Jahre 1761 hatte er im Steinhuder Meer, einem beträchtlichen Landsee der Grafschaft, mit den

größten Schwierigkeiten und Kosten, durch eingesenkte Steine den Grund zu einer künstlichen Insel gelegt, auf welcher er späterhin eine Feste erbaute, die durch ihre Lage für unüberwindlich gelten konnte. Diese Feste, deren Bau und Einrichtung ihn nach seiner Rückkehr aus Portugal viele Jahre fortgesetzt beschäftigte, nannte er Wilhelmstein. Sie hatte die Gestalt einer Sternschanze, deren Spitzen durch sechszehn Außenwerke gedeckt wurden, jedes wieder eine besondere Insel bildend und für die Besatzung mit kleinen Gebäuden und Gärten versehen. Ein bombenfestes Schloßgebäude auf der Hauptinsel enthielt, außer der Wohnung des Grafen, mehrere Säle für Lehrstunden und Sammlungen, viele Zimmer für Offiziere und Gäste, große Gewölbe für Pulver und Mundvorräthe, endlich Kasernen für die Soldaten. Die Feste konnte bei gehörigen Vorräthen durch 400 Mann jahrelang vertheidigt werden, nöthigenfalls aber dreimal so viel Truppen aufnehmen, dagegen hätte ihre völlige Einschließung wenigstens 12,000 Mann und viel schweres Geschütz erfordert. Sie erfüllte den hauptsächlichen Zweck, als ein vollkommenes Muster für die Kunst der Befestigung dazustehen, aber sie konnte auch im Kriege selbst von praktischem Nutzen sein, indem sie einen unerreichbaren Zufluchtsort darbot, und selbst die Weser und die Leine beherrschen half. Wirklich widerstand sie im Jahre 1787 allen Versuchen des Landgrafen von Hessen-Kassel, der sich der Grafschaft gewaltsam bemächtigt hatte, aber den Wilhelmstein nicht zur Uebergabe bringen konnte. Der Graf ging bei dieser Anlage von noch tieferen Absichten aus. Er hatte den großen Gedanken, daß ganz Deutschland für jeden äußeren Feind ein festes und unbezwingbares Land werden könnte, wenn jeder deutsche Fürst, groß oder klein, nach seinen Kräften in seinem Gebiete die von der Natur mehr oder minder dargebotenen Oertlichkeiten benutzte, und durch Kunst zu unangreifbaren Plätzen erhöbe. Er seinerseits wollte ein Beispiel der Ausführung dieses wichtigen Gedankens geben, und er dachte sich den Wilhelmstein am liebsten als einzelnes Glied einer solchen großen durch das ganze Vaterland vielfach geschlungenen Kette. Hier gründete er zugleich eine vollständige Kriegs-

schule, besonders aber für die Artillerie und das Geniewesen, unter der Aufsicht des Majors Saint-Etienne, eines vortrefflichen Offiziers, den er aus Frankreich verschrieben hatte; er berief die ausgezeichnetsten Lehrer und Führer, schaffte mit großem Aufwande die nöthigen Bücher an, Modelle, Naturalien, mathematische und astronomische Geräthe, und was sonst dem Unterrichte tauglich schien, der sich, obwohl mit steter Hinsicht auf das bestimmte Fach, über alle Zweige des Wissens verbreitete.

Am wenigsten wurde die ausübende Thätigkeit verabsäumt. Unfern von Steinhude, am Ufer des Sees, erstreckten sich vielfache Befestigungen und andere kriegswissenschaftliche Anlagen. Alle Arten von Feldschanzen, Lager, Kasematten, Minen, Feuerwerke und Geschütze waren hier vorhanden; die mannigfachsten Uebungen und Versuche in Stellung und Bewegung der Truppen fanden hier Statt; viele, zum Theil bedeutende Erfindungen und Verbesserungen gingen von hier aus, besondere Waffenarten, leichtere Geschütze und Lavetten, neue Minirkünste, worunter die Eisminen besonders merkwürdig, die in Bückeburg einige Jahre früher, als in Schweden, wo man diese Erfindung zuerst versucht zu haben meinte, in Ausführung kamen. Zur Prüfung der Pulverkraft überhaupt, und insbesondere zur Berechnung der Wurfweiten beim Bombenwerfen, stellte der Graf viele Tausend Versuche an, die er genau zu Buch bringen ließ, um wissenschaftliche Ergebnisse daraus entnehmen zu können. Seine Stückgießerei in Bückeburg, welche viele Kanonen für England und Portugal geliefert, war auf eigne Weise eingerichtet, unter anderen wurde darin ein Bohrer von des Grafen eigener Erfindung mit gutem Nutzen angewandt. Bei den Truppen selbst wurden neue taktische Anordnungen gemacht, besonders in der Aufstellung und dem Gebrauche des Fußvolks, wobei die Absicht hauptsächlich war, dieser Waffengattung mehr innere Tiefe und dabei doch ein wirksames Feuer zu geben, sie mit leichtem Geschütz vortheilhaft zu verbinden, und gegen die Angriffe der Reiterei in festen Stand zu setzen. In seinem System übrigens standen alle Theile der Kriegskunst, Befestigung, Geschütz, Reiterei, Fußvolk, in engster Beziehung

untereinander, und bildeten ein großes Ganze, aus dem sich das Einzelne nicht trennen ließ. Die größte Sorgfalt bewies der Graf beim Auswählen der Zöglinge, denen er die Aufnahme in seine Kriegsschule verstattete; auch hier sah er weder auf Geburt noch Vermögen, sondern einzig auf Fähigkeiten und Karakter; denn nur edlen und tugendhaften Menschen, sagte er, dürften die großen Vortheile einer Ausbildung eröffnet werden, welche jeden Einzelnen für sich selbst auf einen höheren Standpunkt stellen müßte, und in der Welt zu höchstem Ansehen und Einflusse erheben könnte. Er wohnte stets den Prüfungen und sehr oft dem Unterrichte bei, durch seine Anwesenheit Lehrer und Schüler geistig anregend; mehrere Theile der Kriegswissenschaft wurden nach seinen Handschriften vorgetragen, er selbst gab häufig lehrreiche Erörterungen; er stellte besondere Fragen an die Zöglinge, veranlaßte sie zu schriftlichen Ausarbeitungen, und besprach sich mit ihnen über geschichtliche und sittliche Gegenstände, um ihr Inneres kennen zu lernen, ihren Geist zu wecken, und ihr Gemüth zu erheben. Sein eigenes Beispiel, seine edle, freie Denkart, und sein großartiger kühner Sinn wirkten mächtig auf den Karakter der jungen Leute, sie hingen ihm mit schwärmerischer Liebe an, und suchten seinem Vorbilde nachzustreben. In der That gingen ausgezeichnete Männer aus dieser Schule hervor, die zum Theil in auswärtigen Diensten späterhin zu großen Ehren aufgestiegen sind. Sein großer und schöner Zweck, eine polytechnische Lehranstalt der Kriegskunde, eine Universität für Offiziere zu gründen, die hier zugleich den geistigen und sittlichen Werth ihres furchtbaren Berufes würdig erfassen sollten, hat sich auf diese Weise durch die That glänzend erfüllt und gerechtfertigt; mochte immerhin von Vielen, besonders im Beginne, dieser Zweck verkannt und verspottet, so wie die Arbeiten und Kosten dieser Anstalten als thörichte Verschwendung mißbilligt werden, die Einsichtsvolleren wurden bald gewahr, daß der Graf in allem, was er betrieb, einen höheren Gesichtspunkt hatte, und mit Beharrlichkeit verfolgte. In seinen Anlagen und Versuchen war alles ernst und streng, nirgends eine bloße Spielerei oder ein leerer Anschein, kein

Leichtsinn im Unternehmen, überall das sicherste Gelingen im Ausführen. Sein vorschreitender Geist ist in der That zu bewundern, wenn man das Streben, welches ihn beseelte, mit den späteren Geschichtsentwickelungen, die er nicht mehr erlebte, zusammenhält. Was die nachfolgende Zeit gebieterisch in größter Fülle und ungeheuren Massen forderte und hervorbrachte, hatte damals ein kleiner deutscher Fürst mit klugem Sinn und richtigem Scharfblicke in leisen Anfängen erfaßt und gehegt, ganz entgegengesetzt so manchen späteren Beispielen, wo bei schon entwickelteren Gestalten auch die lauteste Stimme der Zeit weder Sinn noch That wecken konnte!

Ueber die kriegswissenschaftlichen Anstalten und Arbeiten des Grafen hat der nachherige preußische General von Scharnhorst, damals hannöverscher Fähndrich, und früher selbst fünf Jahre lang bis zum Tode des Grafen ein Zögling der Kriegsschule auf Wilhelmstein, einen lesenswerthen Aufsatz geschrieben, der im neunten Theile von Schlözer's Briefwechsel abgedruckt worden. Nachdem er in Kürze angeführt und erläutert, was der Graf geleistet und beabsichtigt, und darauf dessen Geist und Karakter gebührend gepriesen, fährt er also fort: „Ich kann ohne eine Art von Enthusiasmus mich nicht der Anordnungen dieses Herrn erinnern, und mir ist nie was lächerlicher vorgekommen, als wenn Leute, die in allem weit unter ihm sind, die Dreistigkeit haben, ihn entscheidend zu beurtheilen, zu loben oder zu tadeln!“ Dies sind die Worte eines Mannes, dessen Urtheil durch seine ruhmvolle Thätigkeit im Kriegsunterricht, und durch sein unsterbliches Verdienst um vaterländische Heeresbildung hinreichend beglaubigt ist, und in dessen Seele vielleicht am meisten das Vorbild seines großen Lehrers die stillen und reichen Kräfte wecken und nähren half, deren Hervorbrechen in dem allgemeinen Waffenaufstande der Preußen das Jahr 1813 zu einem der Wendepunkte gemacht hat, in welchen die Weltbegebenheiten zu neuen Richtungen übergehen! Vieles von dem, was der Graf betrieb und erdachte, wurde in der Folge durch andere Männer an's Licht gestellt, indem sie seine Angaben unmittelbar benutzten, oder zu

weiterer Ausbildung brachten; der Major von Zanthier, späterhin in portugiesischen Diensten, schöpfte den Inhalt seines Versuches über Märsche und Läger, der Major Saint-Etienne den seines Werkes über die Minen großentheils aus den handschriftlichen Mittheilungen des Grafen, welcher diese Gegenstände mit großer Sorgfalt eigenhändig bearbeitet hatte. Er selbst aber legte den Ertrag seines Denkens und seiner Erfahrungen in einem Werke nieder, welches die Kunst, einen kleinen Staat gegen eine große Macht zu vertheidigen, ausführlich entwickeln sollte; es war dem Könige von Portugal gewidmet, und zunächst für dieses Land berechnet; viele Stellen daraus, die Vertheidigung der Schweiz betreffend, pflegte er wohl vorzulesen, allein die Hauptsachen, Portugal angehend, theilte er nie mit, wie er überhaupt alles, was dieses Land betraf, nur mit Vorsicht und Zurückhaltung berührte. Ein Auszug dieses Werkes wurde unter dem Titel Mémoires sur la guerre défensive im Jahre 1775 zu Stadthagen in sechs kleinen Bändchen gedruckt, aber niemals ausgegeben, nur zehn Abdrücke davon wurden veranstaltet, und diese im Archive zu Bückeburg verschlossen. Der Graf hat in dieser Schrift, wie berichtet wird, die Absicht aller seiner Versuche, die Bedeutung aller seiner Anstalten im Zusammenhange dargelegt; sein großer Zweck ist die Verminderung des Krieges durch dessen Ausbildung und Veredelung, wie er in folgenden Worten zu erkennen giebt. „Der Mensch", heißt es in der Vorrede des genannten Buches, „scheint von Natur eine Neigung zum Kriege zu haben, wie gewisse Thiere zum Raube. Was der Mensch mit jedem thierischen Triebe thun muß, um nicht zum Thiere hinabzusinken, muß er auch bei diesem thun, ihn bilden und veredeln. Die Neigung zum Kriege, die, roh und ungebildet, Schande der Menschheit ist, wird dann Quelle von neuen Tugenden, von Großmuth, Tapferkeit, und jeder männlichen Größe. Die Bemühung, die Kriegswissenschaften zu vervollkommnen, ist also nicht das traurige Geschäft der Erfindung neuer Arten künstlich zu morden, sondern Verdienst um die Menschheit. Je vollkommener die Kriegswissenschaften sind, desto gefährlicher ist es Kriege anzufangen, desto seltener wer-

den Kriege geführt, desto mehr entfernt sich die Art sie zu führen vom wilden Erwürgen. Mißbrauch dieser höheren Kunst zum Angriffskriege führt uns dahin zurück, worüber sie selbst uns erhob. Keiner, als der Krieg der Vertheidigung ist rechtmäßig, jeder Angriff unter der Würde des rechtschaffenen Mannes." Und in einer anderen Stelle: „Die Vertheidigungseinrichtungen verringern die Kriege, indem der Nachbar, wegen der vielen Schwierigkeiten, die er bei entstehendem Kriege zu überwinden hat, zurückgehalten wird, etwas zu unternehmen. Den Krieg verhindert man auf diese Art durch ihn selbst, oder vermindert ihn wenigstens." Die Vertheidigung zu verstärken, und ihr auf alle Weise die Ueberlegenheit über den Angriff zu verschaffen, dahin trachtete sein edler Geist in seinem wissenschaftlichen Bemühen aus allen Kräften.

Als der Feldmarschall Graf von Gneisenau diese Schilderung der Kriegstüchtigkeit unseres Helden zuerst gelesen, sagte er zu dem Verfasser: „Sie haben den Grafen zur Lippe sehr gerühmt, aber noch lange nicht nach Verdienst, er war viel größer noch, als Sie ihn darstellen. Ich habe mich früher eine Zeitlang in Bückeburg aufgehalten, und dort im Archiv seine Handschriften durchgelesen. Unsere ganze Volksbewaffnung vom Jahre 1813, Landwehr und Landsturm, das ganze neuere Kriegswesen, hat der Mann ausführlich bearbeitet, von den größten Umrissen, bis auf das kleinste Einzelne, alles hat er schon gewußt, gelehrt, ausgeführt. Seine Denkschrift über die Vertheidigung Portugals, die nach Lissabon gesandt und dort sorgsam aufbewahrt wurde, enthält Zug um Zug auf das genaueste alle Maßregeln, welche später Lord Wellington dort genommen hat, dessen Stellungen und Bewegungen nur die Ausführung von Lippe's Angaben und Vorschriften sind. Denken Sie nun, was das für ein Mann gewesen, aus dessen Geiste so weit in der Zeit voraus zwiefach die größten Kriegsgedanken sich entwickelt, an deren später Verwirklichung zuletzt die ganze Macht Napoleons eigentlich zusammengebrochen ist!" Und der dies sagte, war Gneisenau.

Bei allen seinen Einrichtungen und Arbeiten behielt der

Graf Wilhelm besonders Portugal fortwährend im Auge; dieses Land war ihm durch den Beruf, welchen das Geschick ihm daselbst zugewiesen, für immer theuer geworden, und er widmete demselben seine Fürsorge und Thätigkeit als unwandelbare Pflichtgebühr. Sein Einfluß auf die portugiesischen Angelegenheiten blieb auch in der Entfernung stets bedeutend; der König verlangte seinen Rath in den wichtigsten Dingen, und befolgte denselben mehrentheils mit völligem Vertrauen. Auf wiederholte dringende Einladung reiste der Graf im Jahre 1767 durch Frankreich und Spanien zum zweitenmale, jedoch nur auf kurze Zeit, nach Portugal, um seinen Anordnungen, die zu verfallen drohten, neue Kraft zu geben, und sie durch nachträgliche Einrichtungen zu vollenden. Er setzte neuerdings den Bestand der portugiesischen Truppen in bestimmter Zahl und Ordnung fest, und musterte darauf das wieder zu regelmäßiger Gestalt vervollständigte Heer in dem Lustlager bei Palmela, wohin der König selbst sich begab, der Heerschau beizuwohnen. Dieser bezeigte dem Grafen unverändert die zuvorkommendste Geneigtheit und ausdrücklichste Hochachtung, er behandelte denselben mit einer zarten Scheu, die eine Anerkennung der Ueberlegenheit desselben war, er hörte nicht auf, ihn den Retter, den Wiederhersteller Portugals zu nennen, und als solchen bei jeder Gelegenheit zu ehren. Auch im Volke war sein Ansehen, wie bei Hofe, während seiner Abwesenheit nur gestiegen; die Zeit hatte die Trefflichkeit seiner Anordnungen vielfach bewährt, und die guten Folgen seines Wirkens vor Augen gestellt; zu bedauern blieb nur, daß seine Kraft und Strenge nicht tiefer in das eigentliche Leben des Volkes einzudringen vermochte; seine Schöpfungen gediehen nicht von selbst, sie bedurften, gleich fremdartig aufgedrungenen Gebilden, stets einer künstlichen Pflege. Der Einfluß der Geistlichkeit, trotz aller Schläge, welche der Marquez von Pombal gegen ihre Macht geführt, erhielt den Geist der Nation in dumpfer Unterdrückung, und in einem Lande, wo die Inquisition noch herrschen durfte, war keine dauernde Verbesserung, die auf Wissenschaft und Geistesbildung beruhte, zu hoffen. Der König selbst vermochte den Grafen nicht vor allen Angriffen und Gefahren

jenes damals noch furchtbaren Tribunals zu schützen, und dieser kehrte noch im nämlichen Jahre mit der Ueberzeugung heim, daß die Kriegsverfassung Portugals an Gebrechen leide, deren Heilung nicht mehr in ihrer eigenen Anordnung, sondern nur in der des ganzen Staates zu suchen sei. Schon im nächsten Jahre bedauerte man am Hofe die Abwesenheit des Grafen, und wünschte die Eindrücke, die seine Rückkehr nach Deutschland beschleunigt hatten, wieder auszulöschen. Der Marquez von Sa und Mello kam als außerordentlicher Gesandter von Lissabon mit geheimen Aufträgen nach Bückeburg; es hieß, der Marquez von Pombal habe den Grafen über die obwaltenden Streitigkeiten mit dem Pabste und den Jesuiten zu Rathe gezogen, und ihm Vorschläge zu neuen Entwürfen gemacht, die seine Mitwirkung in Anspruch nehmen durften. Allein dieser scheint darauf nicht besonders eingegangen zu sein. Ein bei dieser Gelegenheit abermals angebotenes Jahrgehalt von 3000 Pfund Sterling lehnte der Graf wie früher beharrlich ab. Seine enge Verbindung mit Portugal erhielt sich darum nicht minder durch seine ganze nachfolgende Lebenszeit; immer blieb sein aufmerksamer Blick dorthin gerichtet, immer empfing er von dorther neue Anregung. Im Jahre 1773 ließ er bei allen portugiesischen Regimentern nach seiner eigenen Anordnung zweckmäßige Soldatenschulen errichten, und drei Jahre später sandte er sechszehn seiner Offiziere nach Lissabon, welche daselbst die gesammte Artillerie in neuen Stand setzten. Späterhin, als für Portugal wiederum Krieg mit Spanien zu befürchten schien, glaubte er zwar den ihm angetragenen Oberbefehl über die portugiesischen Truppen wegen seiner zerstörten Gesundheit vorläufig ablehnen zu müssen, doch würde er sich bei wirklichem Ausbruche des Krieges diesem Berufe nicht entzogen haben; noch seine letzten Lebenstage waren mit dem Gedanken einer dritten Reise nach Portugal lebhaft beschäftigt.

Inmitten aller großen Entwürfe und Thätigkeiten empfand Graf Wilhelm tief das Bedürfniß inniger Verhältnisse und edlen geistigen Umgangs. Von früher Jugend schon aus Grundsatz dem Heirathen entgegen, konnte er doch die Sehn-

sucht nach dem stillen Glücke einer liebevollen Verbindung nicht unterdrücken. Marien Gräfin zu Lippe-Büsterfeld, die Schwester seines Freundes und Waffengefährten, des Grafen Ferdinand, lernte er zuerst durch ihr Bild, und durch einige Briefe kennen, die ihm bei dem Bruder zu Gesichte kamen, und er faßte eine lebhafte Neigung zu dem schönen Gemüth, das sich in diesen Zügen unschuldig entfaltete. Noch hatte er sie nicht selbst gesehen, als er um ihre Hand werben ließ; sie willigte mit freudiger Zuversicht ein, und im Herbste des Jahres 1765 fand die Verbindung Statt. Die Gräfin war eine Frau von großer Schönheit, liebenswürdig und edel in ihrem ganzen Wesen. Sie wirkte durch ihre Sanftmuth und Frömmigkeit mit lindem Zauber auf sein starkes Gemüth, und stimmte seinen rauhen Ernst in sanftere Empfindung herab. Obwohl von ungleichem Alter und dem Anscheine nach von entgegengesetzter Gemüthsart, liebten sie einander mit inniger fast romanhafter Zärtlichkeit, vielleicht zu sehr, sagte man, um ein ganz glückliches Ehepaar zu sein. Die Gräfin schien ganz von dem Willen und den Meinungen ihres Gemahls abzuhängen, ohne deßhalb die lebhafte Heiterkeit ihres jugendlichen Alters im Umgange mit ihm und Anderen zu verläugnen. Er fühlte sich überaus glücklich in ihrer Gesellschaft, und lebte ganze Zeiten mit ihr in Einsamkeit und Ruhe auf dem schöngelegenen Lustschlosse zum Baum. Das Glück der Gräfin schien bei zunehmenden Jahren nur zu steigen, da ihr Gatte sich stets näher und vertrauter zu ihr hinneigte, und das ganze Verhältniß mehr in Gleichgewicht kam. Im Jahre 1771 gebar sie eine Tochter, worüber der Graf, der einen Sohn gehofft, eine Zeitlang betroffen blieb, und sich die ersten Stunden auf seinem Zimmer einschloß, bald aber gefaßt wieder hervortrat, und keine andere Empfindung mehr blicken ließ, als die der zärtlichsten Theilnahme für seine Gattin. Die Tochter starb indeß nach einigen Jahren wieder, zum großen Schmerze der Eltern, die keine Kinder mehr bekamen. Mehrere Briefe der Gräfin an Herder sind in der Lebensgeschichte dieses Gelehrten aufbewahrt, und zeugen von dem liebenswürdigen, bescheidenen und frommen Sinne der vortrefflichen Frau,

Moses Mendelssohn, der sie mit dem Grafen bald nach dem Verlust ihrer Tochter in Pyrmont kennen gelernt, giebt von ihr und ihrem Verhältnisse zu ihrem Gatten eine anziehende Schilderung, die ganz jenen Briefen entspricht, und aus der mehrere Ausdrücke hier absichtlich beibehalten worden. Die Gräfin war die innige Vertraute ihres Gemahls, die Bewahrerin seiner Handschriften, die Theilnehmerin seines Lesens; nur diejenigen Seiten seines Innern, die dem untersuchenden Denken über die höchsten Dinge zugewendet waren, hielt er gegen sie einigermaßen verschlossen, er fürchtete ihre stille Frömmigkeit durch seine philosophischen Gedanken zu stören, und ihren unterrichteten, aber nicht kühnen Geist durch den hohen Schwung des seinigen zwecklos zu verwirren.

Einen vertrauten Freund des Herzens besaß er in seinem Major Riepen, einem Manne von edlem Karakter und theilnehmender Seele. Für diesen Freund hatte er kein Geheimniß; alle seine Handlungen theilte er ihm ohne Rückhalt mit, seine geheimsten Entwürfe und Neigungen, selbst seine Schwächen, sofern er sie erkannte und sich selber eingestand. Innig vertraut war ihm auch sein Rath Springe, ein Mann von biederer Treuherzigkeit, der ihn ohne Scheu tadeln durfte, und dieses Vorrecht mit allem Ernst ausübte. Geistig bedeutender war des Grafen Verhältniß mit Thomas Abbt. Dieser junge Gelehrte war Professor in Rinteln, als der Graf nach seiner Rückkehr aus Portugal dessen Schrift vom Tode für's Vaterland zu lesen bekam. Er war entzückt von der beredten Darstellung großer Gedanken, deren Gegenstand ihn selbst lebhaft beschäftigt hatte, schrieb an den Verfasser, und lud ihn zu sich ein, indem er gleich einen sechsspännigen Wagen mitsandte, um ihn nach Bückeburg abzuholen. Bald nachher verließ Abbt seine Anstellung in Rinteln, und trat als Hof- und Regierungsrath in des Grafen Dienste. Er bekam keinen bestimmten Geschäftskreis angewiesen, sondern sollte frei seinen Geistesarbeiten leben; er wohnte und speiste mit dem Grafen auf dem Schlosse, und wurde sein täglicher, liebster und vertrautester Umgang. Abbt spricht in seinen Briefen an Moses Mendelssohn und Justus Möser mit wahrer Begeisterung von ihm. Folgende Stellen daraus

mögen hier als ursprüngliche Züge zur näheren Schilderung der Verhältnisse und Personen ihren Platz verdienen. „Der Herr Graf von der Lippe-Bückeburg", heißt es darin, „hat mir den Einwurf gemacht, daß ich die starke Seele zu sehr vom großen Geiste unterscheide; daß seiner Meinung nach die Stärke ohne die Größe nicht sein könne, und daß die starke Seele nur ein großer Geist wäre, durch den Enthusiasmus in Bewegung gesetzt. Was sagen Sie zu dieser Kritik? Er schien am meisten damit zufrieden, daß ich dem Kaiser Otho Gerechtigkeit hatte widerfahren lassen, und das Stück aus dem Tacitus hielt er für unverbesserlich erzählt." Ferner: „Wenn Sie ihn bei Tische ganze Stellen aus dem Shakspeare mit der vollen Empfindung des Inhalts hersagen hörten, und ihn bei einer gestirnten Nacht, mit philosophischem Tiefsinn und bescheidenem Zweifel, über die wichtigsten Materien, die den Menschen angehen, sprechen hörten, so würden Sie ihn hochschätzen. Wozu Sie noch setzen müssen, daß er sein Handwerk, die Kriegskunst, zu einem hohen Grade der Vollkommenheit studirt hat. Ich habe ihn und einen englischen Obersten Lloyd eine schwere Stelle des Cäsars bei der Tafel erklären hören, und habe mich geschämt. Man glaubt zuweilen, daß alles Studiren im Kabinette sich befände; aber ich bin versichert, daß das thätige Leben, mit jenem verbunden, viel weiter bringt, als jenes allein." Und an anderem Orte: „Ich halte den Grafen nicht für einen von den lebhaften Geistern, denen die Einfälle mit den Wachskerzen bei Tische kommen, und die manchmal so was Glückliches sagen, daß sie sich fast selbst Verstand zutrauen. Er hat auch nicht die Leichtigkeit im Ausdrucke, die einen zuweilen der Mühe des Denkens überhebt, und dadurch einem mit den Worten ganz unvermuthet ein Gedanken zurollt, so wie bergab ein Wagen läuft, auch wenn er nicht mehr gezogen wird. Hingegen scheint er mir eine tiefe und richtige Ueberlegung zu haben, und mit Langsamkeit zum guten Denken zu gelangen. — Locke scheint ihn gelehrt zu haben, denn er führt ihn öfters mit Ehrerbietung an. Das Große in den Thaten, glaube ich, ist für ihn, wenn er es beschrieben findet, seine Delikatesse; er sucht darnach, und läßt es doch

eine Weile auf der Zunge liegen, ehe er es verschlingt. Er glaubt, daß die Würde der menschlichen Natur heruntergebracht sei in Vergleich mit den alten Völkern. Vielleicht würde er hinzugesetzt haben, seit Einführung der christlichen Religion, wenn er es gewagt hätte. Er führte uns bei Tische einen Zug aus dem Sallust an, wo erzählt wird, daß sich zwei Brüder aus Karthago lebendig hätten einscharren lassen, nur damit sie bei einer Gränzstreitigkeit etwas mehr Land für ihren Staat gewinnen möchten. Kein Mensch bei Tische erinnerte sich des Zugs. Er wußte ihn auch nicht nach den übrigen Umständen. Als ich nach Rinteln zurückkam, suchte ich etwas zweifelhaft im Sallust nach, fand auch die Stelle glücklich, machte eine Uebersetzung davon, und schickte sie mit einem Briefe. In seiner Antwort werden die bedächtlichen Ueberlegungen über die Erzählung des Sallust für Sie dasjenige bestätigen, was ich von seinem bedächtlichen Denken gesagt habe. — Zur Kenntniß seines Geistes gehört vielleicht noch der Gedanke, den er mir als eine seiner Träumereien, wie er sie nennt, angegeben hat: die Landenge zu durchgraben, die das mittelländische Meer vom rothen Meere trennt, und dadurch ohne Schwertschlag die Handlung, und folglich die Lage aller vier Welttheile zu verändern. — Sie können noch hinzusetzen, daß ihm in meiner Schrift vorzüglich die Gerechtigkeit gefallen hat, die ich der edlen Entschließung des Otho widerfahren lasse. Denn dem Tode entgegengehen mit der vollkommensten Gewißheit, daß man ihn antreffen werde: dies hält er für die einzige Größe bei der Tapferkeit. — Er sprach mit Enthusiasmus vom General; hielt dafür, daß bei der Ausübung bloß die wenigsten Fehler den größten General machten; daß unter den Neuern Turenne seines gleichen noch nicht gefunden, daß der letzte Krieg bei den trefflichen Truppen, die vorhanden gewesen, und bei den großen Moyens, noch nicht die großen Generale gezeigt hätte, die man hätte vermuthen sollen; und daß man wenigstens sagen könnte, sie hätten sich nicht in so mancherlei und höchst verschiedenen Formen gezeigt, wie Turenne." — So weit Abbt in seinen Briefen. Der Graf verehrte seinen Freund mit aller Wärme einer gleichgesinnten Seele;

er wurde durch ihn in seiner Denkart vielfach geläutert und verändert; viele Vorurtheile, in denen er noch befangen war, legte er allmählich ab, und faßte eifrig die neuen Ansichten, die sich ihm geistreich darboten. Abbt wußte durch große Nachgiebigkeit und geschicktes Fügen auch auf die Angelegenheiten des Landes einen wohlthätigen Einfluß zu erlangen, und hatte Theil an vielen Verbesserungen, besonders im Kirchen- und Schulwesen. Als dieser junge Schriftsteller nach kurzer Frist schon im Jahre 1766 den Hoffnungen des Vaterlandes allzuschnell entrissen wurde, war der Graf über seinen Verlust lange Zeit untröstlich. Er ließ dem Frühverstorbenen in der Hofkirche ein Denkmal errichten, dem er die selbstverfaßte Inschrift gab: „Wenn reine Gottesfurcht, ungeheuchelte Menschenliebe und ausgebreitete Gelehrsamkeit Verdienste sind, so besaß der Selige, dessen Gebeine hier ruhen, das, was er der Welt angepriesen hat.“ Er sprach nie ohne heftige Rührung von ihm, und behielt sein Bild stets vor Augen in seinem Zimmer aufgestellt.

Geraume Zeit später, im Jahre 1771 berief er den schon damals berühmten Herder, ihm vorzüglich durch eine Lobschrift auf Abbt werth geworden, als Konsistorialrath in seine Dienste nach Bückeburg; demselben war eine ähnliche Stellung, wie die von Abbt, beschieden, eine ansehnliche Besoldung sollte ihn zu keiner bestimmten Arbeit verpflichten. Allein der Graf wurde mit ihm keineswegs so vertraut, wie er es mit Abbt gewesen, das Verhältniß bildete sich anders. Erst durch die Gräfin, die Herder'n als ihrem Beichtvater mit frommer Zuversicht entgegenkam, wurde bei diesem eine größere Annäherung zu ihrem Gemahle bewirkt. Der Graf hielt Herder'n allerdings für einen Mann von größeren Talenten und umfassenderen Kenntnissen, als bei aller Vorliebe ihm Abbt hatte dünken können; er freute sich mit lebhaftester Theilnahme der Auszeichnung, die Herder gleich im ersten Jahre durch die Akademie der Wissenschaften zu Berlin erhielt, indem seiner Abhandlung über den Ursprung der Sprache der Preis zuerkannt wurde, und war stolz darauf, daß Friedrich der Große doch nun erfahre, welch treffliche Geister auch im Vaterlande, und selbst unter so geringer

Pflege, erblühen könnten, auch sagte er öfters, er wundere sich, daß man ihm einen solchen Mann so lange lasse; allein bei aller gerechten Würdigung des Geistes vermochte sein Herz keiner innigen Zuneigung hier froh zu werden. Herder war zwanzig Jahre jünger, als der Graf, und bei großer Schüchternheit doch sehr unbiegsam; auch war er kein eigentlicher Denker, im strengen Sinne, und als Geistlicher zu einer unfreien Haltung genöthigt, beides dem Sinne des Grafen wenig gemäß, und für Herder selbst, diesem gegenüber, sehr peinlich; seine zugleich feurige und höchst befangene Art stand mit dem ernsten, nachdenkenden, wortkargen, würdevollen und gebietenden Wesen des Grafen in scharfem Gegensatze. An stete Huldigungen gewöhnt, schien dieser von seiner Umgebung eine solche Weise des Umgangs, ohne sie jemals zu fordern, doch stets zu erwarten, und nur da nicht zu vermissen, wo inniges Vertrauen an die Stelle trat. Der tägliche Umgang eines Fürsten, der durch großen Geist hervorragte, und dessen weltliches Ansehen und geistiger Anspruch sich leicht verwechseln ließen, mußte den Untergebenen, selbst wenn der fürstliche Herr seinen Vorrang noch so sehr verläugnen wollte, in der Dauer völlig niederbeugen, oder zur Widersetzlichkeit aufreizen. Dieses Mißverhälniß, sagte man, welches selbst Friedrich der Große und Voltaire nicht zu bezwingen vermocht, habe auch Abbt in der letzten Zeit sehr bitter empfunden, Herder aber gar nicht mehr verhehlen gekonnt, weßhalb er auch die erste annehmliche Veränderung, die ihm durch die Fürsorge seines Freundes Goethe dargeboten worden, begierig ergriffen, und im Jahre 1776 ein erwünschteres Verhältniß in Weimar angetreten habe. Außer diesen beiden Männern, die ihm unmittelbar angehörten, hatte der Graf noch mit anderen ausgezeichneten Geistern seines Vaterlandes freundschaftliche Verbindung angeknüpft, in welcher Hinsicht hier Justus Möser, Zimmermann und Moses Mendelssohn hauptsächlich anzuführen sind. Der münsterische Domherr und Minister Freiherr von Fürstenberg war ebenfalls in Geist und Wirken treu mit ihm verbunden. Dohm sagt hierüber in seinen Denkwürdigkeiten: „Beide Männer, die sich einander als verwandte Geister

ehrten und liebten, hatten durch Wechsel ihrer Ideen sich in der edelsten Ansicht von Kriegswesen und Politik befestiget. Beide glaubten, daß die kleinen deutschen Staaten sich nur dadurch vor den Gräueln der sie so oft verwüstenden Kriege, und vor gänzlicher Unterdrückung schützen könnten, wenn sie durch militairische Bildung und Bewaffnung ihres Volkes sich in Stand setzten, einen plötzlichen Ueberfall abzuwehren, und demjenigen Mächtigern, der die gerechte Sache vertheidige, ihren Beitritt wünschenswerth zu machen. Auch hatten beide den Glauben an die moralische Kraft der Menschen, welche, wie die Geschichte bezeuget, auch ein kleines Volk, das eigenen Boden vertheidigt, oft fähig macht, mächtigen Angriff abzuhalten." Ein Briefwechsel Lippe's und Fürstenberg's über manche Gegenstände der Landesverwaltung soll noch vorhanden sein.

Der Graf, ohne im Gespräch geistreich zu sein, hatte eine angenehme Unterhaltung, er sprach gedrungen, sorgsam bis zum Gesuchten, aber edel und gehaltvoll, mit eigenthümlichem Gepräge; eigenes Nachdenken und große Lebenserfahrungen gaben ihm unerschöpflichen Stoff zu bedeutenden Mittheilungen. Seine gelehrten Kenntnisse waren gründlich und mannigfach: die Göttinger Sozietät der Wissenschaften ernannte ihn in Betracht derselben im Jahre 1767 zu ihrem Ehrenmitgliede. Außer den Kriegswissenschaften waren Staatsverhältnisse, merkwürdige Menschen und Ereignisse, Philosophie und Kunst die hauptsächlichsten Gegenstände, auf welche er das Gespräch zu richten liebte. Daß er aus Dichtern, besonders aus Shakspeare, ganze Stellen auswendig wußte, ist schon erwähnt worden. Er machte sogar zuweilen selbst französische Verse, und nicht ohne Geschick; er übersetzte auf diese Weise mehrere Stücke von Herder, der dagegen ein französisches Gedicht des Grafen über das menschliche Leben in deutsche Alexandriner übersetzt und im zweiten Theile seiner Gedichtesammlung aufbewahrt hat. Einige Stunden des Tages waren regelmäßig der Musik gewidmet, besonders der italiänischen, die er jeder anderen vorzog; er spielte selbst das Klavier vortrefflich; sehr oft ließ er bei seiner Gemahlin Abendkonzerte aufführen, die sein Kapellmeister Johann

Christoph Bach, einer der berühmten Tonkünstler dieses Namens, leitete. Er hatte große Freude an Gemählden, und besaß in seiner Sammlung sehr schöne und kostbare Stücke, sogar eines von Raphael. Im Zeichnen war er selbst sehr geübt; ein eigenes Buch, das er gern zur Hand nahm, war mit Versuchen der bildlichen Darstellung großer Thaten angefüllt, deren Erzählung ihn besonders ergriffen hatte. Den geistreichen Witz, der die Schriftsteller Frankreichs damals vor allen auszeichnete, und sie in Litteratur und vornehmer Welt zu den Ersten erhob, wußte er mit glücklichem Gedächtniß heiter vorzutragen, allein sein eigener Geist nahm selten diese Richtung, sondern war ausschließlich auf das Ernste, Große und Erhabene gerichtet; große Thaten, Tod für Freiheit und Gerechtigkeit, zukünftiges Leben und Vorsehung waren die Gegenstände, die ihn beredt machten. „Am Sonntage in Pyrmont", erzählt Zimmermann, „unter tausend Menschen in der großen Allee unterhielt er mich zwei Stunden lang auf Einem Fleck von allen Beweisen für das Dasein Gottes, ihren Mängeln, und wie ihm dünke, daß man alle könnte übertreffen." Und Moses Mendelssohn erzählt von seiner ebenfalls in Pyrmont mit ihm gemachten Bekanntschaft: „Ich sah einen Mann von langer Gestalt, stark von Gliedmaßen, aber von innerem Harme, vielleicht auch zum Theil von zu harten Strapazen, äußerst abgezehrt. Dieses unsanfte Aeußerliche machte mit dem sehr sanften, menschenfreundlichen Wesen, von welchem es beseelt war, den auffallendsten Kontrast, der sich auch in seinem Betragen deutlich zu erkennen gab. Fremd und abschreckend, dem ersten Anblicke nach, aber ganz Sanftmuth und Theilnehmung, je näher man ihm kam; strenger Ernst von außen, und weichmüthige Menschenliebe im Herzen; die feinste griechische Seele in einem rauhen, westphälischen Körper. In seinem Aeußerlichen, in Kleidung, Gang, und Art sich zu bezeigen, nachlässig bis zum Sonderbaren, und dadurch gemeinen Augen mehrentheils lächerlich; in seinem Ausdrucke sorgsam, bis zum Gesuchten; in seinen Gesinnungen hingegen ungeschmückt und edel, bis zum Erhabenen. — Tod für Freiheit und Gerechtigkeit, zukünftiges Leben und Vorsehung, waren die

Gegenstände seiner gewöhnlichen Unterredung. Ich habe nie einen Menschen mit mehr Wärme von den Wahrheiten der natürlichen Religion reden hören; frei von allen Vorurtheilen, die zu Zwiespalt und Menschenhaß führen, war er von den ächten wohlthätigen Lehren der Religion bis zur Schwärmerei durchdrungen." In solchen Gesprächen einst mit Mendelssohn in Pyrmont auf Nebenwegen lustwandelnd, sah der Graf unvermuthet sich vor einem Graben, der mehrere Fuß breit war; mit seinen langen Beinen schritt er leicht darüber hin, und ging und sprach weiter; Mendelssohn aber konnte nicht folgen, und stand ängstlich und verlegen; als der Graf den Gefährten vermißte, kehrte er sogleich wieder zurück, faßte den kleinen Mann in seine riesigen Arme, trug ihn über den Graben, und setzte dann das Gespräch ruhig fort, als sei gar nichts vorgefallen.

Ein Freund Herder's bemerkt jedoch zu der Schilderung, die Mendelssohn von dem Grafen gemacht, der Ausdruck „rauher westphälischer Körper" verleite hier zu irriger Vorstellung, und sagt dagegen: „Eine edlere Bildung von Körper, zumal den Obertheilen nach, ist mir nicht leicht erschienen. Ein schönes Oval des Kopfs, helle, angenehm funkelnde Augen, eine feine, geistige Nase, ein männliches Kinn, eine treffliche, freie, gewölbte Brust geboten jedem, der auf Körper und nicht auf Kleid und Anzug sah, Hochachtung, so wie schwächeren Gemüthern eine Art von Staunen und Ehrfurcht. Die Arme trug er edel, und fast romantisch, so wie er etwas Romantisches in seiner ganzen Denkart und Lebensweise hatte. Setzen Sie dazu, daß er an Körper so wie an Geist der Größeste seines Landes war, und in den letzten Jahren das Größeste nur immer im Besten, im Mildesten suchte: so mußten diese Eigenschaften gewiß dazu beitragen, auch das mindeste Rauhe und Westphälische von seinem Anblick zu entfernen." Herder stimmt hierin der Meinung des Freundes bei.

Von seiner äußeren Persönlichkeit giebt auch Zimmermann, der ihn viel gekannt hat, in seinem Buche über die Einsamkeit folgende Schilderung: „Einen allgemeiner mißverstandenen und verlachten Mann habe ich in Deutschland

nie gesehen. — Er hatte etwas Auffallendes beim ersten Anblicke. Der Graf von Lacy, vormals spanischer Gesandter in St. Petersburg, hat mir in Hannover erzählet, er habe als General bei der spanischen Armee gegen die Portugiesen gestanden, die der Graf zur Lippe anführte; das Aeußerliche dieses Grafen habe alle spanischen Generale, als sie ihn beim Rekognosziren zuerst durch ihre Ferngläser entdeckten, so sehr frappirt, daß einer nach dem anderen ausrief: Sind denn die Portugiesen von Don Quixote kommandirt? Aber dieser Graf von Lacy, ein Mann von großem Verstande, sprach mir von dem ganzen Verhalten des Grafen zur Lippe in Portugal und von der Größe seines Geistes und seines Karakters mit Entzücken. — Er hatte von weitem ein romantisches Wesen, wegen der heroischen Gestalt seines Körpers, wegen seiner fliegenden Haare, wegen seiner außerordentlichen, langen, hagern Figur, und zumal durch das ungewöhnlich lange Oval seines Kopfes. Aber in der Nähe sah und dachte man ganz anders. Erhabenheit, Scharfsinn, Feinheit, tiefe Beobachtungsgabe, Güte und Ruhe sprachen aus seinem ganzen Gesichte."

Der Graf hatte den Wahlspruch droiture et probité, dann dévouement à la mort, und andere Lieblingsausdrücke dieser Art, die er auch durch sein Leben zu bewähren suchte, wie er denn die Gelegenheit einer heldenmüthigen Hingebung fast zu wünschen schien, und in diesem Sinne keine Gefahr scheute, ja zu beweisen pflegte, die größte Gefahr und keine seien ganz einerlei. Er liebte einsam nachzudenken und zu arbeiten. Um Rath fragte er nicht leicht, überdachte alles selbst, und führte das Erwogene mit schneller Kraft und Sicherheit aus. Wenn er nicht sprach, hatte er etwas Abschreckendes; sein Auge drang scharf in das Innerste; man ließ ihm gerne freien Raum, und wich ihm aus; doch war sein Betragen menschenfreundlich und liebevoll, niemals beleidigend; seine Höflichkeit konnte sich in manchen Fällen bis zu der zartesten Aufmerksamkeit steigern. Mit seinen Dienern wurde er nicht vertraut, aber ungeachtet seiner kriegerischen Gewöhnung an strenges Gebieten und augenblicklichen Gehorsam behandelte er sie bei ihren Fehlern mit Leutseligkeit

und Milde. Den niederen Leidenschaften des Eigennutzes, des Neides, blieb seine hohe Seele stets verschlossen; sein Stolz war auf das Bewußtsein inneren Werthes gegründet, sein Ehrgeiz auf ächte Ruhmliebe; er sprach über sich selbst mit unbefangener Offenheit, ohne eitle Prahlerei, wie ohne heuchlerische Bescheidenheit; willig gewährte er seine Anerkennung, eifrig sprach er seine Achtung aus, wo nur immer ein Verdienst ihm begegnete, vom bloßen Glück aber dachte er gering, obwohl ihn Unglück tief rührte; zurückhaltender war er mit dem Ausdruck seiner Zuneigung, selbst da, wo sie längst entschieden, und seinem Herzen kein Zweifel übrig war. Er lebte äußerst mäßig und enthaltsam, seine Tafel und sein ganzes Hofwesen waren sehr einfach, nur die Festtage der Könige von England und Portugal pflegte er mit einigem Aufwande zu feiern. Krank war er selten, und heilte sich dann meist ohne Hülfe der Aerzte, deren Kunst er wenig vertraute; sein Gemüth war empfindlicher als sein Körper, und durch jenes wurde auch dieser leicht verletzbar, obwohl sonst durch Kriegsmühen und rauhe Lebensweise genugsam abgehärtet; doch fror ihn leicht, und er bekleidete sich deßhalb etwas wärmer, als sich nach seiner sonstigen Strenge gegen sich selbst erwarten ließ.

Mit reichen und edlen Gaben hatte das Leben dem Grafen zur Lippe ein zwar nicht ungetrübtes, doch würdiges und schönes Loos ausgestattet. Durch die Natur begünstigt, von der Welt emporgetragen, voll höherer Glücksfähigkeit in Gemüth und Geist, war er von früher Zeit in einer Bahn vorgeschritten, die nur wenigen Menschen auf solche Weise gegeben ist. Was ihm als härtere Schickung begegnen mochte, traf ihn in Fülle der Kraft und des Muthes, weniger als Hemmung, denn als Anreiz zu höherem Erfolge. Seine Lebensaufgabe war groß und schön seinem richtigen Streben dargelegt, er löste sie wohlgerathen, ohne Verwirrung, ohne Schreckniß und Noth. Den Heldenruhm eines Feldherrn hatte er erworben, und sah seinen Lorbeer unverkümmert grünen. Freie Thätigkeit, durch Mittel erhöht und Macht, ein liebebeglücktes Herz, geistreicher Umgang, alles schien seinen glücklichen Tagen gewährt. Erst an der Schwelle

des Ausganges sollte dieses Leben die volle Schwere seines Geschickes in finsterer Umwölkung dahinnehmen!

Das herannahende Alter, mehr dem Inhalt als der Zahl der Jahre erfolgend, brachte dem Grafen frühzeitige Krankheitsleiden. Seine Gesundheit zeigte sich zerstört, sein Körper, ehemals so stark und abgehärtet, erlag endlich dem langverhehlten Folgewirken so großer Anstrengungen. Inmitten dieser herabstimmenden und an die allgemeine Hinfälligkeit erinnernden Mahnung traf ihn sodann unvermuthet der härteste Schlag, den seine Seele zu empfinden vermochte. Seine geliebte Gattin, die Freundin seines Herzens und der Trost seiner Gedanken, das ganze Glück seiner Lebenstage, sie die Jüngere, die ihn weit überleben sollte, starb am 16. Juni des Jahres 1776 zwei und dreißig Jahr alt, auf dem Landhause zum Baum, an ihrem Geburtstage selbst. Hier zerbrach die Stärke seines Muthes, ihn verließ der Stolz seiner Seele; tiefgebeugt stand er an dem Sterbebette, ohne Klage, ohne Thränen, und überschaute gramvoll seinen unnennbaren Verlust. In tiefer Einsamkeit suchte er seinem Schmerze nachzuhängen; abgesondert von allen Menschen, unthätig, fast ohne Nahrung, nur von seinem Freunde Riepen gesehen, verbrachte er die erste Zeit in trostloser Trauer. Rings um ihn her war alles verödet, sein Gefühl und selbst sein Wunsch ohne möglichen Gegenstand. Wie reich immer an That und Bewegung sein Leben gewesen, abgeschlossen lag es jetzo vor ihm, kein Ertrag desselben fand sich gerettet als Trost des Alters. Ohne Nachkommenschaft, ohne Geschwister, ohne Genossen der Jugend, stand er ganz allein, Fremden sein Land hinterlassend und seine Anstalten, deren Verfall und Zerstörung er mit Bekümmerniß voraussah. Das Andenken der abgeschiedenen Gattin wurde seine einzige Beschäftigung; seine liebste Sorge war die Fortsetzung und künftige Sicherung ihrer ausgebreiteten Wohlthätigkeit. In einem stillen Gehölz erbaute er für die Geliebte ein Grabdenkmal, welches auch ihn mit jener vereinigt umfassen sollte; von ihm selbst war, Zeugin seiner Stimmung, folgende Inschrift: „Heilige Hoffnung, Ausfluß göttlicher Kraft! Quelle des beglückenden Gedanken, daß Verbindungen, welche den er-

kenntnißfähigen Theil unseres Wesens vereinigen, allen Umbildungen des Wandelbaren ungeachtet, unzerstörbar bestehen." An dem Eingange des Gehölzes waren von ihm die Worte: „Ewig ist das Fortschreiten zur Vollkommenheit, wenngleich am Grabe die Spur der Bahn unserem Auge verschwindet." An dieser Stätte, bei jenem Denkmale, weilte er oft stundenlang in stiller Einsamkeit, in schmerzvoller Betrachtung, erfüllt von den Bildern schöner Vergangenheit, von den Gedanken einer nicht mehr irdischen Zukunft. Ein neuer Ruf nach Portugal, wo man seiner dringend bedurfte, weckte ihn für einen Augenblick aus seiner Schwermuth zu neuen Aussichten und Entwürfen; schon war er entschlossen, die Reise anzutreten. Allein auch dieser neue Lebensblick sollte bald wieder erlöschen, seinem trauervollen Dasein war eine andere Wendung verhängt; seine Kraft war gebrochen, er fiel in auszehrende Krankheit. Den Aufenthalt am Grabe seiner Gattin wollte er kaum wieder verlassen. So starb er in tiefem Leide, doch gefaßt und hoffnungsvoll, den 16. September im Jahre 1777.

Er hinterließ eine natürliche Tochter, die Frucht eines Liebesabentheuers in einem portugiesischen Kloster mit einer Nonne, welche dem fremden Kriegsgaste willfährig entgegenkam, hierin nicht sehr zu sündigen glaubend, in einer Zeit, wo ganze Nonnenklöster gleichsam nur Buhlhäuser der Vornehmen waren. Die Tochter wurde in demselben Kloster, in welchem die Mutter lebte, mit Sorgfalt erzogen und sehr in Ehren gehalten; sie aus ihrem Lande und ihren Gewohnheiten nach Deutschland herüberzunehmen, dünkte ihm nicht angemessen, er stiftete ihr eine Versorgung in Lissabon, wo sie noch lange nach ihm lebte, und sich bei Deutschen ihrer hohen Abkunft zu rühmen pflegte.

Der Schmerz der Freunde des Grafen, die Trauer seiner Unterthanen, erhielt lange sein Andenken mit leidenschaftlicher Verehrung. Friedrich der Große, der ihn im Jahre 1768 zu Hagenburg persönlich besucht hatte, sagte von ihm, er sei ein großer Feldherr seiner Zeit gewesen. Die Dichter Gleim und Jacobi ehrten preisend seinen Namen, der auch in Portugal ruhmvoll gefeiert blieb. Die Bildnisse des

Grafen und der Gräfin, beide von Strack gemahlt, besaß Gleim in seiner reichen Sammlung, die noch jetzt in Halberstadt durch Dr. Körte glücklich bewahrt wird. Auch ein paar Denkmünzen sind hier zu erwähnen. Das nachfolgende Gedicht, vom Freiherrn de la Motte Fouqué nach einer mündlichen Sage verfaßt, fügen wir mit freundlicher Bewilligung des Dichters hier an. Demselben danken wir auch die Uebersetzung einer pindarischen Canzone von Antonio Diniz da Cruz e Silva, welche als Gedicht und als vaterländische Merkwürdigkeit gleicherweise hier eine Stelle verdient.

Graf Wilhelm von der Lippe.

Volkssage.

Im Norden unsres Land's, des lieben, alten,
Das sie vor langer Zeit Germania hießen,
Weil's brüderlich zusammen hat gehalten,

Dem Ort nicht allzufern, wo sich ergießen
Der Weser Fluthen durch's westphäl'sche Thor,
Um friedlich durch ein blühend Land zu fließen,

Steigt ehrenwerth ein alter Wald empor,
Groß, schattig, frisch, an Büschen reich und Bäumen,
Sie allesammt ein feierliches Chor,

Und mitten drin auf kaum behau'nen Räumen
Ein schönes Haus, doch nun beinah verfallen,
Bewohnt nur von vergang'ner Tage Träumen.

Weit durch hört man die Tritte wiederhallen,
Die Thüren auf, am Boden Gräser schwankend,
Und oben Einsturz drohend schon die Hallen,

Epheu sich kühn empor die Mauern rankend,
Des Garten Pflanzen all' ein wild Gestrüppe,
Nicht mehr der einst genoss'nen Pflege dankend.

Graf Wilhelm wohnte hier, der von der Lippe,
Nachdem er, Lenker kriegg eübter Schaaren,
Vorbeigeschifft im Leben mancher Klippe.

Nicht konnt' ihn Einsamkeit vor Leid bewahren,
(Wer scheitern soll, der scheitert noch im Hafen!)
Der süßen Gattin Tod mußt' er erfahren.

Drauf, nur bedacht, geruhig einst zu schlafen
Als Leiche bei dem heißgeliebten Leib,
Sah man verwelken still den edlen Grafen.

Ein Grab zu bauen war sein Zeitvertreib,
Dort brannt' unausgelöschter Lampenschimmer,
Dort blühten Blumen für sein holdes Weib.

Und bei der Sterne trüblichem Geflimmer,
Wo alle Welt des Schlafes Düft' umwehn,
Fand ihn die Mitternacht ein Denkmal immer.

Was dort ihm einst in Einsamkeit geschehn,
Erzählen Jäger, und wie ich's vernommen,
Laß ich vor euch auch das Gebild' erstehn.

In tiefem Dunkel fast dahin gekommen,
Wo all sein Lieben lag, auf ödem Wege,
War's ihm, als sei'n zwei Lichter dort entglommen.

Ein's still herstrahlend aus dem Buschgehege,
Das in der Gruft schon lang' ihm wohlbekannte,
Das andr' im weiten Kreis beständig rege.

Wie ward dir, tapfre Brust? Ob Schauer sandte
Dir wohl der Geisterwelt geheimer Rund,
Der ewig fremd' und ewig wohlbekannte?

Ob Schau'r, ob nicht. Mit eigner Kraft im Bund,
Gewiß, daß eigner Klarheit sie entstamme,
Tratst du heran zu ungewissem Fund.

Und plötzlich war dir nah die Wandelflamme,
Nicht Flamme mehr; in menschlicher Erscheinung
Stand's trüb gelehnt am alten Buchenstamme.

Laut rief der Graf: „Wer du? Was deine Meinung?
Mensch oder Geist, wer kömmt zu meinen Klagen?
Wer sucht mit mir im tiefen Schmerz Vereinung?"

Wie aus entfernter Waldkluft hergetragen
  Auf Windesflügeln, klang's in leisem Laute:
  „Dir soll dein eignes Aug' die Antwort sagen."

Und langsam, fast als ob sie niederthaute,
  Sank ab des Hauptes feuchte Nebelhülle,
  Daß frei der Graf in's bleiche Antlitz schaute.

„Wie nun? Wie faßt dich nun des Grausens Fülle?"
  Sprach ihn der Todte an: „Du, froh im Krieg,
  Achtlos, ob rings Kanonendonner brülle!

Sonst labte dich mein Blick. O, wie der Sieg
  Nach manches Tages wetterschwangerm Dräuen
  Begeisternd uns am Abend niederstieg!

Du Fürst, ich dein Gefährt'. Es mußt' uns scheuen
  Der Frank, auf den westphälischen Gefilden,
  Sich deutscher Muth an unserm Muth erneuen.

Wie dann wir südlich zogen, nach den milden
  Provinzen Portugals, und seiner wahrten,
  Bemüht, sein Volk zu wackrer That zu bilden, —

Weh mir, daß wir zum Rückweg je uns schaarten!
  Die Fahrt, den andern Brüdern all' erfreulich,
  War die unsel'ge mir von allen Fahrten.

Sei Tod im Kriege schwer, im Meer abscheulich,
  Doch gleicht er seinem Bruder nicht, dem grassen,
  Den uns die eigne Brust gebiert untreulich.

Es kam dein süßes Weib, dich zu umfassen, —
  Da klang's im glüh'nden Herzen mir: Entbehrung!
  Und nimmer konnt' ich nun vom Grame lassen.

Verderben ward mir deines Glücks Gewährung,
  Doch schwieg ich, wie's der Gott in mir gebot,
  Nur froh in eigner nahender Verzehrung.

Es schwand der Augen Gluth, der Wangen Roth,
  Die süße Mörd'rin nah, mitleidig immer,
  Und sein gejagtes Wild ergriff der Tod.

Wenn andre Geister nun mit Klaggewimmer
  Des eignen Lebens Ruhestell' umwanken,
  Lockt hieher mich der Lampe bleicher Schimmer.

Selbst abgezehrt zum trauernden Gedanken,
Wo sollt' ich lieber seufzen, lieber flüstern,
Als wo hinab auch deine Freuden sanken!"

Da rauschten windbewegt die Buchen, Rüstern,
Der Luftgestalt zerfloß ihr bleiches Scheinen,
Einsam, verlassen blieb der Graf im Düstern.

„So muß fortan ich — rief er — zwei beweinen;
Mehr hat des Gram's mir ihre Gruft erworben,
Mehr Sehnsucht nach unendlichem Vereinen!"

Bald drauf ist fromm und selig er gestorben.

Ao Conde Reinante de Schauenbourg Lippe

Marechal General dos exercitos Portuguezes.

Estrophe 1.

Eu não sei, temperando as varias cores,
Dar vida c'o pincel a heroe famoso,
Ou com subtis lavores
Em bronze erguer-lhe o vulto magestoso;
Fragil escudo contra o braço irado
Do ferreo Velho alado:
Mas no sagrado Pindo
Com destro mão, de eterna fama abrindo
Ao vulgo rude incognitos, thesouros,
Levo seu nome aos seculos vindouros.

Epodo 1.

Soberbo Tejo, se brilhante croa
De Dirceos hymnos teço,
A' tua invicta prole os não offreço,
Que não he do valor só mãi Lisboa.
Gradivo em toda a parte ama a virtude:
E entre as guerreiras lides,
Oh quantos tem mandado a Scythia rude
A Aurora a fulminar bravos Alcides!

Antistrophe 1.

Tu a meta serás, Lippe famoso,
A que do Argivo carro a ardente roda
Guiarei glorioso,
E destro auriga cercarei em roda.
Já entrão na carreira impacientes
Meus Pegasos ardentes;
E d'escuma banhando
Os fumantes pescoços vão voando,
Levando- me a tecer em tua areia
Ao grande Buckebourg a palma Eleia.

Estrophe 2.

Entre as lisonjas d'inconstante Marte,
França guerreira os campos teus talava,
E irada em toda a parte
Un diluvio de estragoa derramava.
Solta corria a indomita licença,
Sem que achasse defensa
Na tenra flor do idade,
Ou no pranto a formosa honestidade;
E fumando na mão da Tyrania
Vermelha a espada com horror luzia.

Epodo 2.

E tu, de duros ferros carregado,
Aos filhos teus bradavas:
Ora o jugo pesado lhes mostravas,
Ora o campo em ruinas inundado.
E que vezes, olhando a fera gente,
Temeste em tantas magoas
Dos densos batalhães á sede ardente
Estancadas ver na urna as tuas aguas?

Antistrophe 2.

Mas qual raio veloz, Guilherme vòa
Em teu socorro: e quanta o genio augusto
Te traz brilhante cròa!
Quanta aos contrarios teus affronta e susto!
Já os raios marciaes, rasgando o vento
De membros cento e cento
Juncão a roxa terra:
Entre nuvens de fumo brama a Guerra;

E de sangue infeliz n'um triste lago
Ufano se revolve o bruto Estrago.

Estrophe 3.

Tu, o Minden feliz, cheia de gloria,
Em torno viste de seu braço invicto,
A prospera Victoria
Voar serena no fatal conflicto.
Ao rijo som do golpe penetrante,
Descorado o semblante,
Tremeo Pariz soberba:

E tu, Senna infeliz, magoa acerba,
Trocado o louro em funebre cipreste,
A' fria gruta pavido correste.

Epodo 3.

Mas já a altiva Iberia no seu seio
Nova de louros messe
De Lippe ao campião ousado offrece,
Que de gloria a segalla parte cheio.
Já a soberba, já se despovòa:
Já sobre a Lusa terra
Feroz se lança, e insana lhe aregòa
Primeiro o cativeiro do que a guerra.

Antistrophe 3.

Elysia, diz: Elysia combatida
De sulfureo vapor, que alçando a fronte,
Quasi a tem sumergida
De frias cinzas n'um confuso monte:
Elysia, que da paz no almo regaço
Inerme tem o braço;
A' vista inopinada
De minha hoste infinita, onde assustada
Os Manoeis achará, onde os Manezes,
Que seu escudo foãro tantas vezes?

Estrophe 4.

Esperará talvez que fausta estrella
Do Reino triste da implacavel Morte
Conduza a defendella
Albuquerque terzivel, Castro forte?
Que do Tejo entre as ondas cristalinas

Volva a vibrar ruinas
Do grão Pacheco a sombra?
Que o Conde sem igual, que o mundo assombra,
Da paz nas bellas artes empregado,
A socorella saia em campo armado?

Epodo 4.

Assim triumfante Iberia se acclamava:
E em tanto o heróe sobrano,
De troféos redeado, do Oceano
A immensa espalda intrepido pisava,
E Lysia, que fiel na alta mente
Revolve a avíta gloria,
A arrostalla já parte; e frente a frente,
Das mãos lhe arranca a croa da victoria.

Antistrophe 4.

Tu, penqueno Mação, foste a barreira,
Onde confuso, com eterna injuria,
Da arrogante carreira
O Hispanico Leão susqende a furia.
Irado ruja em vão, que em toda a parte
Lippe, emulo de Marte,
Lhe doma a feroz ira:
Já do terror nas azas se retira;
E na fronte levando impresso o pejo,
Lhe pinta o susto á cado passo o Tejo.

Estrophe 5.

Entre os receios, que o temor revolve
Do astuto antigo Chim na cauta mente,
A lavrar se resolve
O grande dique á Tartara corrente.
Já o valle á insultar o erguido monte
Vaidoso eleva a fronte:
Jnundão a campanha
Soberbas torres de estatura estranha;
E á vasta sombra, que a muralha lança,
Sem susto a Dhina, mas em vão, descança.

Epodo 5.

Se, populoso Imperio, aureo destino
Aos campos teus descera,

E a teu immenso septro concedera
Um varão, qual a Elysia deo benino
A' fabrica arrogante de alto muro
O teu suor negaras,
E á sombra de seu braço, mais seguro
De Astréa no regaço repousaras.

Antistrophe 5.

Mas de enrolar he tempo as prenhes vélas
Ao pinho voador: que o golfo ufano
Arar das acções bellas,
He contar as areias do Oceano.
Vós Dimel, Fulda, e Embs, que victorioso
Vistes o heróe famoso
Correr vossas campanhas,
Vós direis de seu braço as mais façanhas:
E tu, Münster, que os altos baluartes
Humilhaste de Lippe aos estandartes.

An den regierenden Grafen von Schaumburg-Lippe.

General-Feldmarschall der Portugiesischen Heere.

Aus dem Portugiesischen übersetzt von Fouqué.

Strophe 1.

Nicht ward die Farbenmischung mir zu Theile,
Die auf der Tafel Helden kann beleben;
Nicht auch mit zarter Feile
Weiß ich in Erz dem Antlitz Form zu geben, —
Ein schwaches Schild nur vor den Sichelkreisen
Des zornbeschwingten Greisen! —
Doch Pindus Heiligthume
Entring' mit kräft'ger Hand zu ew'gem Ruhme
Ich Schätze, fremd dem rohen Pöbelstreiten,
Und bring' des Helden Namen künft'gen Zeiten.

Epode 1.

Du stolzer Tejo, wenn an deinem Gleise
Ich grüße prächt'ge Helden,
Hab' ich von deinen Kindern nichts zu melden.
Fort schickt sie Lissabon nach kühner Weise.

Um Ehre streben sie auf fernen Küsten,
Wo Kampf entbrennt hienieden.
Wie viele sandtest du nach Scythiens Wüsten!
Gen Osten flammend kühn, wie viel Alciden!

Antistrophe 1.

Mein Ziel sei, Lippe, deines Ruhmes Kunde,
Das ich, die griechisch glüh'nden Räder wendend,
Umfahr' in dreister Runde,
Als kräft'ger Lenker meine Bahn vollendend.
Schon stampfen ungestüm die Rennbahn-Erde
Pegasisch meine Pferde,
Mit Schaum sich kühn bebrausend
Die heiße Brust, entfliehn sie schon, hinsausend,
Fortreißend mich, um dir, nach Elis Rechten,
O großer Bückeburg, den Kranz zu flechten.

Strophe 2.

Vom unbeständ'gen Mars geliebkost, plagte
Die kriegerische Gallia dein Gefilde.
Weitfluthend Elend nagte
Ringsum und Zorn durch tausend Gräu'lgebilde;
Man sah Raubhorden zügellos sich rotten,
Frech das Verbot verspotten,
Nicht schonend Kindheitsblüthen,
Vor edler Schönheit hemmend nicht ihr Wüthen!
Und rauchend in Tyrannenhänden blitzte
Die Klinge, die blutrother Graus bespritzte.

Epode 2.

O Land, in herber Fesseln Schmachbekümmern,
Du riefst nach deinen Söhnen!
Bald zeigtest du auf's Joch mit schwerem Stöhnen,
Bald auf die Flur, ganz übersä't von Trümmern.
Wie oftmal, wenn du sahst im Graungedränge
Dir nahn die wilden Heere,
Erbangtest du: „Ach, daß nicht ihre Menge
Mir, dürstend, noch die Stromesbetten leere!"

Antistrophe 2.

Doch Wilhelm siegt — ein Blitz, der trifft und blendet —
Zu deinem Schutz. Wie hat so freud'gen Sieger
Der Himmel dir gesendet,
Und Schmach und Schreck für all' die Feindeskrieger!

Kampfstrahlen, drob die Luft, zertheilt, sich wundert,
Streu'n auf das Blutfeld hundert
Und nochmal hundert Glieder.
Durch Rauchgewölke rauscht des Kriegs Gefieder.
Als traur'ger See von Blut und Todesplage,
Schwillt üppig weit die grause Niederlage.

Strophe 3.

Beglücktes Minden, überreich an Glorie,
Du schautest rings vor seinem Siegerarme
Befreundete Victorie
Einschweben heiter zu dem Kämpferschwarme! —
Es bebt dem Wiederhall vom Zorngerichte,
Entstellt im Angesichte,
Paris, so reich sonst prangend.
Und, Nymphe Seine, du, in Schreck erbangend,
Verkehrst den Lorbeerschmuck schnell in Cypressen,
Und eilst, die tiefsten Grotten zu durchmessen.

Epode 3.

Da läßt Iberien neue Lorbeern sprießen,
Die stolze, weitentfernte,
Dem kühnen Ritter Lippe. Hin zur Aernte
Winkt ihn der Ruhm, sein Theil mitzugenießen
Schon läßt die Stolze all ihr Volk entbieten;
Auf Lusitaniens Erde
Schon dringt sie vor, ihr thöricht anzubieten,
Noch ehr als Krieg, Knechtschaft am eignen Herde.

Antistrophe 3.

„Elysisch Land", — so spricht sie — „doch bestritten
Vom Sulphurausshauch, dem verderblichraschen,
Du, fast schon hingeglitten
In einem wirren Berg von öden Aschen, —
Elysia, dem nur Frieden Heil kann schaffen,
Leg' ab vom Arm die Waffen!
Du siehst mein Heer erscheinen,
Schnell, zahllos! Und der Helden sieht es keinen,
Menezes, Manuel nicht, die siegentbrannten,
Die sonst wohl oftmal ihm den Schild durchrannten.

Strophe 4.

Hoffst du noch, banges Reich, daß günst'ge Sterne
Aufrufen dir zu deinem Rettungswerke

Aus strengen Todes Ferne
Des Albuquerque Macht, des Castro Stärke?
Daß zwischen Tejo's silberklarer Bläue
Mit Trümmern um sich dräue
Pacheco's edler Schatten?
Daß der erhabne Graf*), zu dem sich gatten
Die schönen Künste, die den Frieden schmücken,
Zu ihrem Schutz bewehrt in's Feld soll rücken?" —

Epode 4.

So rühmte sich Iberien triumphirend,
Indeß der Held der Ehren
Bereits einherschwamm auf mastlosen Meeren,
Rings mit Trophäenglanz sein Fahrzeug zierend.
Und Lysia stark in treuen Muthes Segen,
Gedenkt der Ahnenglorie,
Zieht, eine Heldin, kühn dem Feind' entgegen,
Und ringt ihm aus den Händen die Victorie.

Antistrophe 4.

Du, kleines Maçāo, du bist die Verwallung,
Davor verstört, und endlos hohnbelastet,
Nach stolzen Laufes Wallung
Hispaniens Löw' in seiner Furie rastet.
Umsonst brüllt grimmig er, da allerwegen
Lippe, der Mavors-Degen,
Ihn zähmt mit herben Zügeln.
Schon weicht zurück er auf des Schreckens Flügeln,
Und, heiß die Stirn ihm von Beschämungsgluthen,
Malt Furcht auf jedem Schritt ihm Tejo's Fluthen.

Strophe 5.

In stets lebend'ger Aengste bangem Grauen
Gedacht' einst China mit uralten Listen
Ein Bollwerk zu erbauen,
Um vor dem Strom Tartaria's sich zu fristen.
Schon hebt, zum Trotz des Thals, durch Menschenhände
Ein Berg die schroffen Wände!
Weithin schaut durch's Gefilde
Manch stolzen Thurmes seltsamlich Gebilde!
Im weiten Schatten seiner Mauerrunden,
Wähnt China trüglich, hab' es Schutz gefunden.

---

*) Pombal.

Epode 5.

Wenn, volkreich Land, an goldner Himmelskette
Die Macht, die alles lenket,
Dir — wie sie's huldreich Lusitanien schenket —
Zum Thronschutz einen Held gesendet hätte, —
Du hätt'st erspart mit sauern Schweißes Träufeln
Die Mauer zu bereiten.
Im Schatten seines Arms, von bangen Zweifeln
Befreit, genössest du Asträa's Zeiten.

Antistrophe 5.

Doch scheint es nun mir Schiffersmann gerathen,
Die Segel einzureffen. Denn durchschwimmen
Solch Heer von schönen Thaten,
Hieß, ocean'schen Sandes Zahl bestimmen.
Ihr, Dimel, Fulda, Ems, die ihr den Krieger
Saht als ruhmvollen Sieger
Durch eure Felder dringen,
Ihr könnt mehr Thaten seines Arms besingen,
Und, Münster, du, deß stolze Zinnenscharten
Tief beugten sich vor Lippe's Kriegsstandarten!

Graf Matthias von der Schulenburg.

Neben dem Grafen zur Lippe, der als Oberfeldherr in Portugal Retter dieses Königreichs wurde, steht schicklich ein anderer Deutscher, der ruhmvoll in gleicher Würde als Feldherr Venedigs durch seinen Heldenmuth diese Republik, ja ganz Italien, gegen die Macht der Osmanen vertheidigt und bewahrt hat. An Kriegskunst und Tapferkeit jenem nicht nachstehend, ist er demselben auch vergleichbar in dem vielfachen Ringen gegen hemmende Widerwärtigkeiten, die ihn fast in allen Lagen, ohne Beihülfe günstiger Umstände, nur auf sein persönliches Verdienst und entschiedenes Talent zurückwiesen, welches ihm allerdings in den verschiedenen Thätigkeiten des Kriegs- und Weltlebens überschwänglich verliehen war. Seinen Ruhm erwarb er in den mißlichsten Verhältnissen, mit den untauglichsten Werkzeugen, und nicht minder in den Unfällen, die er dadurch erfuhr, als in den Erfolgen, die er deß ungeachtet errang. Seine Begegnisse, Thaten und Lebensberührungen vereinen sich zum anziehenden Gegenstande vaterländisch denkwürdiger Betrachtung.

Matthias Johann von der Schulenburg, eines altadeligen Geschlechtes, das, aus Geldern stammend, unter dem Kurfürsten von Brandenburg, Albrecht dem Bären, durch Kriegsdienste gegen die Wenden großes Ansehen und bedeutende Niederlassung in den Ländern der Mittelelbe gewonnen hatte, wurde geboren am 8. August des Jahres 1661 zu Emden

bei Magdeburg. Sein Vater Gustav Adolf war Kurfürstlich brandenburgischer Geheimrath, Kammerpräsident im Herzogthum Magdeburg, Hauptmann zum Giebichenstein und zu Moritzburg bei Halle; seine Mutter hieß Petronella Ottilie geborne von Schwenken von Frieselburg, eines alten westphälischen, jetzt erloschenen Geschlechts. Nach den Amtsverhältnissen des Vaters, welche Bildung und Kenntnisse erforderten, darf man annehmen, daß er der Erziehung seiner Kinder, unter welchen Matthias das zweite war, frühzeitige Sorgfalt gewidmet habe, die überhaupt damals mehr, als in den nachfolgenden Zeiten, der vornehmen protestantischen Jugend zu Theil wurde. Den ersten Unterricht empfing Matthias gemeinschaftlich mit seinem jüngern Bruder Daniel Bodo durch Hauslehrer. Da jedoch die Mutter im Jahre 1674 gestorben war, und der Vater zwei Jahre darauf wieder heirathete, so schien es um so angemessener die schon heranwachsenden beiden Söhne auf die gelehrte Schule nach Magdeburg zu senden, wo sie eine Zeitlang bei dem Rektor in Pension waren, und darauf wahrscheinlich in Helmstädt ihre Studien fortsetzten. Im Frühjahr 1680 aber reisten beide Brüder in Begleitung eines Hofmeisters, nach Saumur in der Bretagne, einer berühmten Lehranstalt der Protestanten in Frankreich, woselbst glaubensverwandte Ausländer neben anderen Kenntnissen auch die lebendige Uebung der französischen Sprache zu erlangen suchten, welche schon damals in allem höheren Weltverkehr unentbehrlich schien. Die Grundsätze der protestantischen Lehre, von geistreichen Männern in allen Gestalten der Bildung eifrig mitgetheilt, prägten sich tief in das Gemüth des Jünglings ein, der in der Folge stets der hier empfangenen Richtung treu blieb, und keine Gelegenheit versäumte, seine Meinungen und Neigungen in dieser Hinsicht darzulegen. Die Einwirkung dieser Grundsätze mußte um so größer sein, als gerade in jener Zeit der protestantische Geist durch die Verfolgungen, welche neuerdings in Frankreich gegen ihn so bedenklich anhoben, zu frischer Kraft und Ehre erweckt hervortrat. Beide Brüder brachten zuletzt einen Winter in Paris zu, und kamen im Sommer 1684 nach Emden zurück, Matthias etwas später

als Bodo, weil er das Eintreffen der nöthigen Gelder abwarten mußte, und dann unterwegs den Kriegsunternehmungen der Franzosen gegen Luxenburg eine Zeitlang beiwohnte. Nach seiner Rückkehr in die Heimath sollte er im Staatsdienste sein Glück versuchen. Die vornehmen Geschlechter der Deutschen, über weite Länderstrecken ausgedehnt, gehörten mehreren Staaten zugleich an, und suchten Aemter, Ehren und Niederlassungen überall, wo sich dergleichen Vortheil am günstigsten darbot, oft genug im fernen Auslande, wenn das Inland in seinen engeren Abtheilungen nicht befriedigende Aussicht gab. So sehen wir Schulenburg den zunächstliegenden brandenburgischen Verhältnissen frühzeitig entgehen, und günstigen Anerbietungen folgend zuerst in braunschweig-wolfenbüttel'sche Dienste treten, welche alsbald wieder gegen andere vertauscht und nochmals gewechselt, insgesammt nur eine Stufenfolge persönlichen Emporsteigens bilden, dessen Gipfel zuletzt außerhalb des Vaterlandes, doch in Eintracht mit dessen Ruhm und Ehre, glänzend erreicht wurde. Eine solche Laufbahn war in Zeit nnd Umständen gegründet, und niemand sah darin etwas Tadelnswerthes, da ein gerades und sicheres Verhältniß zu einem großen Ganzen in Gesinnung und Thätigkeit, wie sich bei anderen Völkern so leicht ergab, unter den Deutschen dem Einzelnen in dem entsprechenden Maße nicht immer offen stand.

Am Hofe der Herzoge Rudolf August und Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, in deren Dienste er als Kammerjunker und dann als Hauptmann getreten war, konnte Schulenburg wenig Befriedigung finden; die Ruhe des dortigen Lebens, kaum unterbrochen durch eine Sendung nach Halle, wo er den brandenburgischen Kurprinzen Friedrich und dessen Gemahlin Sophie Charlotte begrüßte, wurde ihm bald verhaßt, und sein muthiger Sinn verlangte heftig nach kriegerischer Thätigkeit. Endlich wurde ihm und seinem Bruder gewährt, den erfolgreichen Feldzug gegen die Türken im Jahre 1687 in Ungarn unter dem Herzoge Karl von Lothringen und dem Kurfürsten Maximilian Emanuel von Baiern als Freiwillige mitzumachen. Er fand hier einen Waffengefährten und Freund in dem nachherigen General Allart,

einem Deutschen von der gründlichsten Kenntniß und größten Erfahrung im Kriegsfache, der in der Folge dem Zar Peter von Rußland ausgezeichnete Dienste leistete, und für Schulenburg stets ein Vorbild kriegsmännischer Tüchtigkeit blieb. Nach diesem Feldzuge und dem des folgenden Jahres kehrte er auf kurze Zeit nach Wolfenbüttel zurück, um sogleich wieder mit den braunschweigischen Truppen, welche das Heer Kaiser Leopolds in dem pfälzischen Erbschaftskriege gegen Ludwig den Vierzehnten zu verstärken eilten, nach dem Rhein und den Niederlanden aufzubrechen, wo er während neun Jahren, unter abwechselnden Ereignissen, alle Feldzüge dieses hartnäckigen Krieges mitmachte. Sein gutes Glück führte ihn im Jahre 1690 unter den Befehl des lüneburgischen Generals von Chauvete, eines Lothringers, der als Sohn eines Hufschmidts durch Verdienst und Tapferkeit sich vom Gemeinen zum Befehlshaber aufgeschwungen hatte. Schulenburg machte unter Anführung dieses vollendeten Kriegsmannes, der sich seiner fürsorgend annahm, einen Kriegszug in die Eiffel und in das Luxenburgische, und sah sich in Kenntniß und Ausübung alles desjenigen, was seiner Laufbahn angehörte, mächtig gefördert; noch spät rühmte er sich desselben als seines ersten Lehrmeisters im Kriegshandwerke. Inmitten dieser Feldzüge verlor er seinen Vater, der im Oktober 1691 zu Halle starb. Nachdem er im Fußvolke dienend mancher Auszeichnung theilhaftig geworden, und schon bis zum Oberstlieutenant aufgestiegen war, gab ihm der General von Chauvete den Rath, sich um ein Dragonerregiment zu bewerben, auf daß er die verschiedenen Waffengattungen prüfen und nach ihrem Werthe schätzen lernte; diesem Rathe folgend erlangte er alsbald die Frucht seines Bemühens, und wurde im Jahre 1693 Oberst eines Dragonerregiments, in dessen Führung er sich nicht minder auszeichnete, obwohl die Vorliebe, welche er für das Fußvolk gefaßt hatte, ihn sein ganzes Leben hindurch nicht mehr verließ.

Nachdem er in den folgenden Feldzügen an mancherlei Kriegsereignissen und auch an diplomatischen Geschäften Theil genommen, wurde er im Jahre 1695 von seinen Herzögen

an den König Wilhelm den Dritten nach England gesandt, darauf Anfangs 1696 nach Brüssel an den Kurfürsten von Baiern, und ging sodann im Sommer nach Ryswyck, um die dortigen Friedensverhandlungen zu beobachten. Von hier sandten ihn die Herzöge nach Paris, dem Könige Ludwig dem Vierzehnten zur Vermählung des Herzogs von Burgund Glück zu wünschen, zugleich aber mit der geheimen Absicht, gegen das Haus Hannover und dessen Gelangung zur Kurwürde zu arbeiten. Er entledigte sich dieser Sendung zur Zufriedenheit. Allein der braunschweigische Dienst war ihm schon längere Zeit verleidet, und die Herzöge selbst erkannten, daß ihm vortheilhaftere Aussichten offen ständen. Er hatte eigentlich schon vor der Sendung nach Paris seine Entlassung genommen und auf Rath und Empfehlung des Königs von England und des Kurfürsten von Baiern die Kriegsdienste des Herzogs von Savoyen angesprochen, jedoch jenen Auftrag vorher noch erfüllen wollen.

Jetzt eilte er von Paris nach Turin, wo der Herzog Victor Amadeus ihn mit Auszeichnung empfing, und ihn zum Generalmajor ernannte; als solcher und als Inhaber seines selbstgeworbenen deutschen Regiments zu Fuß, empfing er eine Besoldung von 40,000 Livres. Seine erste Dienstleistung war gegen die Aufrührer in den Waldenserthälern, wobei doch sein protestantischer Sinn einige Widrigkeit empfinden mußte. Ebenso beim Ausbruche des spanischen Erbfolgekrieges, in welchem der Herzog von Savoyen mit Ludwig dem Vierzehnten verbündet war, sah Schulenburg sich gegen seine Neigung dem österreichischen Feldherrn, Prinzen Eugen von Savoyen, gegenübergestellt, unter dessen Befehlen er künftig selbst so ruhmvoll dienen, und dessen Vertrauen er einst in so hohem Grade genießen sollte. Die savoyischen Truppen theilten am 1. September 1701 bei Chiari die Niederlage der Franzosen unter dem Marschall von Villeroi, der vom Prinzen Eugen geschlagen wurde, und Schulenburg hatte das Unglück in diesem Treffen so schwer verwundet zu werden, daß er kaum hoffte, mit dem Leben davonzukommen. Nach seiner gleichwohl erfolgten Wiederherstellung sollte er im folgenden Jahre einen neuen Kriegszug gegen

die Waldenser ausführen. Dieser Krieg gegen die verfolgten protestantischen Glaubensbrüder, deren Sache er lieber zu der seinigen gemacht hätte, war gegen sein Gewissen, und da er ohnehin des Lebens unter Franzosen, Spaniern und Piemontesern längst überdrüssig war, und von diesen Leuten völlig zu scheiden wünschte, so nahm er jenen entscheidenden Anlaß wahr, begehrte Urlaub, um nach Deutschland zu reisen, von wo er dann sein Abschiedsgesuch einsandte, und dachte sich zum Könige von England zu begeben, der eben im Begriffe stand, den Krieg gegen die Franzosen in den Niederlanden wieder anzufangen. Doch auf die Nachricht von dem Tode dieses Fürsten, der am 19. März des Jahres 1702 unverhofft verschied, entschloß Schulenburg sich nunmehr, die Anträge des Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen, Augusts des Zweiten, anzunehmen, in dessen Heer ihm sogleich der Rang eines Generallieutenants zu Theil wurde. Unerschrockener Muth, kriegskundige Einsicht und rasche Thätigkeit hatten seinen Ruf in den zurückgelegten Feldzügen so sehr begründet, daß man ihn schon jetzt den tüchtigsten Feldherren beizählte. Er kam nunmehr auf einen Schauplatz, wo solchem Rufe die furchtbarste Prüfung bereitet war.

Der König von Schweden Karl der Zwölfte hatte den Krieg, welchen seine verbündeten Feinde gegen ihn mit der Absicht begonnen, sich in die besten Länder des jungen und, wie sie dünkte, unvorbereiteten Fürsten zu theilen, mit ungeheurer Kraft und staunenswerthem Erfolg auf seine Gegner zurückgeschleudert. Die Dänen waren bereits zum Frieden gezwungen worden, die Russen aus dem Felde geschlagen, unaufhaltsam drangen die siegreichen Schweden in Polen ein. Dem Könige August fehlte es weder an Geist noch an Muth, er hatte vielfache Einsichten und sehr oft ein richtiges Urtheil, sein Ehrgeiz strebte nach Ruhm und nach Vergrößerung seiner Macht; allein diese Eigenschaften, kaum auf Augenblicke hervorleuchtend, gingen dann sogleich wieder in dem Hofleben unter, wo Liebesverhältnisse, Verschwendung, Gunst und Ueppigkeit unbeschränkte Herrschaft führten. Ein Fürst dieser Art war schon wenig geeignet, ein unruhiges

und zerrüttetes Reich, wie Polen fast immer und besonders damals war, im Frieden mit ordnender Kraft zu leiten, noch weniger aber, einem starken und unversöhnlichen Feinde, wie Karl dem Zwölften, im Kriege Trotz zu bieten. Seine besten Truppen waren die Sachsen, denen jedoch unter ihrem Anführer, dem Feldmarschall von Steinau, nur Niederlage auf Niederlage beschieden war. Dieser Mann, der vom Kriegswesen genugsame Kenntniß, aber weder Kraft noch Ueberblick besaß, schien ordentlich als derjenige auserwählt, der von den Schweden geschlagen werden sollte. Immer erhielt er den Oberbefehl wieder, weil er gute Verbindungen am Hofe hatte, und der König, aus Großmuth zugleich und Schwäche, ihn nicht kränken mochte. Unter diesem Anführer erhielt Schulenburg den Befehl über das Fußvolk, dem traurigen Schicksal ausgesetzt, nicht so sehr in den Schweden, welche doch furchtbar genug das Kriegsfeld beherrschten, als in dem eignen Vorgesetzten den Gegenstand steter Besorgniß und Gefahr zu finden! In solcher Lage that er sein Möglichstes, um Unheil abzuwehren oder zu mindern. Unter anderen wohnte er der Schlacht bei Klissow am 19. Juli 1702 mit Auszeichnung bei, und hielt mit seinem Fußvolke, nachdem die Reiterei längst die Flucht ergriffen, den siegreichen Feind geraume Zeit auf. Gleichen Dienst leistete er bei dem Treffen von Pultusk am 1. Mai 1703, wo Steinau sich mit seiner Reiterei hinter dem Bug so sicher dünkte, daß er diejenigen, welche ihm den Uebergang Karls des Zwölften über diesen Fluß und sein rasches Anrücken meldeten, als falsche Boten in Ketten legen ließ. Die Folge war, daß er von den Schweden überfallen, und sein Heerhaufen gänzlich zersprengt wurde; er selbst flüchtete unbegleitet von dem Schlachtfelde, und entging kaum der Gefangenschaft. Schulenburg aber behielt sein Fußvolk in guter Fassung beisammen, rückte vor, und nahm die Trümmer der geschlagenen Truppen auf; bald fand sich auch der Feldmarschall wieder ein, welcher, zwischen Uebermuth und Verzagtheit keine Mitte kennend, jetzt aus Verzweiflung in ein Kloster gehen wollte, ein Vorhaben, von dessen Ausführung ihn nur das

großmüthige Zureden Schulenburgs abhielt, der seinen eigenen Vortheil dabei ganz außer Acht ließ.

Karl der Zwölfte wurde durch einen Sturz mit dem Pferde, wobei er das Schenkelbein gebrochen, mehrere Monate zu Krakau in völliger Unthätigkeit zurückgehalten. Der König August versäumte diese einzige Gelegenheit, und anstatt seinen Gegner jetzt nachdrücklich zu bedrängen, und die Sachen in Polen auf guten Fuß zu bringen, gab er dem österreichischen Gesandten williges Gehör, der ihm mit der Hoffnung schmeichelte, daß der Kaiser ihm den Frieden mit dem Könige von Schweden vortheilhaft vermitteln werde, und der ihm deßhalb unaufhörlich anlag, seine nunmehr in Polen unnöthigen Truppen dem Kaiser zu Hülfe zu senden; der König fand kein Bedenken, diese Forderung zuzugestehen, und ließ den Feldzeugmeister von Röbel mit 10,000 Sachsen über Böhmen in das Reich ziehen, um daselbst in dem Kaiserlichen Heere gegen die Franzosen zu fechten. Der Hof von Wien machte jedoch, so willkommen ihm die Truppen waren, Einwendungen gegen deren Anführer, indem der General von Röbel seinem Range nach nicht füglich dem österreichischen General Grafen von Schlick nachstehen konnte, welchem der Oberbefehl über die am Inn vereinigten Truppen entschieden vorbehalten war. Wegen dieses Umstandes wurde der General von Röbel zurückgerufen, und zum Befehlshaber in Thorn ernannt. Den Befehl über die sächsischen Hülfstruppen im Reich erhielt nunmehr Schulenburg, welcher diese Bestimmung um so lieber annahm, als ihm die Verhältnisse in Polen ohnehin wenig Befriedigung gaben. Dem Kurfürsten von Baiern, mit dem er ehemals in gleichem Heere gedient, stand er jetzt feindlich gegenüber; ihn schmerzte, diesen Fürsten auf der Seite der Franzosen zu erblicken, doch konnte dieses Gefühl seinen Eifer in Bekämpfung desselben nicht schwächen. Nach dem Gefechte bei Passau, wo die Baiern geschlagen wurden, drang Schulenburg nach Schwaben vor, doch ohne die errungenen Vortheile lange verfolgen zu können, denn bei Höchstädt gewannen am 20. September 1703 die Franzosen und Baiern ein Treffen gegen die Oesterreicher unter dem General Grafen von Styrum, der sich überfallen

ließ, und mit Verlust von Geschütz, Gepäck und 4000 Todten die Flucht nahm; Schulenburg stand in diesem unglücklichen Kampfe auf der Seite gegen Dillingen, und behauptete sich, wie bei Pultusk, in seiner Stellung, bis der Rückzug der geschlagenen Truppen gedeckt war, welche ohne ihn sämmtlich gefangen gewesen wären. Bald nach diesem Vorgange stieß er mit einer Abtheilung leichter Truppen im Rücken des Feindes auf eine Wagenreihe, welche von Schaffhausen kommend unter guter Bedeckung zu dem französischen Heere ging; er griff die Bedeckung ohne viel Besinnen an, warf sie nieder, und erbeutete außer vielen Vorräthen von Kriegsbekleidung und anderen Gegenständen eine Summe von 30,000 Louisd'or, ein Glücksfall, den er für den Augenblick wenig schätzen mochte, der ihm aber in der Folge, da die öffentlichen Mittel oft unzureichend wurden und oft ganz ausblieben, wohl zu Statten kam.

Auch hier bei dem Kaiserlichen Heere hatte Schulenburg, trotz seiner geschickten und ruhmvollen Führung der ihm anvertrauten Truppen, die Wirkungen des Neides und der Eifersucht zu erfahren, die an dem Hoflager des Königs von Polen unaufhörlich thätig blieben. Die Zufriedenheit der österreichischen Feldherrn, die Belobungen des Kaisers und der ehrende Beifall der öffentlichen Stimme, vermochten nicht eine Menge von Unannehmlichkeiten, Vorwürfen und Ansprüchen abzuwehren, die seine Ungeduld heftig aufregen mußten. Der Kaiser und seine Minister, von dieser unangemessenen Behandlung eines so vorzüglichen Generals unterrichtet, ließen ihm sogleich die vortheilhaftesten Bedingungen antragen, wenn er den sächsischen mit dem österreichischen Kriegsdienste vertauschen wollte. Schulenburg war nicht abgeneigt, allein die große Bedrängniß, in welche gleich darauf der König von Polen gerieth, machte es ihm zur Ehrensache, in diesem Augenblicke seine bisherigen Dienstverhältnisse nicht aufzugeben. Der König bedurfte dringend in Polen seiner Hülfe, und sandte ihm den Befehl, alle seine Truppen auf gute Art von dem Kaiserlichen Heere abzuziehen, und dieselben eiligst nach Polen zu führen. Dieser Auftrag hatte jedoch in der Ausführung manche Schwierigkeit; da indessen

die wiederholten Befehle immer dringender wurden, und ihm zuletzt bei Lebensstrafe einschärften, um jeden Preis, und wie immer es sich thun ließe, das Kaiserliche Heer zu verlassen, so zögerte er nicht länger, benachrichtigte die österreichischen Feldherren in Kürze von dem erhaltenen Befehl, und brach unverzüglich auf, ohne deren Einwilligung abzuwarten; seinem persönlichen Verdienst und der besonderen Achtung, die er genoß, war es hauptsächlich zuzuschreiben, daß dieser entschiedene Schritt, durch welchen er um undankbarer Verhältnisse willen seine besten Gönner aufgab, ohne hemmende Widerwärtigkeiten geschehen konnte.

Die sächsischen Truppen hatten ihren Rückmarsch glücklich vollführt, und standen verstärkt bei Guben im Lager, woselbst auch Schulenburg, nachdem er den König im Juni 1704 zu Sendomir gesprochen, wieder mit ihnen zusammentraf, aber leider auch den unvermeidlichen Feldmarschall von Steinau wiederum als Oberbefehlshaber vorfand. Unordnung, Habsucht und Zaghaftigkeit walteten hier ohne Scheu; man rückte zwar über die Oder, setzte sich aber gleich hinter den sumpfigen Ufern der Warthe in Sicherheit; weiter vorzurücken hatte man keine Lust. Schulenburg's einzelnes Unternehmen mit einiger Reiterei gegen Posen, wo er die Stellung und Stärke des schwedischen Generals Meyerfeld ausforschte, blieb ohne Folge. Der Oberbefehlshaber benutzte die Zeit nach seiner Weise, indem er beträchtliche Geldsummen aus den Besitzungen des Gegenkönigs Stanislaus erpreßte, welchen der König von Schweden inzwischen durch seinen Anhang in Polen hatte wählen lassen. Er suchte auch Schulenburg durch die Lockungen des Geldes zur Theilnahme an diesen Räubereien zu verleiten, und gab demselben von der Beute einen Antheil von 2000 Thalern, welche dieser jedoch unwillig von sich wies, und sogleich in die Kriegskasse ablieferte; nicht minder schonend und uneigennützig gesinnt bewahrte Schulenburg seinerseits auch die Schlösser von Stanislaus soviel als möglich vor Plünderung und muthwilliger Zerstörung; als er späterhin sogar Befehl erhielt, das schöne Lustschloß Rensau, im italiänischen Geschmacke gebaut und mit fürstlicher Pracht ausgestattet, niederzubrennen, jammerte

ihn des herrlichen Gebäudes, er gewann Zeit, und bewirkte die Zurücknahme jener grausamen Verfügung. Der König August war in Betreff des Feldmarschalls Steinau nur schwach, keineswegs aber verblendet; er wußte, daß von ihm nichts zu erwarten sei, und wandte sich daher in den meisten Fällen unmittelbar an Schulenburg, mit dem er einen lebhaften Briefwechsel unterhielt. Endlich fühlte er doch die Unmöglichkeit, ein solches Verhältniß länger bestehen zu lassen; der Feldmarschall erhielt Befehl, die Anführung der Truppen dem General Schulenburg zu übergeben, sich selbst aber in das Hauptquartier zu dem Könige zu verfügen. Schon war er abgereist, kam aber, da er den Weg durch die Schweden versperrt glaubte, wieder zurück; Schulenburg, in Selbstverläugnung schon geübt, bot ihm den Oberbefehl neuerdings an, den jener aber aus Aengstlichkeit eifrig ablehnte, und nur als Freiwilliger im Lager blieb, ohne selbst ehrenhalber das Losungswort für die Truppen geben zu wollen. Er reiste nachher ein zweitesmal ab, und kam glücklich zu dem Könige.

Schulenburg hatte nun die Hand frei, jedoch für's erste ohne großen Gewinn. Denn alle seine Generale und Obersten, die ihre Meinung schriftlich äußern mußten, widerriethen jedes Vorgehen, und waren einzig auf Sicherung des Rückzuges über die Oder bedacht. Schulenburg aber stellte die Unmöglichkeit vor, ohne Lebensmittel und Geld in dieser erschöpften Gegend länger zu weilen, so wie die Nothwendigkeit, in diesem Augenblicke, da der König von Schweden in vollem Anzuge gegen Sendomir begriffen, zu Gunsten des Königs August einen Gegenzug auszuführen; es wurde demnach zuletzt denn doch, wiewohl mit großem Widerwillen, beschlossen, gegen Posen vorzurücken. Durch die gute Mannszucht, welche Schulenburg aufrecht zu erhalten bemüht war, gewann er die Gemüther der Polen wieder, die sein Vorgänger durch entgegengesetztes Benehmen abwendig gemacht hatte, und viele Edelleute aus Großpolen so wie der Feldherr dieser Provinz schlossen sich ihm mit ihren Truppen an. Ihm gegenüber bei Posen stand der schwedische General Meyerfeld mit 3000 Reitern, zu deren Verstärkung man

den General Stenbock mit größerer Macht schon unterwegs wußte. Er beschloß daher jenen zu überfallen, bevor dieser einträfe. Mit kluger Vorsicht erforschte er den Feind, und schnitt ihm durch polnische Partheigänger alle Nachrichten ab, die ihn von der Bewegung der Sachsen hätten unterrichten können. Einen Theil der Truppen ließ er im Lager stehen; mit gewählten 4000 Mann, halb Reiterei, halb Fußvolk, und vier Stücken Feldgeschütz, brach er auf, anscheinend um sich von Posen zu entfernen, wandte sich dann schnell und ging oberhalb Posen über die Warthe; mit dem Feldherrn von Großpolen war verabredet, daß dieser zu gleicher Zeit unterhalb über diesen Fluß gehen sollte. Alle Maßregeln und Anstalten traf er mit genauester Fürsorge und umsichtigster Klugheit, da er sich auf seine Untergebenen wenig verlassen konnte, und unaufhörlich gegen die Verwöhnung der Truppen, und besonders der Offiziere, anzukämpfen hatte. Einen Theil des Fußvolks und des Geschützes ließ er am Ufer zur Sicherung des Ueberganges zurück. Mit den übrigen Truppen zog er anfangs von Waldung gedeckt, sodann in offener Ebene, bei Mondschein in tiefster Stille rasch gegen das schwedische Lager vor. Unterwegs empfing er die Nachricht, daß auch die Polen auf dem diesseitigen Ufer angelangt. Trotz aller Vorkehrungen war jedoch ein aus Liefland gebürtiger Dragoner von den Sachsen ausgerissen, und in das schwedische Lager gekommen; der General Meyerfeld, welcher den Abend vorher mit seinen Offizieren einer Hochzeit beigewohnt hatte, und in voller Sicherheit im tiefsten Schlafe lag, raffte sich auf, verließ das Lager, zog eiligst aus Posen einiges Fußvolk und Geschütz an sich, und stand mit Anbruch des Tages die Sachsen erwartend in Schlachtordnung. Schulenburg sah den Vortheil des Ueberfalls entschlüpft, aber den des Gefechts noch übrig. Er traf in der Schnelligkeit seine Anordnungen, unterrichtete seine Generale wiederholt von dem, was sie zu thun hätten, ermahnte die Truppen, und begann den Angriff. Er selbst an der Spitze des linken Flügels der Reiterei stürzte zuerst auf die Schweden, und warf 2 Schwadronen ihres rechten Flügels über den Haufen. Inzwischen rückte

schwedisches Fußvolk mit Geschütz gegen das sächsische Fußvolk an. Plötzlich ergriff der ganze rechte Flügel der sächsischen Reiterei ohne Gefecht die Flucht, und wurde von dem schwedischen Obersten Taube bis in den Wald hinein verfolgt. Meyerfeld selbst brachte hierauf den linken Flügel der sächsischen Reiterei zum Weichen, Schulenburg aber stellte sich hinter dem Fußvolke, welches gegen die feindliche Reiterei tapfer Stand hielt, wieder auf, und erneuerte seinerseits den Angriff; man schlug sich auf diese Weise eine gute Stunde, bis endlich Meyerfeld für gut fand, sich in die Vorstädte von Posen zurückzuziehen. Als der Oberst Taube mit 12 Schwadronen von Verfolgung des rechten Flügels der Sachsen zurückkehrte, fand er die Schweden nicht mehr auf dem Kampfplatze, und da er den General Schulenburg, dem er den Sieg wohl noch zu entreißen hoffen durfte, in fester Haltung herzhaft gegen sich anrücken sah, gab er es auf, eine neue Entscheidung zu bestehen, und warf sich gleichfalls eilig in die Stadt. Die Sachsen hatten 2 Kanonen und eine Standarte nebst zwei Paar Pauken erobert, und einige Schweden kriegsgefangen gemacht; auf beiden Seiten waren viele Todte und Verwundete. Schulenburg selbst wäre beinahe getödtet worden, ein Unteroffizier vom schwedischen Nachtrab hatte das Gewehr ganz nah auf ihn angelegt, und wollte eben losdrücken, als ein sächsischer Dragoner jenen gewahrte und niedermachte. Die Sachsen hatten die Ehre des Tages; Schulenburg verbrannte das schwedische Lager, und zog sich in möglichster Ordnung in den Wald und endlich über die Warthe in seine alte Stellung zurück; die große Auflösung, in welcher die Truppen nach dem Gefechte sich befanden, machte solche Vorsicht nothwendig. Dieses Treffen bei Posen fiel am 9. August 1704 vor. Es würde einen ganz anderen Ausgang genommen haben, wenn Schulenburg auf seine Untergebenen besser hätte zählen dürfen, oder wenn, der Abrede gemäß, nach begonnenem Kampfe die Polen herangerückt wären; diese aber blieben am Ufer der Warthe stehen, vernahmen den Lärm des Gefechtes nicht, gingen wieder über den Fluß, und beglückwünschten nachher um so eifriger den General Schulenburg wegen seines errungenen Erfolges.

Sie erwiesen ihm alle möglichen Ehren, und hielten im offenen Felde mehrere Landtage, wobei er den vornehmsten Sitz einnehmen und viele lateinische Reden zu seinem Ruhme anhören mußte.

Nachdem Schulenburg durch strenge Verordnungen seinen Truppen bessere Kriegszucht eingeschärft und neue polnische Verstärkung an sich gezogen hatte, rückte er mit gesammter Macht neuerdings gegen Posen vor. Der General Meyerfeld erwartete ihn nicht, ließ in Posen nur 800 Mann Besatzung, und zog sich mit den übrigen Truppen nach Thorn. Schulenburg hatte außer den polnischen Schaaren gegen 12,000 Mann sächsischer Truppen, wovon ein Drittheil Reiter; jedoch bei dem gänzlichen Mangel schweren Geschützes konnte diese Uebermacht nur durch Sturm die befestigte Stadt einnehmen, und es schien, die Schweden wollten es darauf ankommen lassen. Schon wurden die Anstalten dazu vorbereitet, und an zehn bis zwölf Stellen zugleich sollte die Leiterersteigung unternommen werden, als die Nachricht anlangte, daß König August seinen heftigen Gegner glücklich getäuscht, durch Eilmärsche unvermuthet Warschau erreicht und am 26. August eingenommen habe; mit dieser Nachricht empfing Schulenburg zugleich den dringenden Befehl, unverzüglich aus Großpolen aufzubrechen, und sich mit dem Könige so schnell als möglich an der Weichsel zu vereinigen. Wenige Tage längeren Aufenthalts hätten den Besitz von Posen unfehlbar zur Folge gehabt, allein der Befehl des Königs erlaubte keine solche Frist, und nach vierzehntägiger Berennung überließ Schulenburg den weiteren Gang der Sache dem Feldherrn von Großpolen, er selbst aber zog in möglichster Schnelle nach der Weichsel. Unterwegs schrieb er an den König, daß er im Vorbeigehen den General Meyerfeld in Thorn einschließen, und diese durch die Schweden entfestigte Stadt ohne großen Verlust erobern könnte, welches ein großer Vortheil sein würde, da sonst dieser gefährliche Feind in der Flanke stehen bliebe. Er hatte in dieser Absicht, deren Billigung er hoffen durfte, bereits seine Maßregeln genommen, als ein neuer Befehl des Königs ihn diese Unternehmung völlig aufgeben und einzig sein Heranrücken

beschleunigen hieß. Kaum war Schulenburg aus der Gegend von Thorn weggezogen, so brach Meyerfeld wieder hervor, erschien vor Posen, und überfiel und versprengte die dorten zurückgebliebenen Polen, die seiner nicht im mindesten gewärtig gewesen waren.

Der König war in voller Freude über den geglückten Anschlag auf Warschau und die bedeutenden Folgen, die sich daraus täglich günstiger für seine Sache ergaben. Er empfing den General Schulenburg äußerst gnädig, bezeigte ihm fortgesetztes Vertrauen und so hervorleuchtende Huld, daß Neid und Haß der Nebenbuhler nicht ausbleiben konnten. Auch entsprachen die Handlungen des Königs nicht lange dem Anscheine seines Benehmens. Die Kriegsangelegenheiten wurden überhaupt bald bei Seite gesetzt. Da Karl der Zwölfte noch in Lemberg verweilte, so überließ man sich an der Weichsel gleich wieder der sorglosesten Ruhe. Der König August lagerte seine Truppen, zu welchen 12 Bataillons Moskowiter unter Patkul's Befehl gestoßen waren, bei Pultusk am Narew, und schickte einen guten Theil der Reiterei über den Bug. Schulenburg benutzte die Zeit, welche der Hof in Vergnügungen zubrachte, um seine Truppen, wie er schon bei Posen gethan, alle Uebungen des Angriffs und der Vertheidigung fleißig durchmachen zu lassen, besonders das Fußvolk zur schnellen Bildung von Vierecken und zum festen Widerstande gegen die Reiterei abzurichten, wie er denn behauptete, daß selbst im offenen Felde, und ohne Hülfe spanischer Reiter, das Fußvolk dem heftigsten Reiterangriffe erfolgreich Stand zu halten habe. Die anderen Generale folgten diesem Beispiele wenig, sie mußten darin nur einen Vorwurf ihres eigenen Benehmens finden. Unter dem Könige befehligte das Heer wiederum der Feldmarschall von Steinau, dessen alter Groll gegen Schulenburg in der Eifersucht Patkul's, eines Mannes von trotzigem Geist und großen Mitteln, eine willkommene Hülfe gewann; auf beider Betrieb geschah es, daß Patkul beauftragt wurde, mit einem Theile des Heeres, wozu aus Sachsen noch Truppen und Geschütz stoßen sollten, gegen Posen zurückzugehen, und diesen Ort zu belagern. Schulenburg war sehr entrüstet, daß, nachdem er

verhindert worden, im guten Augenblicke bei schon ganz nahem Erfolge, die Einnahme von Posen zuwege zu bringen, jetzt, ohne sein Vorwissen und seine Mitwirkung, da er doch der Oertlichkeit vor Allen kundig war, diesen Auftrag ein Anderer erhielt, mit unverhältnißmäßigen Mitteln, im bedenklichen Augenblicke, wo eine so beträchtliche Entsendung nicht ohne Gefahr für das Heer sein konnte. Da er mit seinen Vorstellungen nicht gehört wurde, sich selbst zurückgesetzt und dem Heere fortan unnütz, die Zahl seiner Feinde aber täglich steigen und den König immer unsicherer werden sah, so gedachte er aus diesen unersprießlichen Verhältnissen völlig auszuscheiden. Er schrieb dem Könige, es scheine der Feldzug, welchen er lediglich aus ehrerbietiger Ergebenheit für Seine Majestät noch mitzumachen bewogen worden, ein glückliches Ende erreicht zu haben, und er bäte demnach um seine gnädige Entlassung. Er ordnete sogleich zu diesem Behufe seine Angelegenheiten, und wiederholte, da die Antwort zögerte, sein Gesuch dringend. Doch der König, dessen Urtheil nicht wie seine Entschließungen bestochen war, wollte nichts davon wissen, in dieser Zeit, die noch genug der Kämpfe versprach, seinen besten Feldherrn aufzugeben; durch Zärtlichkeiten, Schmeicheleien und Verheißungen aller Art wurde dieser gleichsam genöthigt, noch ferner im Dienste zu bleiben, den er sich jedoch fest vornahm, unmittelbar nach Endigung des Feldzuges dennoch zu verlassen.

Jetzt erhielt man die Nachricht, der König von Schweden sei von Lemberg aufgebrochen, und ziehe rasch gegen den Bug heran. Im ersten Augenblicke wollte man die Sache kaum beachten; desto größer waren die Sorgen und die Rathlosigkeit, als die Gefahr näher kam. Schulenburg allein behielt Besonnenheit und Ueberblick, aber es kostete Mühe, sie gegen die thörichten und widersinnigen Anschläge, die sich wirr durchkreuzten, zu behaupten. Zwischen dem Bug, dem Narew und der Weichsel durften die Sachsen nicht länger verweilen; eine der Abtheilungen des noch getrennt anrückenden schwedischen Heeres auf dem Marsche anzugreifen, fehlte der Muth; es blieb daher nichts übrig, als auf das linke Weichselufer zurückzugehen, und hier vertheidigungsweise zu

verfahren. Schulenburg erlangte wenigstens, daß zu diesem Zweck eine Brücke über die Weichsel geschlagen wurde. Erst im letzten Augenblicke, schon gedrängt von den anrückenden Schweden, entschloß man sich zu dieser Ausführung. Bei Warschau standen endlich die beiden Heere einander gegenüber, die Weichsel zwischen ihnen. Der beste Theil der sächsischen Truppen war unnützerweise gegen Posen entfernt, die Polen unzuverlässig, die Moskowiter ganz untüchtig. Von den letzteren erzählt Schulenburg zwei Züge, welche den damaligen rohen Zustand dieses Volkes in entgegengesetzter Richtung merkwürdig bezeichnen; längs des Weichselufers waren 12 Bataillons dieser Truppen aufgestellt, sie wurden von den Schweden beschossen, und bei jedem Kanonenschusse sah man alle 12 Bataillons regelmäßig zur Erde niederfallen, um nicht von der Kugel getroffen zu werden; dagegen Einer von ihnen, wegen Plünderung zum Strange verurtheilt, und wegen Mangel eines Henkers schon halb wieder begnadigt, gelassen hervortrat, mit dem gehorsamen Erbieten, sich selbst aufzuhängen! Schulenburg machte dem Könige den Vorschlag, mit allen Truppen nach Krakau oder nach Großpolen abzuziehen, wo man Verstärkungen zu finden hatte, allein der Hof schmeichelte sich thörichterweise noch mit dem Gedanken, das linke Weichselufer zu behaupten, und im Besitze von Warschau zu bleiben. Karl der Zwölfte säumte nicht, und versuchte an mehreren Orten den Uebergang; Schulenburg wurde bei Warschau selbst ihm entgegengeordnet mit einem beträchtlichen Theile des Fußvolks; der Feldmarschall Steinau, welcher auch hier nicht fehlte, sollte zwei Stunden oberhalb Warschau den Fluß vertheidigen. Hier aber war Karl bald persönlich zugegen, und betrieb den Angriff am 19. Oktober 1704 mit größtem Ungestüm. Der Feldmarschall berichtete nun, die Schweden würden unfehlbar übersetzen, und er könne mit seinen wenigen Truppen keinen Widerstand leisten. Hierauf endlich verließ der König August mit seinem Hofstaate das bedrohte Warschau; die Sachsen und Polen, denen der König von Schweden auf der Ferse folgte, nahmen ihren Rückzug nach Lovitz und Uniejow an der Warthe, wo sich das flüchtige Heer theilte; der König

mit seinem Hofe, der Feldmarschall von Steinau und die gesammte Reiterei schlug den Weg nach Krakau ein; Schulenburg sollte mit 12 sächsischen Bataillons, denen 500 Reiter zugegeben wurden, nach Sachsen zurückgehen, und unterwegs die Moskowiter, welche des schnelleren Fortkommens wegen seitwärts entsandt worden, wieder an sich ziehen.

Nunmehr begann der beschleunigte Rückzug, wohl eine Flucht zu nennen, durch welchen Schulenburg, der dem Untergange nicht mehr entrinnen zu können schien, ein Meisterstück seiner Kriegskunst und Unerschrockenheit darlegte, das unter solchen Umständen seinen Ruhm mehr erhöhte, als in anderen Verhältnissen eine gewonnene Schlacht gethan hätte. Der König von Schweden ließ den König August ungestört nach Krakau ziehen, und warf sich mit seiner gewohnten Heftigkeit an der Spitze von 10,000 Reitern einzig auf die Sachsen; er hatte seine besten Generale, wie auch den König Stanislaus mit einiger polnischen Reiterei, bei sich. Schulenburg suchte nach dem Aufbruche von Uniejow, wo er die Brücke über die Warthe zerstört hatte, einen großen Wald zu gewinnen, aber ehe er denselben erreichen konnte, wurde seine wenige Reiterei von der schwedischen gejagt, und er mußte sie an die Spitze seines Zuges nehmen, um sie zuerst durch den Wald und in Sicherheit zu bringen; sodann ließ er alle Zimmerleute und andere Arbeiter, die sich unter den Truppen fanden, zu dem Nachtrabe ordnen, um Bäume zu fällen, Gräben zu ziehen und Verhaue zu machen, damit die schwedische Reiterei in ihrem unglaublich raschen Nachdringen durch solche Schwierigkeiten in etwas aufgehalten würde. Nachdem er vermittelst dieser Anstalten den Wald ziemlich unbelästigt zurückgelegt, benutzte er gleicherweise die Engwege der nunmehr sumpfigen Gegend zu Durchschnitten und Aufwürfen von Erde, hinter welchen er Grenadiere aufstellte, die den Feind anfangs durch ihr Gewehrfeuer aufhielten, und bei stärkerem Andrange desselben sich auf die Pferde von eigens dazu bestellten Reitern mitaufschwangen, und von diesen rasch entführt wurden, um nach einigem Zwischenraume dasselbe Spiel zu erneuern. Durch einen angestrengten Marsch wurde auf diese Weise endlich Kalisch erreicht, wo die

ermüdeten Truppen die Nacht ruhten, am anderen Morgen aber schleunigst wieder aufbrachen, da die Schweden schon nicht mehr fern waren. Ein sächsischer Oberst mit etwa 100 Mann erhielt Befehl, sich in Kalisch so lange zu behaupten, als nöthig sei, um den Feind eine Weile in seiner Verfolgung zu hemmen. Der König von Schweden erschien vor Kalisch, griff den Ort an, und eroberte ihn erst nach hartnäckiger Gegenwehr. Allein ungeachtet dieses Zeitverlustes und aller anderen Hindernisse, die Schulenburg's erfindungsreiche Kriegskunde ihm entgegensetzte, war er demselben mit stürmender Eile doch alsbald wieder dicht auf den Fersen. Schulenburg durfte hoffen in der Gegend von Posen sich mit den Truppen zu vereinigen, welche diesen Platz belagerten; Patkul aber hatte auf die Nachricht von den neuen Ereignissen sogleich die Belagerung aufgehoben, und war mit Fußvolk und Geschütz bei Guben über die Oder gegangen, seine treffliche Reiterei, 2000 Pferde stark, sandte er unter dem Befehl des Generals von Plötz nach Krakau zu dem Könige. Unterwegs traf Schulenburg auf diese Truppen, und der General von Plötz war bereitwillig, sich ihm anzuschließen und den Rückzug nach Sachsen mitzumachen, wenn jener ihm dazu den Befehl ertheilen wollte. Da Schulenburg hiezu nicht berechtigt war, und auch andere Rücksichten ihm nicht erlaubten, diese Truppen dem Könige vorzuenthalten, so mußte er mit Schmerz diese unvermuthet erschienene Hülfe wieder abziehen und sich auf die geringen eigenen Mittel beschränkt sehen. Der General von Plötz entkam glücklich den Schweden, die ihn schon mit Schulenburg zusammen aufzuheben meinten, und dieser blieb nun allein in der unausweichbaren Bedrängniß. Der König von Schweden war abermals ganz in der Nähe, und die Sachsen mußten eiligst aufbrechen. Schulenburg befahl dem General von Drost mit dem Fußvolke zwei Stunden vor Tag abzumarschiren, um eine große Ebene, durch welche der Weg führte, zurückzulegen. Er selbst blieb mit den 500 Reitern, die der General von Ertz befehligte, zunächst an dem Feinde zurück, um diesen zu beobachten, und dem Fußvolke die nöthige Zeit zu gewinnen. Statt ohne Aufenthalt auf der geraden Straße

fortzuziehen, hatte der General von Drost, aus Klugheit, wie er meinte, und um seine guten Wegweiser benutzen zu können, beschwerliche Seitenwege gewählt, und dadurch drei Stunden Zeit verloren. Schulenburg fand die Truppen erst mitten auf der Ebene, die sie längst völlig zurückgelegt haben sollten. Unangegriffen glücklicherweise, aber spät und ermüdet erreichten sie am 7. November gegen Abend die kleine Stadt Punitz, fünf Meilen von der Oder, wo sie die Nacht ruhig zuzubringen hofften; die 12 Bataillons Moskowiter sollten hier zur Wiedervereinigung schon eingetroffen sein, aber sie kamen nicht, und Schulenburg sah sich mit Verdruß, wenn auch nur des Geschützes beraubt, das sie mit sich führten.

Die Schweden holten indeß die Versäumniß des Tages schnell wieder ein, überfielen den General von Ertz, der nicht auf seiner Hut war, sprengten seine Reiter in einem Augenblicke in die Flucht, und kamen fast zugleich mit diesen vor Punitz an. Hier stieg sogleich der Schrecken und die Verwirrung auf's höchste. Schulenburg mußte seine in Gärten und Feldgehegen zerstreuten und aufgelösten Truppen eiligst in's Freie ziehen, und ließ sie rückwärts, in schon vorher ersehener und günstig gedeckter Gegend, eine angemessene Aufstellung nehmen; er selbst eilte vor, um von einer Windmühlenanhöhe die Stärke und Richtung der Schweden zu überschauen; sie ritten schon mit voller Macht im Trabe geradesweges heran; Schulenburg erkannte, daß kein Augenblick mehr zu verlieren sei, sprengte zurück, ließ die Truppen, die nur noch 200 Schritt entfernt von ihrem bestimmten Platze waren, plötzlich Halt machen, und ordnete sie auf der Stelle zum Kampfe, der endlich unter den schlimmsten Umständen unvermeidlich geworden war. Außer der wenigen Reiterei und einigen schlechten polnischen Haufen, die er, ohne auf sie zu rechnen, zu einem Seitenstreiche gegen den Feind schon früher in Versteck gelegt, hatte er nur seine 12 Bataillons Sachsen, die im Ganzen nicht über 3000 Mann betrugen. Er stellte 8 Bataillons in das erste Treffen, einen Trupp Reiter hinter 4 Feldgeschützen in dessen Mitte, und 4 Bataillons in das zweite Treffen; die noch übrigen Reiter vertheilte er auf beide Flügel, und einen kleinen Trupp

hielt er als Rückhalt abgesondert. Er konnte sich nicht verbergen, unter welch üblen Aussichten er diesmal die Waffen versuchen mußte. Die Schweden in voller Siegesbahn, eine furchtbare Reiterei, gewohnt alles vor sich niederzustürmen, weit überlegen an Zahl, so wie an Kriegszucht und Tapferkeit, einen König zum Anführer, vor dessen eisernem Muthe noch jeder Feind gewichen war; die Sachsen muthlos durch frühere Niederlagen, auf dem Rückzuge, schon halb durch Schrecken geschlagen, nur Fußvolk, ermattet durch Märsche, mit Entbehrungen ringend. Schulenburg ermahnte jedoch seine Leute standhaft zu sein, strenge Ordnung zu halten, Schießgewehr und Pike zweckmäßig zu gebrauchen, nur ganz in der Nähe und auf die Köpfe der Pferde zu feuern; in ihrer guten Fassung allein, so mahnte er unaufhörlich, sei die Zuversicht eines guten Ausganges! Die Schweden waren indeß näher herangesprengt, und riefen den Sachsen zu, das Gewehr zu strecken, es solle dann keinem ein Leid geschehen. Schulenburg aber ritt eifrig vor den Truppen einher, und erinnerte sie an ihre bei Thorn treulos behandelten Brüder, die noch jetzt in Schweden in harter Fessel lägen! Da die Sachsen, hiedurch auf einen Augenblick gestärkt, dem Zurufe der Schweden zu entsprechen säumten, so griffen diese nunmehr mit aller Heftigkeit an, und sogleich war die sächsische Reiterei verschwunden und 2 Bataillons Fußvolk in Unordnung; aber dennoch konnten die schwedischen Reiter den gedrängten Wall von Schuß- und Stichwaffen der übrigen Bataillone nicht durchbrechen, ihre Pferde wurden übel zugerichtet, warfen sich zum Theil scheu zurück, und erregten unter ihren eigenen Leuten Verwirrung und Flucht. Diesen Augenblick benutzte Schulenburg, um durch eine Rückwärtsbewegung schnell die Stellung zu gewinnen, die früher nicht zu erreichen gewesen war. Die Sache gelang vollkommen, und alles stand schon wieder in guter Ordnung, als die Schweden mit verdoppelter Heftigkeit zum Angriffe wiederkehrten. Die Sachsen durch den ersten Erfolg ermuthigt, hielten abermals tapfer aus. Um nicht im Rücken gefaßt zu werden, stellte Schulenburg seine Truppen in ein längliches Viereck, dessen Seiten von 4 und von

2 Bataillons gebildet wurden; doch ehe dasselbe geschlossen war, stürzten durch eine Lücke 200 feindliche Reiter hinein, und zahlreichere Haufen sprengten nach; in dem Augenblicke aber schloß sich das Viereck, und jene wurden sämmtlich darin niedergeschossen. Drei furchtbare Angriffe hinter einander wurden in dieser Stellung glücklich abgeschlagen. Schulenburg fürchtete nur, der König von Schweden möchte einen Theil seiner Dragoner absitzen und zu Fuß angreifen lassen, wo dann ohne Zweifel die Sachsen verloren waren, allein Karls heftige Gemüthsart ließ ihn nicht in eine solche Ueberlegung eingehen, und die Dunkelheit machte diesmal dem Gefecht ein Ende.

Schulenburg wollte in der Nacht mit einigen Zügen Grenadieren gegen die Schweden anrücken, ihre Unordnung zu vermehren, und seinen übrigen Truppen einige Rast zu sichern; als er aber von gefangenen schwedischen Offizieren vernahm, daß der König jeden Augenblick den General Velling mit einer Verstärkung von 4000 Pferden erwarte, gab er jenes Vorhaben auf, und gedachte einzig des beschleunigteren Entkommens. Fünf Kanonen, die er noch bei sich führte, denn Eine hatten die Schweden im ersten Angriff erobert, ließ er, da die Fortschaffung unmöglich war, in verschiedene Brunnen werfen; die Lafetten wurden zerstückt, der Schießbedarf verstreut. Auf dem durchsuchten Schlachtfelde dagegen fanden sich 5 schwedische Standarten und zwei Paar Pauken, die mitgenommen wurden. Den Polen und Moskowitern, die sich den Meldungen zufolge ganz in der Nähe befanden, ließ er die nöthigen Weisungen zugehen; sachkundige Offiziere sandte er an die Oder voraus, um den Uebergang an guter Stelle durch was immer für Mittel schleunigst vorzubereiten. Nachdem dies geschehen, setzte er die Truppen in derselben Ordnung, wie sie gefochten, noch während der Nacht in Marsch nach Guhrau, einer kleinen Stadt in Schlesien; aller Lärm und selbst das Tabackrauchen war untersagt; die Schweden wurden in der That nichts gewahr. Unterwegs trat Schulenburg in ein Haus, um seine Wunden verbinden zu lassen; von acht Kugeln, die er bekommen, hatten ihm zwei die Brust gestreift, eine die Hand sehr

übel verletzt, die übrigen ihm Hut und Kleider durchlöchert; sein Pferd war durch und durch geschossen. Die Truppen fanden sich durch andauernde Anstrengungen und Hunger so sehr ermattet, daß man sie von Zeit zu Zeit eine halbe Stunde mußte ruhen lassen. Schulenburg selbst eilte dem Zuge mehrmals auf einige hundert Schritt voran, stieg vom Pferde, und ruhte am Boden, bis die Truppen wieder herangekommen. Die Kriegszucht war völlig aufgelöst; ein Oberstlieutenant mit 30 Reitern, den man unterwegs antraf, machte sich, ungeachtet des vom Feldherrn selbst empfangenen Befehls, auf eigene Hand davon, und einige Offiziere, die noch beritten waren, mußten als Nachtrab zurückbleiben, um den Feind nicht ganz aus dem Gesicht zu verlieren. Nachdem die ganze Nacht marschirt worden, erreichte man um acht Uhr Morgens endlich Guhrau. Allein auch hier sollte noch keine Rast gefunden sein. Die Nachricht, der König von Schweden sei mit seiner gesammten Reiterei kaum noch eine Stunde entfernt, traf zugleich mit der Meldung ein, der Uebergang über die Oder sei möglichst eingerichtet; sogleich brach alles in Eile dahin auf, die Schwierigkeit war, wohlbehalten diesen Ort zu erreichen. Schulenburg mußte einen Theil des Weges, ungeachtet seiner Wunden, zu Fuß zurücklegen, da seine Reitknechte mit den Pferden sich im Gewirre verloren hatten. Die Sachsen mußten über die Parz, einen Bach, der nahebei in die Oder fließt; den Feind schon wieder im Auge habend zogen sie sich längs des Gehölzes hin, um in Sicherheit die kleine Brücke zu gewinnen, bei welcher der Vortrab der Schweden, den nächsten Weg geradeaus nehmend, fast zugleich mit ihnen anlangte, aber durch Flintenschüsse fürerst noch abgewehrt wurde. Endlich kam Schulenburg an den Uebergangsort selbst, ein großes Dorf mit Hecken und Gräben, zur Rechten eine Windmühle auf einer Anhöhe, die mit Grenadieren besetzt wurde, zur Linken ein Morast. Ein Müller, dessen Mühle an der Oder lag, bot hülfreiche Hand, um durch Fahrzeuge und Flößholz eine schmale Brücke zu Stande zu bringen; der Abend war indeß herangekommen, und einen Theil der Nacht hindurch gingen die Truppen einzeln in aller Stille über den Fluß; kaum

war dies vollbracht, so wurde die Brücke wieder zerstört, und Schulenburg selbst fuhr der Letzte in einem Nachen hinüber. Der König von Schweden, überzeugt, daß die Sachsen, nunmehr zwischen Parz und Oder eingeschlossen, ihm nicht mehr entgehen könnten, hatte inzwischen, wider seine Gewohnheit und alles Verhoffen, seinen Truppen einige Ruhe gewährt, und sich selbst dem Schlaf ergeben, der ihn, nach langem Versagen dann fest und andauernd zu befallen pflegte. Zwei Bauern, die sich als Kundschafter gebrauchen ließen, berichteten in der Nacht, der König schlafe ganz in der Nähe des Ufers, abgesondert von seinen Truppen, nur von sechs Leibwächtern umgeben, die gleichfalls in Schlaf gesunken seien. Schulenburg, unermüdet im Geiste, wollte auf das jenseitige Ufer zurückkehren, und den König aufheben; er dachte an der Spitze ausgewählter Mannschaft in Person den kühnen Streich auszuführen: allein der Mangel an tauglichen Fahrzeugen und die allgemeine Ermüdung nöthigten ihn von dem, wenn es geglückt wäre, folgekräftigen Unternehmen abzustehen. Nach vierstündiger Ruhe setzte er seinen Marsch nach Sachsen fort, wo er in langsamen Tagemärschen mit allen Truppen zur allgemeinen Verwunderung glücklich eintraf, nachdem der General Ertz, der mit seiner Reiterei gleich im Beginne des Treffens davongeritten war, überall das Gerücht von Schulenburg's Niederlage und Untergang verbreitet hatte. Karl der Zwölfte ging nicht über die Oder; die Verletzung des schlesischen, damals Kaiserlichen Gebietes hätte ihn nicht abgehalten, aber seine Generale stellten ihm ernstlich vor, daß seine Reiterei durch die ungeheuren Märsche zu Grunde gerichtet und nicht mehr im Stande sei, den Feind ferner einzuholen und anzugreifen, diese Absicht sei als mißglückt zu betrachten, die Sachsen hätten Unerhörtes ausgestanden, und es sei großmüthig und sogar christlich, die armen Leute nun in Ruhe heimziehen zu lassen. Karl ergab sich diesen Gründen und bekannte, daß diesmal Schulenburg den Vortheil über ihn davongetragen. Einen Offizier, den dieser an ihn wegen Bestattung der Todten sandte, nahm er ehrenvoll auf, und sagte, man dürfe sehr zufrieden sein, einen Kampf, wie diesen, so glücklich und ruhmvoll geendigt

zu haben, die Gebliebenen aber werde er auf der Wahlstatt beerdigen lassen, wie er auch für sich selbst, wenn das Loos ihn getroffen, schon angeordnet gehabt, denn kein anderes Ehrenbette könne schöner sein!

Diese Ereignisse waren am 7. und 8. November vorgefallen. Die Sachsen verloren von Warschau bis an die Oder gegen 500 Mann; die Versprengten fanden sich größtentheils wieder ein. Der schwedische Verlust betrug in diesen letzten Gefechten über 600 Mann und eben so viele Pferde; die Reiterei brauchte längere Zeit, um von diesem Verfolgungszuge sich wieder zu erholen. Schulenburg berichtete umständlich den Hergang dieser merkwürdigen Kriegsthat an den König August; auch schrieb er nach Breslau und Wien, um seinen unangekündigten Durchzug durch Schlesien zu entschuldigen, wo er jedoch strenge Ordnung hatte halten und alle Bedürfnisse baar bezahlen lassen. Dem Prinzen Eugen von Savoyen, mit welchem er in fortgesetztem Briefwechsel geblieben, gab er gleicherweise von dem Vorgefallenen Nachricht, welche diesen gerade bei der Belagerung von Landau traf. Schulenburg's Ruhm verbreitete sich durch alle Lande. Den König von Schweden persönlich hatte noch kein Feldherr ungestraft mit gleichen Waffen zu bestehen gewagt, mit geringeren dies ohne Niederlage vollführt zu haben, sah einem Wunder ähnlich. Der König August erließ ein Schreiben an Schulenburg voll der schmeichelhaftesten Lobeserhebungen, ernannte ihn zum General der Infanterie und zum Obersten der Garde zu Fuß, mit dem Ersuchen, diese Würden einstweilen anzunehmen, bis der König, der jetzt wenig anzubieten habe, späterhin sich im Stande sähe, ihn besser noch zu belohnen. Der König hoffte durch den höheren Rang ihm zugleich den Eintritt in andere Kriegsdienste zu erschweren; denn Schulenburg blieb stets des früheren Vorhabens eingedenk, und wiederholte von Zeit zu Zeit dringender sein Abschiedsgesuch; ihm wurde ein Jahr lang der Gehalt seiner neuen Würde ausgezahlt, während er sich noch immer weigerte sie selbst anzunehmen. Die polnisch-sächsischen Angelegenheiten befanden sich in der That in einem trostlosen Zustande, und gewährten keine Aussicht zu einer freudigen

und erfolgreichen Thätigkeit. Das Kriegswesen gerieth, ungeachtet aller Bemühung, die darauf ernsthaft von Untergebenen, aber nur scheinbar von obenher verwendet wurde, in immer größeren Verfall; nirgends war Einheit, Ordnung und Plan. Der Hof lebte in den Genüssen des Tages, und ließ in Sorglosigkeit untergehen, was er nicht durch Ränke der Gunst und Laune noch entschiedener zu Grunde richtete. Schulenburg ließ sich am Ende dennoch überreden, in diesen Verhältnissen ferner auszuharren, wobei mehr als die schmeichelnde Hofgunst die Betrachtung wirkte, daß sein Weggehen dem Ganzen die letzte Stütze rauben würde, durch die es noch einigermaßen zu bestehen schien. Die nachfolgenden Ereignisse waren aber von der Art, daß er seine Nachgiebigkeit bitter bereuen mußte.

Während des Jahres 1705 hielt Schulenburg sich größtentheils in Sachsen auf, wo er mit Bildung eines neuen Heeres hinreichend beschäftigt war. Hiebei hatte er mit Ränken und Verdrüssen aller Art zu kämpfen, besonders von Seiten derer, die ihn hätten unterstützen sollen. Der General, nachherige Feldmarschall, Graf Jakob Heinrich von Flemming, erlaubte sich gegen ihn Aeußerungen, die einen Zweikampf zur Folge hatten, in welchem Flemming ausglitt und fiel, worauf ihn Schulenburg nöthigen wollte, um sein Leben zu bitten, dessen jener sich indeß beharrlich weigerte; der Streit wurde zwar geschlichtet, aber Schulenburg erklärte dem Könige, daß er weder unter Steinau noch unter Flemming dienen wolle. Er ging eine Zeitlang mit Urlaub auf seine Güter, begleitete darauf den König in die böhmischen Bäder, von wo die Zeitumstände ihn aber bald zurückriefen. Die Angelegenheiten von Polen, und selbst die Lage von Sachsen, wo man einen feindlichen Einbruch des Königs von Schweden fürchtete, geboten ungemeine Anstrengung. Die Truppen wurden so viel als möglich in Stand gesetzt, und nachdem sie bei Torgau eine Zeitlang in Uebungen zugebracht, rückten sie endlich 18,000 Mann stark gegen die Oder vor, wo sie bei Guben ein Lager bezogen. Schulenburg begab sich von Dresden, wo er zuletzt krank gelegen, noch nicht ganz hergestellt im Oktober nach Guben, und er-

krankte bald auf's neue. Hier besuchte ihn der König August zu mehrerenmalen, und unterhielt sich gern mit ihm; die erneuerte Bitte um Entlassung, zu welcher fremde Dienstanträge, auch jetzt schon venetianische, stets neuen Anlaß gaben, wurde wie früher beseitigt. Der eintretende strenge Winter nöthigte jedoch bald wieder zur Aufhebung des Lagers, und die Truppen bezogen in Sachsen Winterquartiere. Der König reiste von Guben mit einiger Bedeckung nach Grodno, wo der Zar Peter an der Spitze beträchtlicher Heeresmacht seiner wartete; er ließ dahin von Krakau auch seine Garden und einige Reiterei kommen, wobei der Bruder unseres Schulenburg sich als Generalmajor befand.

In Sachsen selbst ergaben sich inzwischen bedenkliche Verhältnisse; nicht bloß von Seiten der Schweden drohte Gefahr, auch im Innern hatte man einen Feind zu fürchten. Der Liefländer Patkul, früher General in Diensten des Königs von Polen und jetzt bei demselben Gesandter des Zars und zugleich Befehlshaber der moskowitischen Hülfstruppen, die Schulenburg auf dem Zuge von der Weichsel nach Sachsen glücklich mit durchgebracht hatte, glaubte Ursache zu haben, den König August zu befeinden, und knüpfte im Namen des Zars mit den Höfen von Berlin und Wien gegen jenen solche Verhandlungen an, daß den sächsischen Ministern, als sie dieselben entdeckten, die äußerste Besorgniß daraus erwuchs. Die Gegenwart der moskowitischen Truppen gab den Anschlägen Patkul's ein gefährliches Werkzeug, das ihnen jeden Augenblick zur Ausführung verhelfen konnte; man glaubte daher ohne Säumen einen Entschluß nehmen zu müssen. Die Minister hielten eine Berathung, zu welcher auch Schulenburg, als Befehlshaber der Truppen in Sachsen, so wie andere angesehene Generale, gezogen wurden. Alle waren unsicher und zaghaft, bis auf Schulenburg, der allein auf Ergreifung entschiedener und rascher Maßregeln drang, zu denen die Lage der Dinge hinreichende Vollmacht sei, und so erhielt er selbst von der Versammlung den Befehl zur Verhaftung Patkul's, den er sogleich in aller Stille aufheben und nach Sonnenstein in Gewahrsam bringen ließ. Die Sache erregte vielfaches Aufsehen und großen Unwillen,

sowohl in Sachsen selbst, wo Patkul bedeutende Verbindungen hatte, als bei den Höfen von Berlin und Wien, besonders aber bei dem Zar, der über diese Verletzung des Völkerrechts anfangs die heftigste Beschwerde führte, späterhin jedoch, — ob in Wahrheit oder zum Schein, ist ungewiß, — den Vorgang durch die Beweise, die sich gegen Patkul aus dessen Papieren ergeben sollten, als hinlänglich gerechtfertigt annahm. Schulenburg spricht von Patkul's Verrätherei als einer unzweifelhaften Sache; möglich allerdings, daß er ohne Vollmacht gehandelt, aber wahrscheinlicher ist freilich das Gegentheil; es scheint, derselbe habe die geheimen Betreibungen der sächsischen Minister zu einem besonderen Frieden mit dem Könige von Schweden, wobei der Zar seinem Schicksale überlassen bleiben sollte, durch nicht minder listige Einleitungen zu einem besonderen Frieden für diesen, wobei Sachsen das Opfer werden sollte, zu überbieten gesucht; ein Wetteifer, in welchem freilich, bei statthabender Entdeckung, der zuerst an Tag gezogene Unterhändler erliegen, und die schwersten Folgen eines wenn auch verstellten Zornes auf sich nehmen mußte! Als der König August späterhin von Grodno nach Dresden zurückgekommen war, billigte er das Verfügte, und Patkul, den der Zar nicht mehr zurückforderte, blieb in sächsischem Verhaft, unglücklicherweise so lange, bis der unversönliche Haß Karl's des Zwölften ihn zu grausamem Todeslose ausgeliefert erhielt.

Unterdessen hatten üble Nachrichten aus dem Innern seines Reiches den Zar aus dem Lager von Grodno schleunigst abgerufen, und der König August verließ in der Mitte des Januars 1706 gleichfalls diesen Ort, und ging mit einem Theile der Truppen nach Warschau. Von hieraus schrieb er an Schulenburg wiederholt die dringendsten Mahnungen, die in Sachsen befindlichen Truppen aus den Winterquartieren zu ziehen, und ungeachtet der heftigen Kälte, welche die Elbe und Oder mit starker Eisdecke überzogen hatte, sofort nach Polen vorzurücken, und daselbst den schwedischen General Rehnschöld, der mit einigem Kriegsvolk in Großpolen stand, während Karl der Zwölfte in Litthauen Winterquartiere hielt, unvermuthet anzugreifen und zu schlagen.

Dieser Auftrag hatte große Schwierigkeiten. Die sächsischen Truppen, der Zahl nach beträchtlich genug, waren übel zusammengesetzt; das Fußvolk bestand aus 15 Bataillons größtentheils neuausgehobener Leute, aus 4 Bataillons der bei Höchstädt gefangen genommenen Franzosen und Schweizer, die sammt ihren Offizieren gleich wieder Dienste genommen hatten, und aus 10 Bataillons Moskowitern, deren schon mehrmals Erwähnung gethan worden; die Reiterei war 40 Schwadronen stark, alles zusammen 18,000 Mann. Aber Kriegszucht, Muth und Tüchtigkeit wurden gänzlich vermißt, niemand that seine Pflicht, alle Ordnung und aller Gehorsam fehlte, und Schulenburg, der dieselben mit fester Strenge handhaben wollte, wurde dafür bitter gehaßt und getadelt. An Geld fehlte es gänzlich, und Schulenburg mußte aus eigenen und seiner Freunde Mitteln über 50,000 Thaler vorstrecken. Der Feldmarschall von Steinau hatte zwar den sächsischen Dienst endlich verlassen, aber unter den Generalen und Offizieren behielt er viele Anhänger, die sich bei seiner Weise gut befunden hatten; es gab eine Menge Partheiungen und Ränke, die sich einander leidenschaftlich bekämpften, wobei zuletzt immer der Dienst den größten Schaden litt. Die sächsischen Soldaten, Neulinge vor dem Feinde, zitterten bei dem bloßen Anblick der Schweden, und viele Generale und Offiziere theilten diese Stimmung. Einen solchen Heerhaufen, der nur darauf zu warten schien, daß er eine Gelegenheit fände sich aufzulösen, inmitten des strengsten Winters unter den größten Entbehrungen dem kriegsmuthigen abgehärteten Feind entgegenführen, hieß sich der Vernichtung aussetzen. Schulenburg schrieb dies alles dem Könige, dem der Zustand ohnehin schon genug bekannt war, und beschwor ihn, nicht solchergestalt das Unglück herauszufordern; er legte ihm zugleich andere Plane vor, die sich mit besserer Zuversicht befolgen ließen; er drang vor allen Dingen auf Vereinigung der gesammten Streitkräfte, deren bester Theil bei dem Könige war; oder wünschte wenigstens das Frühjahr abzuwarten. Doch der König verwarf diese Vorstellungen, und wiederholte die ertheilten Befehle; ja er schrieb nebenher einen besonderen Brief an Schulenburg, worin er diesen

persönlich nochmals ermahnte, nicht länger zu säumen, sondern nur eiligst nach Polen vorzurücken und den General Rehnschöld, der nur wenige und schlechte Truppen habe, aufzureiben, der Augenblick sei günstig, der Erfolg unzweifelhaft. So träumte man im Hoflager, und täuschte sich nach Belieben über die feindliche wie über die eigene Stärke. Es war eine List von Rehnschöld, daß er sein Kriegsvolk überall für sehr gering angeben ließ; Schulenburg aber, der vielfache und genaue Kundschaft einzog, hatte bald erfahren, daß die Schweden 40 Schwadronen Reiter und 12 Bataillons Fußvolk, im Ganzen gegen 11,000 Mann zählten, größtentheils alte versuchte Truppen. Freilich waren die Sachsen an Fußvolk beinahe doppelt so stark, und mit vielem Geschütz versehen, welches jenen ganz abging; allein an Reiterei hatten die Schweden die Ueberzahl. Zu den Ermahnungen und Befehlen des Königs kam noch die Erklärung der sächsischen Regierungsbehörde, daß sie die Truppen nur noch wenige Tage verpflegen könne, nach deren Ablaufe weder Geld noch Brod ferner zu erwarten stände. Gedrängt von allen Seiten, aber unter den schlimmsten Vorgefühlen und mit äußerstem Widerstreben, führte Schulenburg endlich die sächsische Heeresmacht, die er bei Sabor zusammengezogen hatte, am 8. Februar über die Oder, und lagerte in dem durchschnittenen Ufergelände drei Stunden von Fraustadt, wo sich der Feind schon zeigte. Noch immer hätte er diesen, trotz der bestimmten Befehle, zu vermeiden gewünscht, um die Truppen erst nach und nach zum Felddienste zu gewöhnen, wäre nur auf irgend eine Weise für den Lebensunterhalt Rath zu schaffen gewesen; allein es blieb kein Ausweg, als gradaus vorzurücken, und die Schweden mit Gewalt aus Fraustadt und Lissa zu vertreiben, wo man Zufuhr aus der Gegend zu hoffen hatte. Die zum Kriegsrathe berufenen Generale und Obersten wußten sämmtlich keinen besseren Vorschlag, nach ihren Worten durfte man überdieß den Feind schon besiegt glauben, so zuversichtlich rühmten sie sich der großen Ueberlegenheit. Der General Westromirsky, der die Moskowiter befehligte, denen man eine Anzahl deutscher Offiziere beigegeben hatte, versicherte, diese Truppen seien jetzt ganz andere geworden, und

bloß mit ihnen wolle er die Schweden schlagen. Aehnlicher Betheuerungen vermaßen sich andere Generale, und jede Besorgniß galt beinahe als Feigheit.

Schulenburg beschloß nun, obwohl schweren Herzens, den Feind anzugreifen. Der General Rehnschöld hatte sich etwas zurückgezogen, aber in der Absicht, wie die von Reiterpartheien eingebrachten Gefangenen aussagten, am folgenden Tage zum Angriff gegen die Sachsen wieder vorzurücken. Schulenburg traf demnach die sorgfältigsten Anstalten, gab die umständlichsten Befehle, ordnete alles selbst an, und schärfte wiederholt den Generalen, Offizieren und Gemeinen die genauesten Vorschriften für alle die Fälle ein, die sich voraus-zusehender Weise ereignen konnten. Nichts entging seiner Aufmerksamkeit, er nahm Bedacht auf jedes Erforderniß, keinen Umstand wollte er dem Zufall überlassen. Das Fußvolk sollte zu drei Mann hoch gestellt werden, die Reiterei zu zweien; die Stabsoffiziere der Fußvölker sollten während des Gefechtes zu Pferde bleiben, um jeder entstehenden Unordnung persönlich desto schneller abzuhelfen. Die größte Ordnung und Stille wurde anbefohlen, die Aufsparung des Feuers bis zur Annäherung auf 60 Schritt. Die Aufstellung der spanischen Reiter wurde bestimmt; sie sollten noch insbesondere durch aufgestellte Schützen, hauptsächlich die Offiziere des Feindes bezielend, vertheidigt werden. Die Reiterei sollte gar nicht schießen, sondern gleich mit dem Degen in der Faust angreifen. Jeder Einzelne, wie jede Truppe, sollte trachten, die anderen durch Beispiel und Aufsicht zu ermuthigen; bei Todesstrafe wurden feige Reden untersagt. Wenn Unordnung in einem Bataillon oder in einer Schwadron entstünde, sollten die nebenstehenden sich nicht daran kehren, sondern nur selbst ihrer Schuldigkeit eingedenk sein; Verlust des Lebens und der Ehre wurde auf das Verlassen des Schlachtfeldes gesetzt, zugleich aber durch ausgestellte Rückwachten dafür gesorgt, daß die Weichenden wieder zum Standhalten gebracht würden. Die Bestimmung der Geschütz- und Gewehrladungen wurde für eintretende Fälle verschieden angeordnet, und den Offizieren besonders anempfohlen. Nachdem diese und andere Vorschriften ertheilt waren, rückte man

in guter Ordnung vor, und kam Abends bis dicht vor Fraustadt. Es war mitten im strengsten Winter, und alle erdenkliche Sorgfalt nöthig, um die Menschen und Pferde gegen die heftige Kälte zu schützen, die Wachen wurden häufig gewechselt, die Patrouillen mußten die ganze Nacht in Bewegung bleiben. Noch vor Tage erhielt Schulenburg Nachricht von dem Anrücken der Schweden, und wählte schnell eine gute Stellung zwischen zweien Dörfern. Röhrsdorf, zur linken Seite, war von sieben- bis achtfachen Hecken und Zäunen umgeben, und bot eine treffliche Vertheidigung dar; 2 Bataillons besetzten dasselbe, und gleiches geschah mit Jägersdorf, das zur rechten Seite lag; die Reiterei bildete beide Flügel, zum Theil durch Hohlwege und glattgefrorene Teiche gedeckt; den linken Flügel befehligte der General von Dünewald, den rechten der General von Lützelburg, beide zusammen der General von Plötz, der sich jedoch mehr zu dem rechten halten sollte, weil der linke ohnehin völlig gesichert schien. Den Zwischenraum beider Dörfer füllte das Fußvolk in vertiefter Linie aus; die besten sächsischen Bataillons, die bei Punitz mitgefochten, wurden in das erste Treffen rechts gestellt, dann von 2 Bataillons ein Haken gebildet, um die links angereihten Moskowiter, welche etwas zurückstanden, besser zu unterstützen. Das zweite Treffen war nach Verhältniß aus den gleichen Truppengattungen gebildet. Die ganze Linie war mit 32 Kanonen und 44 Granatmörsern besetzt, ferner mit spanischen Reitern, die, mit Eisenspitzen und scharfen Messern beschlagen und durch Ketten verbunden, vorzüglich den Moskowitern als starke Brustwehr bestimmt waren. In Betreff dieser Truppen wurde noch eine besondere Maßregel genommen. Sie galten für den unzuverlässigsten Theil des Ganzen, und es war zu befürchten, daß der Oberst von Görtz, der sie ehemals befehligte, jetzt aber als Ueberläufer bei den Schweden diente, sie sogleich erkennen, und die ganze Stärke des schwedischen Angriffs auf sie lenken würde. Die Sachsen trugen damals rothe Röcke, die Moskowiter weiße mit rothem Unterfutter; Schulenburg ließ daher letztere ihre Röcke umwenden, und das Futter herauskehren, damit sie gleich den Sachsen rothgekleidet erschienen;

um nicht durch die Fahnen kenntlich zu werden, sollten diese im Beginn des Treffens gesenkt bleiben. Zum Rückhalt waren die nöthigen Truppen schicklich angeordnet; für Sicherung des Gepäckes hinlänglich gesorgt. In dieser Verfassung konnte man selbst einer Uebermacht des Feindes mit allem Erfolge Trotz bieten, niemals befanden sich Truppen vortheilhafter und sicherer, angemessener und sorgfältiger aufgestellt. Schulenburg beritt die ganze Schlachtordnung, wiederholte alle Vorschriften und Ermahnungen, zeigte die Gewißheit des Sieges, wenn man ihn nur ernstlich wolle, verhieß den Tapfern Belohnung und Strafe den Feigen. Leider jedoch fand er schon jetzt mehrere Offiziere und selbst Generale nicht mehr des muthigen Sinnes, mit dem sie im Kriegsrathe geredet; er schalt ihre Niedergeschlagenheit, und hielt ihnen vor, daß hier selbst Weiber es mit dem Feinde aufnehmen könnten, so lange sie nur dem Schrecken nicht Raum gäben. Er befahl noch, die Truppen in unaufhörlicher Bewegung und bis zum Augenblicke des Gefechts in allerlei Kriegsübung zu erhalten, gab das Losungswort: „Gott mit uns!" und ritt sodann zu seinem Generalstabe, der vorwärts Röhrsdorf nach dem Feinde hin bei einer Windmühle hielt, wo man die ganze Gegend überschaute. Die Schweden rückten in einer einzigen Linie heran, deren Mitte aus 12 Bataillons Fußvolk, untermischt mit vielen Schwadronen Reiterei, die beiden Flügel aus der gleichgetheilten übrigen Reiterei bestanden. Das Erdreich neigte sich von ihrer Seite abwärts, und gab dadurch dem Vordringen beschleunigten Ungestüm. Schulenburg ertheilte seine letzten Befehle, sprengte zu seinen Truppen zurück, und ließ der ganzen Linie nochmals kund thun, durch eine bloß viertelstündige Ausdauer werde der Sieg errungen sein. Zu seinem Erstaunen fand er den General von Dünewald mit der Reiterei des linken Flügels schon jetzt nicht mehr auf der angewiesenen Stelle, sondern aus zaghafter Verlegenheit hinter das Fußvolk zurückgewichen; er führte ihn wieder vor, und ermahnte den Obersten; hierauf besichtigte er noch den rechten Flügel, und begab sich sodann zu dem Fußvolk, wo er für das Treffen seinen Stand erwählt hatte.

Die Schweden griffen an. Der General Rehnschöld stürmte zuerst mit 8 Schwadronen gegen Röhrsdorf und den linken Flügel der Sachsen heran. Sogleich ergriff General von Dünewald die Flucht mit seiner ganzen Reiterei, die den Feind kaum recht erblickt hatte; Rehnschöld verfolgte sie heftig zwei Stunden weit, ohne sich um die übrigen Truppen zu kümmern. Gegen den rechten Flügel der Sachsen drangen die Schweden gleichfalls 8 Schwadronen stark heran; der glatte Spiegel der gefrorenen Teiche machte sie stutzen, aber nur einen Augenblick; sie saßen ab, führten ihre Pferde an der Hand hinüber, stiegen wieder auf, und stürmten ohne Besinnen auf sächsische Schwadronen los, die jenem Uebergange ruhig zugesehen hatten, und jetzt mit verhängtem Zügel davonjagten. Das schwedische Fußvolk, mit Reiterei vermischt, griff herzhaft die Mittellinie an, drang, wiewohl nicht ohne Verlust, durch die spanischen Reiter, und warf sich zuerst auf die Moskowiter, die, nach einmaligem verlorenen Losschießen, die Gewehre wegwarfen und ihr Heil im Weiten suchten. Einige sächsische Bataillons thaten anfangs gute Gegenwehr, und warfen den Feind sogar zurück, aber nach wenig Augenblicken wurde die Flucht allgemein; Abtheilungen, die durch Zahl und Stellung der ganzen feindlichen Macht gewachsen waren, Fußvolk, Reiter, Artilleristen, alles floh noch ehe das Gefecht sie erreichte. Junge geputzte Offiziere flohen zuerst; andere, welche die Ordnung herstellen wollten, wurden von ihren eigenen Leuten erschossen. Schulenburg in Verzweiflung suchte vergebens Einhalt zu thun; an der Spitze der 4 Bataillons Franzosen und Schweizer wollte er eine vereinzelte schwedische Abtheilung zurücktreiben, doch jene waren nicht von der Stelle zu bringen, sie blieben eine Weile unbeweglich stehen, bis endlich die Mehrzahl die Gewehre wegwarf und zu den Schweden überlief. Noch hatten die Sachsen kaum 50 Todte und Verwundete, die Schweden waren überall aufgelöst, und wenige Truppen konnten hinreichen, das Schicksal des Tages zu wenden. Während Schulenburg im Getümmel ermahnend und scheltend angestrengt seine ganze Kraft aufbot, traf ihn eine Kugel gegen den Hüftknochen, deren heftiger

Schlag, obwohl durch Mantel und Pelz geschwächt, ihn beinahe vom Pferde warf; er nahm sich indeß zusammen, verhehlte Wunde und Schmerz, und suchte mit 11 Bataillons und 3 Schwadronen, die noch nicht alle Fassung verloren hatten, einen geordneten Rückzug gegen Fraustadt zu machen. Er wiederholte sein kraftvolles Zureden, zeigte die Gewißheit der Rettung, und gelobte alle glücklich heimzuführen, wenn sie nur einige Haltung behaupten und seinen Befehlen genau gehorchen wollten. Aber kaum zeigten sich 2 schwedische Schwadronen, die noch ziemlich von fern aber geradesweges im Trabe herankamen, so floh die noch übrige sächsische Reiterei, das Fußvolk warf die Waffen weg, und drängte sich verwirrt in einen Klumpen zusammen, der sein Geschick wehrlos erwartete. Schulenburg befand sich anfangs mitten darin, nicht ohne Mühe wickelte er sich aus dem Gewirr hervor, und verließ, da nirgends mehr ein Halt zu erblicken war, von einem Fähndrich und einem Reitknecht begleitet, das gräuelhafte Schlachtfeld. Vier schwedische Reiter verfolgten ihn; er wandte sich, und schoß den nächsten, eben im Begriff ihn von hinten zu durchstechen, mit der Pistole vom Pferde, und setzte dann seinen Weg ungestört fort. Alles Geschütz, alle Fahnen und alles Gepäck ging verloren. Die Schweden fanden auf dem Wahlplatze 6000 noch geladene Gewehre. Von den Sachsen entkamen viele durch die frühe Flucht glücklich über die Oder, von den Moskowitern wenige, sie wurden nach schon beendigtem Gefechte, gleich geduldigen Schafen, von den Schweden grausam niedergemacht. Ein panischer Schrecken hatte gleich anfangs die ganze sächsische Linie ergriffen, Geist und Muth waren außerdem durch die furchtbare Kälte betäubt. Einzelne Züge von Heldenmuth fehlten zwar nicht, sie blieben aber, wie gewöhnlich bei solch allgemeiner Niederlage, unwirksam und ungerechnet. Die Schweden hatten gesiegt, weniger durch eigenes Verdienst der Tapferkeit, als durch Feigheit, Schwäche und vielleicht sogar Bosheit, welche auf Seiten der Gegner waren. Die Sachsen verloren gegen 9000 Mann, die verwundet oder todt auf dem Platze blieben; was noch übrig war, befand sich auf der Flucht auf=

gelöst und versprengt. Der Verlust der Schweden betrug kaum 1000 Mann. Solchen Ausgang nahm dies Treffen, von dem Schulenburg mit Recht schreiben konnte: „Aller Vortheil war auf unserer Seite, nur der göttliche Beistand war entzogen.“

Der König August, der inzwischen von Warschau mit seinen Truppen aufgebrochen war, stand nur 15 Meilen entfernt, als dieses Treffen am 13. Februar 1706 bei Fraustadt vorfiel; auch der General von Brause war mit einiger Reiterei von Krakau über Petrikau vorgerückt; alles zu spät und ohne Nutzen! Schulenburg ging über die Oder, und sammelte die Trümmer seiner Truppen in Sabor. Er schrieb von hier einen ausführlichen Bericht über das Vorgefallene an den König, mit großer Mäßigung, ohne jemanden namentlich anzuklagen, doch voll tiefen Schmerzes über das erlittene Mißgeschick; die Reiterei, sagte er darin unter andern, habe gleich anfangs zu einem scharfen Gefechte wenig Belieben erwiesen, sie und das Fußvolk habe weder Herz noch Hand gebrauchen wollen, er wünschte, daß mit Aufopferung seines Lebens solches Unglück zu verhüten gestanden. Doch versagte er sich nicht, dem Könige selbst vorzuhalten, wie wenig derselbe von dem Erlittenen überrascht sein könne, da ihm die Beschaffenheit seiner Truppen längst bekannt gewesen; er erinnerte an alles, was er früher in seinen Briefen gegen die erhaltenen Befehle eingewendet, an die Klagen, die er geführt, und deren Grund dennoch stets unverändert geblieben, so daß bloß die Einsicht, wie alles Bemühen hier unnütz und vergeblich sein müsse, ihn so oft habe bewegen dürfen, um seine Entlassung zu bitten. Hierauf begab sich Schulenburg nach Dresden, wo er alles in der größten Bestürzung fand. Er suchte die Minister des Königs in etwas zu beruhigen, traf die nöthigsten Anstalten zur ersten Unterkunft der geretteten Truppen, und reiste dann zum Könige, der sich indeß nach Krakau wieder zurückgezogen hatte. Der König empfing ihn sehr gnädig, und sagte unter andern, er wisse selbst aus Erfahrung, wie wenig er sich auf seine Truppen verlassen könne. In dem Kriegsgerichte, welches mit Untersuchung des ganzen Vorganges beauftragt wurde,

sollte Schulenburg den Vorsitz führen, er bat aber den König, ihn solcher Ehre zu überheben, da er in diese Angelegenheit persönlich zu sehr verflochten sei, als daß er hoffen dürfe, seine Unpartheilichkeit in den Augen der Welt vollkommen zu behaupten. Der Vorsitz wurde darauf dem Gouverneur von Dresden, Grafen von Zinzendorf, übertragen, der zu Schulenburg's entschiedenen Gegnern gerechnet wurde. Man schmiedete allerlei Ränke, um die Schuld, welche man durch keine Bemühung auf den Oberbefehlshaber bringen konnte, — so klar und stark sprachen alle Thatsachen und Zeugnisse, — doch wenigstens von denen abzuwälzen, auf welchen sie in Wahrheit haftete. Schulenburg verhielt sich während der ganzen Untersuchung höchst gelassen und gleichgültig, und that keinerlei Schritte, weder zu seiner eigenen Rechtfertigung, noch zur Anklage Anderer. Die allgemeine Stimme hatte ihn längst von jedem Vorwurfe freigesprochen, und sein Kriegsruhm wurde durch das Treffen bei Fraustadt so wenig geschmälert, daß derselbe vielmehr nur um so ehrenvoller sich ausbreitete, je nachdem seine getroffenen Anstalten und sein persönlich tapferes Benehmen allgemeiner bekannt wurden. Der König, unzufrieden mit dem unredlichen Gange der Untersuchung, durch welche mit schamloser Frechheit die strafbarsten Leute, sobald nur einige Hofgunst sie stützte, freigesprochen, dagegen minder strafbare, aber schutzlose, zu den grausamsten Strafen verurtheilt wurden, verwarf die Aussprüche des Kriegsgerichts, und erklärte, er sehe nur allzusehr aus allen Ergebnissen, wie wahrhaft Schulenburg ihm den Zusammenhang der Sache berichtet habe, die Truppen hätten freilich ihre Schuldigkeit nicht gethan, aber mehrere Generale und Offiziere noch weit weniger, und die Feigheit der Anführer habe die der Truppen zur Folge gehabt. Eine neue Untersuchung fand aber nicht Statt; einige Offiziere und Soldaten, die zuerst feldflüchtig geworden, wurden am Leben gestraft, andere zur Festung verurtheilt oder schimpflich weggejagt; im Uebrigen blieb Alles beim Alten. —

Schulenburg führte während des andauernden Aufenthaltes, den der König August in Polen genommen, nach wie vor den Oberbefehl über die Truppen in Sachsen, deren

Herstellung er unablässig aus allen Kräften betrieb, obwohl der Erfolg keinesweges seinem Eifer entsprach, denn die Minister erklärten sich außer Stand, die nöthigen Hülfsmittel herbeizuschaffen. Dieser traurige Oberbefehl konnte gleichwohl den Neid des Generals Grafen von Flemming erregen, der von Berlin, wo er Gesandter des Königs war, an den Hof nach Polen reiste, um die Umstände, die er sich günstig glaubte, gegen Schulenburg zu benutzen. Er kehrte jedoch aus Polen diesmal unverrichteter Sache zurück, und Schulenburg behielt die Führung der Kriegssachen. Inzwischen traf gegen Ende Augusts 1706 in Dresden die Nachricht ein, daß Karl der Zwölfte über die Weichsel gegangen, in Großpolen den General Rehnschöld an sich gezogen habe, und geradesweges auf Sachsen losgehe. Der König von Schweden war der unaufhörlichen Hin- und Herzüge in dem weitläufigen und zerrütteten Polen, durch die nichts zur Entscheidung kam, endlich überdrüssig, und wollte diese, trotz alles Widerrathens seiner Generale, nun auf dem kürzesten Wege dadurch herbeizwingen, daß er den Krieg unmittelbar in die Erbstaaten seines Gegners hineinspielte. Hier gerieth sogleich alles in die äußerste Bestürzung; niemand wußte irgend Rath in dieser furchtbaren Bedrängniß; die geängsteten Minister beriethen sich jeden Tag mit Schulenburg. Allein die Lage der Dinge gestattete auch diesem wenig mehr auszurichten. Wohl waren alsbald einige Bataillons Fußvolk in nothdürftigen Stand gesetzt, die Reiterei dagegen war in solcher Eile nicht herzustellen; die Aushebung von Mannschaft konnte nicht ohne Schwierigkeit geschehen, frühere Anwerbungen von Hamburg her waren schon zu dem Könige nach Polen abgegangen. An kräftigen Widerstand gegen die Schweden war bei den geringen Mitteln nicht zu denken; die Minister entschlossen sich, bei dem Könige Karl für Sachsen um Frieden anzuhalten. Der Kammerpräsident von Imhoff und der geheime Referendair Pfingsten wurden nach Bautzen gesandt, um von dort aus mit dem Könige, der schon über die Oder gegangen war, Unterhandlungen anzuknüpfen. Schulenburg folgte ihnen dahin mit einigen Truppen, um die weiteren Bewegungen des Feindes wenigstens zu beobach-

ten. Er sandte den General Jordan mit 500 Reitern gegen Görlitz vor, mit dem gemessenen Befehl, immer auf seiner Hut zu sein und sich in kein Gefecht einzulassen; die Schweden überfielen ihn dennoch, seine Mannschaft wurde auseinandergesprengt, er selbst büßte seine Unaufmerksamkeit mit dem Leben. Dieser Vorgang, den das Gerücht sehr vergrößerte, erfüllte die sächsischen Truppen neuerdings mit Schrecken, und der Gedanke, auch nur den Anblick der Schweden im freien Felde zu bestehen, mußte gänzlich schwinden. Die aus Polen eingehenden Willensmeinungen des Königs, die Rathschläge der Minister und Schulenburg's eigene Ansicht der Dinge ließen keinen anderen Entschluß mehr übrig, als ein möglichst vortheilhaftes Abkommen mit dem Feinde zu treffen, bis dahin aber einige feste Plätze zu bewahren, und die übrigen Truppen in Sicherheit zu bringen. Zur Besatzung von Dresden, von Königstein und Sonnenstein blieben demnach 4000 Mann zurück, mit den übrigen nahm Schulenburg den Weg über Meißen nach Leipzig, wo er auch die Pleißenburg mit einiger Mannschaft besetzte. Er suchte den Magistrat von Leipzig zu bewegen, eine Summe Geldes zur Ausrüstung der Truppen vorzuschießen, aber nur nach vieler vergeblichen Bemühung, und bloß auf sein persönliches Wort, erhielt er zuletzt 8000 Thaler nebst einigen anderen Gegenständen des dringendsten Bedarfes, doch schon zu spät, um dieselben gehörig in Gebrauch zu setzen, da die schwedische Reiterei schon über die Mulde gegen Leipzig heraneilte, um die Sachsen anzugreifen. Schulenburg brach ungesäumt auf, und zog sich nach Weißenfels und Naumburg, in der Absicht über Chemnitz nach Böhmen zu entkommen, und auf diesem Wege zu dem Könige nach Polen zu gelangen; der Mangel an Verpflegungsmitteln, dem er auf dieser Straße nur durch baares Geld hätte abhelfen können, nöthigte ihn diesen Plan aufzugeben, und seinen Rückzug gegen den Thüringer Wald fortzusetzen. Unsägliche Mühsale hatte Schulenburg auszustehen; die Einwohner, überall schon der Schweden gewärtig, versagten den Sachsen jede Hülfe, jedes noch so geringe Darlehen, unter den Truppen selbst herrschte die größte Auflösung. Der General von Dünewald, der unge-

achtet seiner bei Fraustadt bewiesenen Feigheit durch die Gunst, welche die Frau von Hoymb, damalige Geliebte des Königs, ihm zuwandte, wieder auf's neue einem Theil der Reiterei vorgesetzt war, erbat sich von Schulenburg in dem Augenblick, da ein Zusammentreffen mit den Schweden befürchtet wurde, die Erlaubniß sich zu entfernen, weil er sich nicht wohl befinde; ein Gleiches that ein Oberst von den Dragonern, und obgleich diesem sein Begehren abgeschlagen wurde, ritt er dennoch davon und ließ sein Regiment im Stich, welches hierauf unbefehligt in die Irre ging, und zurückgeholt werden mußte. Ganze Abtheilungen Reiter flohen vor dem Feinde, sobald er sich zeigte, und ließen sich gar nicht wieder sehen; truppweise kehrte das Fußvolk, nachdem es die Waffen weggeworfen, nach Sachsen zurück. Die noch bei den Fahnen blieben, litten Mangel und Noth in allen Dingen; die Einwohner hatten ihre Habe meistens geflüchtet, und sperrten die Wege gegen die Nachdringenden durch Verhaue und sonstige Anstalten. Ueber Weimar und Ilmenau setzte Schulenburg seinen bedrängnißvollen Rückzug fort. Ein schlimmer Umstand vermehrte noch seine Verlegenheit. Er hatte die 8000 Thaler, die ihm in Leipzig dargeliehen worden, und einige Bekleidungsvorräthe, die zu vertheilen keine Zeit gewesen, dem Hauptmann von Benkendorf übergeben, der damit nach Eisenach vorausgehen und dort neue Befehle erwarten sollte. Dieser Offizier flüchtete aber von Eisenach, wo er sich nicht sicher glaubte, sogleich weiter nach Kassel, wo er dem sächsischen General Prinzen Ferdinand von Kurland erst seine Sendung, und, durch dessen Vorspiegelungen verleitet, alsbald auch 5000 Thaler anvertraute, mit dem Beding, sie dem General Schulenburg, sobald dieser sie fordern würde, abzuliefern. Aber der Prinz hatte kaum die Summe in Händen, als er eine Stafette an Schulenburg sandte, anzeigend, daß er das Geld behalten werde, um sich wegen einer Schuldforderung an den König von Polen bezahlt zu machen, auch würde ja den sächsischen Truppen ohnehin jetzt das Geld weniger nöthig sein, da der Abschluß des Friedens ganz nahe bevorstehe. Schulenburg antwortete dem Prinzen in starken Ausdrücken, und schrieb auch dem

Landgrafen von Hessen-Kassel, dem Schwager des Prinzen, bittere Beschwerden über dieses hinterlistige und gewaltsame Benehmen, aber beides ohne Erfolg. Er sah niemals etwas von diesem Gelde wieder, fand sich für den Augenblick ohne alle Baarschaft, und mußte, um nicht ganz entblößt zu bleiben, zur Bestreitung der dringendsten Bedürfnisse 2000 Thaler aus Prag holen lassen, wo zum Glück noch einige Gelder zu heben waren.

Inzwischen hatten die Sachsen in Zerrüttung und Noth den Thüringer Wald zurückgelegt, und die Schweden, deren Reiterei unter dem Obersten von Görtz ihnen bisher nachdrücklich auf den Fersen gewesen, setzten hier endlich ihrer Verfolgung ein Ziel. Während Schulenburg dem Ueberreste seiner Leute einige Ruhe gewährte, erhielt er vom Könige den Befehl, diese Truppen jetzt nicht mehr nach Polen zu führen, wo sie bei ihrer Ankunft nichts mehr nützen, sondern nur zur Last fallen würden, indem der Frieden mit Schweden schon so gut wie abgeschlossen sei; vielmehr habe er sich zu bemühen, diese Truppen in gutem Dienstverhältnisse bei dem verbündeten Heere anzubringen, wozu durch die schon in Anspruch genommene Verwendung des Kurfürsten von Hannover bei dem Herzoge von Marlborough die beste Hoffnung vorhanden sei. Schulenburg begab sich nach Bamberg, um sich mit dem Kurfürsten von Mainz zu besprechen, und ein erstes Unterkommen für die Truppen zu verabreden. Allein die Sache fand große Schwierigkeiten. Nur nach vielen Einwendungen nahm der Prinz Ludwig von Baden in seinem Heere vor Philippsburg endlich 1500 Moskowiter auf, welche dennoch bald nachher wieder entlassen wurden, und durch Böhmen und Polen heimziehen mußten. Den Rest der Truppen führte Schulenburg auf die Nachricht von dem zwischen Sachsen und Schweden am 14. September 1706 zu Alt-Ranstädt geschlossenen Frieden nach Thüringen zurück, wo sie Quartiere bezogen; er selbst reiste nach Warschau, wohin der König sich mit seinen Truppen einstweilen verfügt hatte, um sich den Moskowitern zu entziehen, von welchen er, nachdem sein Bündniß mit dem Zar durch den Frieden aufgelöst war, nur Ungelegenheiten befürchten mußte. Schulen-

burg fand eine ziemlich kalte Aufnahme; seine Feinde hatten nicht unterlassen, in einer Zeit, wo die Zustände des Krieges nur traurige Ergebnisse darboten, die widerwärtigen Eindrücke auch gegen den Feldherrn zu wenden. Ihm widerfuhr sogar eine beleidigende Zurücksetzung. Der König hatte nämlich in Grodno dem russischen Feldmarschall Ogilvy, der das Heer des Zars befehligte, das Versprechen gegeben, ihn nach dem Abgange Steinau's an dessen Stelle auch zum sächsischen Feldmarschall zu ernennen; dies geschah jetzt, wiewohl auch Schulenburg von dem Könige, als dieser ihn von seinem Abschiedsgesuche zurückzubringen bemüht gewesen, mündlich und schriftlich die betheuernde Zusicherung empfangen hatte, daß niemand ihm in Betreff der Befehlsführung jemals vorgehen würde. Sein Inneres empörte sich mehr um der Wortbrüchigkeit und Schwäche, die ihm gegenüber stand, als um der Beeinträchtigung willen, die er selbst erlitt; und die derjenige nicht allzuhoch in Anschlag bringen konnte, der diese Verhältnisse mit allen ihren Aussichten nur immer gewünscht hatte zu verlassen. Er unterdrückte jedoch seinen Unwillen und führte keine Beschwerde, da er dies für den Augenblick völlig zwecklos hielt; er war sogar bedacht, mit Ogilvy selbst im besten Einverständnisse zu leben. Der König begab sich von hier zuerst wieder nach Krakau, wo er inmitten seines glänzenden Hofes und in der reizenden Geselligkeit von Polen die Unglücksfälle seiner Staaten zu vergessen schien, dann endlich nach Leipzig, wo auch Schulenburg bald eintraf, und plötzlich wieder, gegen alles Erwarten, in großer Gunst erschien. Der König gab die angenehmsten Feste, erlustigte sich mit Scheibenschießen und Ringelstechen, hielt Jagden bei Fackelschein, und diesen Vergnügungen, an denen die damalige Geliebte des Königs, Frau von Hoymb, später zur Gräfin von Kosel erhoben, und viele schwedische Generale Theil nahmen, mußte auch Schulenburg regelmäßig beiwohnen, zum größten Verdrusse seiner Gegner, die ihn bald auch wieder in den wichtigsten Staatsgeschäften zu Rathe gezogen sahen.

Karl der Zwölfte hielt Sachsen fortwährend besetzt, und drückte das Land durch harte Kriegslasten; er selbst hatte

sein Hauptquartier auf dem Edelhofe zu Alt-Ranstädt, wo er in strenger Einfachheit wie ein rauher Krieger lebte. Der König August, den er in Polen entthront und durch sonstige harte Friedensbedingungen tief gedemüthigt hatte, besuchte ihn mehrmals, und es fanden zwischen beiden viele Höflichkeiten statt. Auch Schulenburg machte dem Könige von Schweden zu Alt-Ranstädt seinen Besuch. Der König empfing ihn in seinem Kabinet, und trat ihm sogleich entgegen, und da Schulenburg nach einer Verbeugung schweigend die Anrede des Königs erwartete, schritt dieser, ohne ein Wort zu sprechen, immer näher auf ihn ein, und drängte den allmählich Zurückweichenden auf diese Art bis zu einer Ecke des Zimmers; nach dieser seltsamen bildlichen Wiederholung von Punitz brach er das Schweigen, und begann ein Gespräch über die Kriegsbegebenheiten, welche sie zusammen gehabt; einige schwedische Generale mischten sich in die Unterhaltung, die alsbald so lebhaft wurde, daß der König gegen seine Gewohnheit lachte und scherzte, und eine Stunde auf solche Weise zubrachte. Während der Mittagstafel, bei welcher Schulenburg neben dem Könige saß, sprach dieser kein Wort, und sah ernsthaft vor sich hin. Nach dem Essen, das nicht über eine halbe Stunde dauerte, folgte Schulenburg nebst den schwedischen Generalen dem Könige wieder in sein Kabinet, und man verbrachte abermals eine Stunde in munteren Gesprächen über mannigfache Gegenstände. Schulenburg speiste noch ein zweitesmal bei ihm, und sprach ihn auch bei anderer Gelegenheit öfters, immer auf gleiche Weise begünstigt und ausgezeichnet, indem der König Gefallen fand sowohl allgemeine Verhältnisse als besondere Vorfälle aus dem Fache des Kriegswesens mit ihm durchzusprechen. Schulenburg entwirft in seinen Denkwürdigkeiten von diesem großartig sonderbaren Fürsten eine gute Schilderung, von vielen merkwürdigen Zügen belebt, und im Ganzen dem Bilde nicht unähnlich, welches späterhin durch Voltaire's Feder lebhaft ausgeführt, der diese Züge dabei vor Augen hatte, allgemeine Verbreitung und bewundernden Beifall gefunden hat. Der Anschein guten Vernehmens zwischen dem Könige August und Karl dem Zwölften hinderte indessen letzteren so wenig

als der geschlossene Frieden, in Sachsen völlig wie in einem eroberten Lande zu hausen; man rechnete, daß die Schweden binnen 13 Monaten an baarem Geld und anderen Leistungen über 21 Millionen Thaler daraus gezogen. Bei dieser Bewandtniß glaubten die Sachsen durch den für sie ganz unwirksamen Frieden auch ihrerseits gegen die Schweden nicht mehr gebunden zu sein, und man sann auf Mittel, sich der unleidlichen Bedrückung zu entledigen. Schulenburg unter andern entwarf einen Plan, den König von Schweden in Alt-Ranstädt, wo er mit geringem Gefolge, und auf Stundesweite von den nächsten schwedischen Truppen entfernt, im Quartier lag, nächtlich aufzuheben, ihn nach Königstein zu führen und dort so lange gefangen zu halten, bis er den Frieden, unter billigen Bedingungen neu geschlossen, treu erfüllt, und alle seine Truppen nach Schweden zurückgeschickt hätte. Die Sache war leicht und fast ohne Gefahr auszuführen, Schulenburg hatte selbst mit vier Offizieren die Oertlichkeit genau erkundet, und drang mehrmals in den König, ihm Vollmacht und Auftrag zu ertheilen; allein dieser konnte sich nicht entschließen, und erschrack immer auf's neue vor dem Gedanken an die Folgen, welche die Sache haben könnte, nicht erwägend, daß die Furchtbarkeit des Feindes mit dessen Gefangenschaft aufgehört hätte. Als bald nachher im September 1707 Karl der Zwölfte bei seinem endlichen Abzuge aus Sachsen unvermuthet in Dresden erschien, und nur von vier Generalen begleitet sich der Gewalt seines bisherigen Gegners anvertraute, wurde derselbe Vorschlag von Anderen angeregt, der jedoch diesmal weniger rechtlich zu begründen war; allein die bestürzten Gemüther vermochten sich nicht so schnell zu fassen, und ehe ein Entschluß zu Stande kam, war die Gelegenheit schon vorübergegangen. Schulenburg aber befand sich in dieser Zeit gar nicht in Dresden, sondern auf einer Reise in Hannover, wohin besondere Umstände ihn geführt hatten.

Seinen Unmuth über so mancherlei Mißgeschick, das ihn niederbeugte, hatte der König August auf die Werkzeuge geworfen, die ihm bei dem unheilvollen, aber von ihm selbst beeilten Friedensschlusse gedient hatten. Der Präsident

von Imhoff und der geheime Referendair Pfingsten waren verhaftet und nach Königstein gebracht worden, weil sie, so hieß es, bei dem Friedensgeschäft über ihre Vollmachten hinausgegangen waren. Das Gerücht hatte sich verbreitet, auch der General Schulenburg, dem man allerlei vorwerfe, solle verhaftet werden. Auf diese Nachricht sandte der Kurfürst von Hannover, mit Schulenburg's Schwester durch Bande dauernder Zuneigung innig verbunden, und dadurch auch für diesen mit lebhaftem Antheil erfüllt, sogleich dessen jüngeren Stiefbruder, der in seinen Hofdiensten stand, mit dem Auftrage nach Dresden, den General zu warnen, und ihn einzuladen, im Falle wirklicher Gefahr nur sogleich an den Hof nach Hannover zu kommen. Schulenburg war allerdings in der Gunst des Königs wieder gesunken, fürchtete aber keine solche Maßregel, zu welcher auch, wie er wußte, nicht der geringste Grund vorhanden war; doch mochte er selbst wünschen sich eine Zeitlang zu entfernen, und die Ungunst selbst zu ihrer eigenen Widerlegung gebrauchend bat er den König, nach vieler Klage, daß so nachtheilige Gerüchte über ihn in Umlauf gesetzt würden, um die Erlaubniß, durch sein persönliches Erscheinen an mehreren Höfen den Ungrund jener Ausstreuungen thatsächlich darzuthun. Diese Erlaubniß wurde ihm gern ertheilt, und er reiste zuvörderst nach Hannover, dem Kurfürsten für seine besondere Theilnahme sich dankbar zu erweisen. Dieser war eben im Begriff nach dem Rhein abzugehen, um daselbst den Oberbefehl der Reichstruppen zu übernehmen, und ließ durch seinen Gesandten in Dresden für Schulenburg um die Anführerstelle über die sächsischen Kriegsvölker nachsuchen, allein diese Stelle war bereits dem General Grafen von Wackerbarth zugesagt, der als sächsischer Gesandter in Wien die Verwendung des kaiserlichen Hofes für sich hatte. Nichtsdestoweniger überwog zuletzt der Einfluß des Kurfürsten, in welchem schon der künftige König von Großbritannien berücksichtigt wurde, und Schulenburg erhielt im Frühjahr 1708 eine Sendung in das Hauptquartier der Verbündeten in den Niederlanden, wohin auch im Juni die sächsischen Truppen 9000 Mann stark zogen, um in holländischem Solde gegen die Franzosen zu fechten; er

hatte den Auftrag, die Verwendung dieser Truppen zu beaufsichtigen, und über den Gang der Kriegssachen zu berichten.

Der Krieg um die Erbfolge in Spanien wurde zwischen Ludwig dem Vierzehnten und den wider ihn verbündeten Gegnern mit aller Erbitterung fortgeführt. Den französischen Befehlshabern, dem Herzoge von Vendome und später dem Marschall von Villars, standen der Prinz Eugen von Savoyen und der Herzog von Marlborough, beide in seltener Eintracht siegreich verbunden, als Anführer des verbündeten Heeres in den Niederlanden gegenüber. Schulenburg fand hier erwünschte Verhältnisse, tüchtige Streitkräfte, geschickte Führung, erprobte Feldherren, welche seinen Werth erkannten, und sein Vertrauen verdienten. Schulenburg war kaum bei dem Heer angelangt, als am 11. Juli 1708 die Schlacht von Oudenaerde vorfiel, in welcher die Verbündeten siegten, und auch Schulenburg als freiwilliger Mitkämpfer sich durch Heldenmuth auszeichnete. Unvermuthet fand bald nachher auch der König August sich bei dem verbündeten Heer in den Niederlanden ein, und war Zeuge des guten Fortganges der Dinge. Schulenburg that sich überall in Rath und Ausführung hervor; sein geistvolles Urtheil und seine besonnene Tapferkeit gewannen ihm vor allen die Zuneigung des Prinzen Eugen, der ihm besonderes Vertrauen bewies und die ehrenvollsten Aufträge gab. Seine Stellung jedoch brachte es mit sich, daß der Ruhm seines Namens minder ausschließlich glänzte, als da er selbst den Oberbefehl eines unabhängigen, wenn auch geringeren Ganzen geführt. Dagegen sollte sein Verdienst hier auf einem ganz neuen Gebiete hervorleuchten. In den Niederlanden hatte man viel mit Belagerungen zu schaffen und Schulenburg, der zwar in jedem Theile der Kriegskunst bewährte Kenntniß und Einsicht besaß, aber bisher fast nur im freien Felde gegen den Feind gestanden hatte, lernte hier durch werkthätige Erfahrung in dem Festungskriege dasjenige Fach kennen, dem er künftig seines Ruhmes schönsten Lorbeer verdanken sollte. Schon bei der Belagerung von Lille leistete er wichtige Dienste und bezeichnete scharf die Fehler, welche gemacht wurden.

Im folgenden Jahre 1709 wurde Schulenburg nach dem Haag abgesandt, um einen neuen Vertrag wegen der sächsischen Truppen einzuleiten, welche vermehrt, und nach dem besonderen Wunsche der Oberfeldherren im März unter seinen Befehl gegeben wurden. Als Zeichen erneuter Gunst erscheint auch, daß ihm der junge Graf Moritz von Sachsen, Sohn des Königs August, anvertraut wurde, um unter seiner Aufsicht die ersten Waffenproben zu bestehen. Als Marlborough im Juni die Belagerung von Tournay unternahm, erhielt Schulenburg die Leitung eines der drei Angriffe, welche gegen die Festung angeordnet wurden. Seinem Befehle waren hiebei drei Generallieutenants untergeben, der Herzog von Argyle, der General von Weck und der Graf von Wackerbarth. Sein Angriff rückte von allen am schnellsten vor, und beunruhigte die Franzosen am meisten; er hatte bereits den bedeckten Weg von der Schelde, das dortige Hornwerk und die dabei befindlichen Basteien mit Sturm erobert, und einen Ausfall glücklich zurückgeschlagen, als die Besatzung die Stadt übergab und sich auf die Citadelle beschränkte. Schulenburg eröffnete auch gegen diese die Laufgräben, und führte seinen Angriff über und unter der Erde, — denn in den Minen sogar kam es zu förmlichen Gefechten, — mit solcher Geschicklichkeit, daß die Franzosen nach 26 Tagen hartnäckigster Gegenwehr sich kriegsgefangen gaben. Kaum war diese Belagerung beendigt, so eilte Schulenburg mit seinen Truppen zu dem verbündeten Heere, welches sich anschickte, den Franzosen eine Schlacht zu liefern, die aber der Prinz Eugen nicht zulassen wollte, bevor nicht die Belagerungstruppen von Tournay eingetroffen wären; sie kamen Abends den 10. September an, und am 11. begann die große Schlacht von Malplaquet, in welcher von beiden Seiten mit hartnäckiger Ausdauer und größtem Verluste gestritten wurde, bis zuletzt doch die Franzosen unterlagen. Schulenburg stand mit den Sachsen an diesem heißen Tage im ersten Treffen, unter dem Befehl des Prinzen Eugen, und bewies so außerordentliche Proben der Einsicht und Tapferkeit, daß dieser Feldherr ihm laut seine Bewunderung

zollte, und ihn von dieser Zeit mehr als irgend einen anderen seiner Generale ehrte.

Im Anfange des Jahres 1710 machte Schulenburg einen Besuch in Sachsen, ging dann über Hannover nach den Niederlanden zurück, und nahm auf's neue an den Kriegsunternehmungen Theil. Im Juli wurde von Seiten des Prinzen Eugen ihm, und von Seiten Marlborough's dem holländischen General Baron Fagel die Berennung und Belagerung von Bethune aufgetragen, welche Festung mit einer starken Besatzung versehen und dem tapferen General Dupuy-Vauban, einem Neffen des berühmten Marschalls, zur Vertheidigung anvertraut war. Sie rückten mit 20,000 Mann am 15. Juli vor den Platz, der sogleich berennt und bald nachher beschossen wurde. Im Beginn machte Fagel auf seiner Seite raschere Fortschritte; Schulenburg hatte bei seinen Arbeiten größere Schwierigkeiten zu überwinden, weil der Boden, durch Ueberschwemmung verdorben, erst ausgetrocknet werden mußte, bevor der Angriff geschehen konnte. Seine Anstalten waren aber so zweckmäßig, daß selbst die Holländer, jedes Wasserbetriebes vor allen kundig, ihr Erstaunen darüber ausdrückten; die Abzapfung des Wassers, welche man für unmöglich gehalten, wurde mit großer Anstrengung in wenig Tagen bewirkt; der Prinz Eugen und der Herzog von Marlborough kamen selbst, um die merkwürdige Arbeit in Augenschein zu nehmen. Schulenburg schlug hierauf mehrere Ausfälle der Belagerten siegreich zurück, und setzte dann seinen Angriff so rasch und nachdrücklich in's Werk, daß er bereits alle Anstalten zum Hauptsturme traf, als die Franzosen, in Erwägung dieser Gefahr, den bisher hartnäckig vertheidigten Platz am 28. August an ihn übergaben. Fagel empfand über Schulenburg's unvermuthetes Gelingen solchen Verdruß, und konnte sich so wenig in das Geschehene finden, daß er kaum davon abzubringen war, die schon übergebenen Werke noch weiter zu beschießen, um sie auch seinerseits einzunehmen. Mit der Eroberung einiger anderen Festungen, wobei wir Schulenburg's jedoch nicht erwähnt finden, wurde dieser Feldzug geendigt.

Inzwischen hatten die Wandlungen der Gunst und die

Ränke der Selbstsucht am sächsischen Hofe nach wie vor ihr verderbliches Spiel, und erstreckten ihren gehässigen Einfluß auch auf Schulenburg's Verhältnisse, und dies um so mehr, als mit seinem Verdienst und Ruhm auch die Eifersucht und Erbitterung seiner Feinde zunehmen mußte. Unerwartet wurde dem General Grafen von Flemming der Oberbefehl über alle sächsischen Truppen verliehen. Schulenburg, hierüber mißvergnügt, und müde so vieler Widerwärtigkeiten und unaufhörlichen Plackereien, wiederholte sein oftmals erneuertes Gesuch, und bestand auf seinen Abschied, den er endlich im April des Jahres 1711 erlangte. Vergebens suchte der König ihn auch diesmal wieder durch Versprechungen und Schmeicheleien von seinem Vorhaben abzuwenden; er fand ihn unerschütterlich in seinem Entschlusse beharrend, und mußte ihm willfahren. Er that es in Gnaden, und ließ ihm noch zuletzt, als Zeichen dankbarer Anerkennung seiner vieljährigen ruhmvollen Dienste, ein Geschenk von 12,000 Thalern reichen, zugleich als Ersatz für so mancherlei Opfer, die er aus eigenen Mitteln im Laufe dieser Dienste aufgewendet.

Die nächstfolgenden Jahre brachte Schulenburg außer Anstellung und Dienst, aber keinesweges unthätig hin. Er trat sogleich in Unterhandlungen wegen Eintrittes in Kaiserliche Dienste, dem jedoch der Prinz Eugen heimlich entgegenwirkte, reiste nach Sachsen, besuchte seine Güter im Magdeburgischen, begab sich im Jahre 1712 zur Krönung Kaiser Karl's des Sechsten nach Frankfurt am Main, hierauf nach Wien, dann wieder zum Heere des Prinzen Eugen nach Flandern, im Anfange des Jahres 1713 nach London, und sodann, nachdem er in Holland dem Friedenskongresse von Utrecht beigewohnt, auf sein Gut Emden, wo er über ein Jahr verweilte. Aber auch ohne in Staatsdiensten zu sein, war er ohne Zweifel in den öffentlichen Angelegenheiten vielfach thätig und wirksam. Seine Verbindungen in Sachsen dauerten fort; andere sehr angesehene hatte er, wie schon erwähnt, in Hannover; aus dem Kriegsdienst in dem verbündeten Heere, der ehrenden Freundschaft des Prinzen Eugen und der Hochachtung des Herzogs von Marlborough verblieben ihm nahe

und wichtige Verhältnisse. Seinen Reisen, seiner Anwesenheit bei den genannten großen Staatshandlungen, kann wohl, neben persönlichen Zwecken, ein politischer Antheil nicht ganz fremd gewesen sein.

In Emden besuchte ihn im Anfange des November 1714 der berühmte Leibnitz, mit welchem er schon früher in genauere Bekanntschaft gekommen war. Gleich darauf reiste Schulenburg an den Niederrhein, und von hier über Frankfurt am Main und Nürnberg nach Wien, wo wir ihn am Ende des Jahres in der ausgezeichnetsten Gunst bei dem Kaiser finden und im vertrautesten Umgange mit dem Prinzen Eugen, der in den wichtigsten und geheimsten Arbeiten der Kriegs- und Friedensgeschäfte ihn häufig zur Theilnahme berief. Sein Eintritt in Kaiserliche Kriegsdienste, dem früher manche Schwierigkeit entgegenstand, würde jetzt leicht erfolgt sein, wenn nicht von anderer Seite eine ganz neue Aussicht ihn gerufen hätte, welche dem Kaiserlichen Hofe wie ihm selbst erwünscht sein mußte.

Die Republik Venedig befand sich in schweren Krieg mit den Türken verwickelt, welche das Königreich Morea, durch die Venetianer unter Franz Morosini heldenmüthig erkämpft und im Frieden von Karlowitz glücklich behauptet, mit allen Kräften wiederzuerobern strebten. Venedig, seit Jahrhunderten nachtheilig ringend gegen die Wirkung der neuen Wege des Welthandels, fühlte längst im Stillen die Wandlung der Zeiten, deren Zukunft ihm fortan kein neues Emporsteigen zu hoffen gab. Aber die Macht und Größe dieses Staates waren so außerordentlich, daß ihre glänzende Entfaltung noch oft über ihre wirkliche Abnahme täuschen konnte; Staatsklugheit und Tapferkeit erhielten noch weithinaus, und mehrten sogar, auf Augenblicke, den erworbenen Besitz und das überkommene Ansehen aus älterer Zeit. Geschickte Unterhandlung wendete manche Gefahren ab, die aus den politischen Verwickelungen der europäischen Mächte oftmals hervorgingen; entschlossene Kriegsführung bestand mit abwechselndem Glücke diejenigen, welche der furchtbare Andrang der türkischen Macht immer näher gegen Venedig heranwälzte. Die Republik nahm

seit langer Zeit in solcher Bedrängniß stets ihre Zuflucht auch zu auswärtiger Hülfe; sie besoldete fremde Kriegsvölker und berief auswärtige Anführer. Groß ist die Zahl besonders deutscher Namen, die in den Kriegen Venedigs neben den alten venetianischen Namen mit Ruhm genannt werden; unter den Feldherren dieses Freistaats finden sich Prinzen von Braunschweig, Grafen von Mansfeld, Waldeck, Trautmansdorff, und viele andere Kriegsmänner, auch von minder berühmter Herkunft. Es war zum eingeführten Gebrauche geworden, daß, während die Seemacht nur Einheimischen anvertraut blieb, Ausländern der Oberbefehl über die Landtruppen übertragen wurde. Auch jetzt, da die Gefahr größer als je über die bestürzte Republik hereinbrach, und alle Mittel des Heils aufgeboten werden mußten, wandte der Senat seine Sorgfalt mit größtem Eifer dahin, dem Staate Truppen und Anführer vom Auslande herbeizuziehen. Die venetianischen Gesandten, welche nach Wien geschickt worden, um mit dem Kaiser gegen den gemeinschaftlichen Feind ein Bündniß abzuschließen, bei dessen Verhandlung der Prinz Eugen durch Schulenburg's Rath und Thätigkeit eifrig unterstützt wurde, erhielten den Auftrag, wegen Berufung dieses letzteren in venetianische Dienste die nöthigen Schritte zu thun. Schulenburg's Name war durch den Ruf seiner Thaten, besonders als Gegner Karls des Zwölften, auch in Italien längst berühmt. Kaiser Karl der Sechste sah die Sache Venedigs als seine eigene an, und während er selbst sich mit aller Macht zum Kriege rüstete, welchen seinerseits der Prinz Eugen in Ungarn führen sollte, mußte er eifrigst wünschen, auch die Venetianer einen Feldherrn wählen zu sehen, der, durch seine eigenen Fähigkeiten sowohl als durch gutes Einverständniß mit dem Kaiserlichen Heerführer, dem gemeinschaftlichen Unternehmen gutes Vertrauen und glücklichen Fortgang gewährte. Hatte der Prinz Eugen die Venetianer wiederholt versichert, sie könnten niemals einen tüchtigeren und dem Kaiserlichen Hofe erwünschteren Feldherren berufen, so unterstützte nun auch der Kaiser mit größter Wärme bei Schulenburg die Anträge der Venetianer. Die Republik bot dem General die Würde eines Feldmar-

schalls an, für die Kriegszeit 10,000 Zechinen jährlicher Besoldung, ein Regiment zu Fuß von 1000 Mann, und andere angemessene Vortheile. Auf diese Bedingungen kam zu Wien am 5. Oktober 1715 zwischen dem venetianischen Botschafter Peter Grimani und Schulenburg der Dienstvertrag des letzteren mit der Republik, einstweilen auf drei Jahre, glücklich zu Stande. Der Kaiser bezeigte seine lebhafte Theilnahme an dieser Sache sogleich durch Schulenburg's Erhebung in den Reichsgrafenstand, die unter dem 14. Oktober ausgefertigt wurde, und seine beiden Brüder und beiden Schwestern mitbegriff. Schulenburg ordnete seine Angelegenheiten so gut es die Kürze der Zeit erlaubte, und beeilte seine Ankunft in Venedig. Mehrere Offiziere, besonders Sachsen, die unter ihm gedient hatten, folgten ihm dahin nach. Den General von Nostitz nahm die Republik als Generallieutenant für Dalmatien noch besonders in Dienst.

Im Dezember 1715 langte Schulenburg in Venedig an, und wurde höchst ehrenvoll empfangen. Gleich bei seinem ersten Auftreten erwarb er ein überwiegendes Ansehen, wie niemals vor ihm ein fremder General in Venedig besessen hatte. Er verband entschlossene Stärke mit vorsichtiger Klugheit. Die reichen Erfahrungen, welche er auf den Schaubühnen des Staatslebens, die schlaue Gewandtheit, welche er im mannigfachen Verkehr so vieler Höfe gewonnen, und das feine Betragen, welches ihm von daher in hohem Grade eigen war, mußten ihm bei den Edlen Venedigs besonders zu Statten kommen, als welche von jeher in solchen Eigenschaften Auszeichnung und Ruhm fanden. Hier kam es darauf an, nicht eines Einzelnen Gunst, sondern den Beifall und die Mitwirkung von Vielen in mannichfachen Verhältnissen dauernd zu gewinnen. Er wußte die Schwächen der Meisten bald zu erkennen und geschickt zu benutzen. Die Vorzüge, welche Wahn und Eitelkeit sich anmaßten, ließ er gern als wirkliche gelten, den Schein von Tugenden, welcher oft das Gegentheil derselben nur schlecht verhüllte, hütete er sich zu verletzen; in der Gestalt von Anderer Vorschlägen und

Entwürfen schaffte er den seinigen sicheren Eingang. Kein Verhältniß durfte er unbeachtet lassen; wichtiger jedoch, als alle übrigen in Venedig, war für ihn das zu dem Savio alla Scrittura. Dieser Beamte, ursprünglich nur Zahlmeister bei den Truppen, hatte in Kriegszeiten nach und nach die bedeutendste Wirksamkeit erworben; zu seinem Bereiche gehörten alle Verwaltungsgegenstände, Festungsbau, Ordnung und Ausrüstung der Truppen, die sämmtlichen Beförderungen; von ihm hing es größtentheils ab, welche Mittel dem Feldherrn zur Ausführung seiner Zwecke verliehen würden. Schulenburg fand einen Savio im Amte, der ihm persönlich abgeneigt und dabei von keiner sehr edlen Denkungsart zu sein schien; diesen zu gewinnen war die nächste Aufgabe. Derselbe befand sich gerade auf seiner Villa in ländlicher Behaglichkeit, als er durch Schulenburg's Besuch plötzlich überrascht wurde. Diese unerwartete Zuvorkommenheit, die Ehre, die ihm dadurch widerfuhr und der Ruf des Mannes selbst setzten ihn schon in Verwirrung; als jener mit aller Ueberlegenheit der großen Welt ihm seine Hochachtung in verbindlichen Ausdrücken bezeigte, den Garten, das Haus, und alles was vor Augen kam, lobpreisend bewunderte, endlich aus einer prächtigen Dose ihm Taback bot, und diese Dose, die unter dem Taback mit Zechinen reichlich gefüllt war, dem erstaunten Savio zum Geschenk machte, wurde dieser völlig hingerissen, bekannte seine frühere Abneigung, gelobte aber statt deren jetzt die beste Freundschaft und Ergebenheit, die er auch nachgehends durch die That bewährte! Wenn Schulenburg auf diese Weise nicht eben zart in der Wahl seiner Mittel erscheint, so gebührt ihm dagegen das Lob, in der Wahl seiner Zwecke desto strenger gewesen zu sein. Allgemein wurde anerkannt, und durch alle Folgezeit bestätigt, daß er die durch Klugheit und List erlangten Vortheile mit größter Rechtschaffenheit immer zum Guten verwendet, keinerlei Mißbrauch weder für sich noch für Andere damit geübt, und seine Verhältnisse nur gesichert und erhöht habe, um desto freier und nachdrücklicher seinem Berufe Genüge zu thun.

Schulenburg schonte zwar die einzelnen Personen mit

großer Vorsicht, aber die allgemeinen Anstalten und Einrichtungen, welche ihrem Zwecke nicht entsprachen, behandelte er mit rücksichtsloser Strenge. Genug gab es hier zu tadeln, abzustellen, zu ersetzen. Die wenigen Truppen waren in schlechtem Zustande, das Festungswesen vernachlässigt, die Arbeiten im Arsenale höchst mangelhaft. Was er von den Offizieren, die aus der Levante anwesend waren, über den Zustand der dortigen Angelegenheiten hörte, machte ihn an dem Gelingen des bevorstehenden Feldzuges fast verzweifeln. Eifrig drang er darauf, daß größere Anstrengungen gemacht würden. Seine Vorstellungen erwirkten ihm von dem Senate den Auftrag, von den deutschen Fürsten für den venetianischen Dienst noch 6000 Mann in Sold zu nehmen. Außer dieser für die Folge ersprießlichen Vermehrung, mußte für das Bedürfniß des Augenblicks noch schleunigere Hülfe geschafft werden. Es gelang ihm, viele kriegsgefangene Schweden anzuwerben, und das gute Handgeld, das sie erhielten, lockte noch andere tüchtige Soldaten unmittelbar aus dem schwedischen Heere herbei. Da die Berathschlagungen in Venedig über den Plan des Feldzuges eine große Vorliebe für die Wiedereroberung von Morea und Candia zeigten, so übergab Schulenburg dem Senat in einer ausführlichen Denkschrift die Entwickelung seiner ganz entgegengesetzten Ansicht. Die Unfälle, welche die venetianischen Waffen in den letzten Feldzügen erfahren hatten, leitete er hauptsächlich von dem Unzusammenhang und der Entlegenheit jener Besitzungen ab. Morea, Candia und die übrigen Inseln, sagte er, erforderten in ihrer vereinzelten Lage auch vereinzelte Vertheidigungsanstalten, die ungemeine Kosten verursachten, und gleichwohl unzureichend blieben, da jeder Punkt für sich allein der ganzen Macht des Feindes bloßgestellt sei, ohne die Kräfte zum Widerstande gleicherweise daselbst vereinigen zu lassen. Anstatt dieser Länder möchte die Republik lieber die Eroberung Albaniens versuchen, eines nahegelegenen, an Dalmatien angeschlossenen Landes, welches durch hohe Berge, deren Vertheidigung der große Skanderbeg einst gelehrt, von den übrigen türkischen Provinzen getrennt, und daher um so leichter zu behaupten sei; die Republik würde auf diese Weise

ihren Verlust reichlich ersetzen, an Land und Volk und Einkünften beträchtlich gewinnen, und ihre Herrschaft über den adriatischen Meerbusen durch neue Bande sichern. Zugleich gab er die Mittel an, durch welche die Ausführung dieses Planes, der zuvörderst die Eroberung von Prevesa, Voiniza und Lepanto bezweckte, im Einzelnen zu erreichen stünde. Die kleine oder Galeerenflotte, meinte er, würde jene Unternehmungen der Landmacht von der Seeseite zu unterstützen haben, während die große Flotte der türkischen Seemacht den Ausgang aus den Dardanellen verwehrte, oder sie wenigstens verhinderte in die ionischen Gewässer zu gelangen, welches durch Kreuzen unter Zante am sichersten bezweckt werden möchte.

Bevor noch ein fester Schluß genommen war, ging Schulenburg am 2. Februar 1716 mit 300 deutschen Soldaten und großen Vorräthen von Lebensmitteln und Schießbedarf nach den ionischen Inseln unter Segel. Alle Nachrichten aus der Levante machten eine furchtbare Schilderung von den ungeheuern Zurüstungen der Türken, deren gesammte Kriegsmacht, nachdem Candia, Morea und mehrere Inseln mit allen festen Plätzen bereits in ihrer Gewalt waren, nunmehr zunächst, so mußte man vermuthen, gegen Corfu sich wenden würde. Die sämmtlichen Inseln, Venedig selbst, ja ganz Italien war dem verheerenden Einbruche der Osmanen bloßgestellt, wenn dieses Bollwerk in ihre Hände fiel. Die Insel Corfu, von etwa 50,000 Einwohnern bevölkert, liegt der Küste von Albanien gegenüber, und bildet mit dieser einen langen Kanal, der in der Mitte sich zu einem Becken erweitert, an beiden Enden aber enger zusammenzieht. In dieses Becken erstreckt sich von der Ostküste der Insel ein Vorgebirge, welches von dem übrigen Lande fast getrennt scheint, und auf dessen Felsenboden die der Insel gleichnamige Stadt erbaut ist. Gegenüber, auf der Küste von Albanien, in der Tiefe einer kleinen Bucht, liegt die Bergstadt Butrinto; in dem Kanale selbst, dem Hafen gegenüber, die Insel Vido. Die Stadt Corfu, mit etwa 14,000 meist griechischen Einwohnern, war von Alters her mit ansehnlichen Festungswerken versehen, deren kunstvoller und sogar prächtiger Bau

über ihre Zweckmäßigkeit täuschen konnte; ein starkes Schloß, von drei Seiten her meerumfluthet, erhob sich auf der Spitze des Vorgrundes; die eigentliche Stadt, zwiefach vom Meere angespült, lag unmittelbar dahinter, gegen die Landseite durch eine Reihe von Basteien und anderen Werken genugsam befestigt, wenn nicht die nahe vor der Stadt aufsteigenden Anhöhen San-Abraham und San-Salvador diese Werke beherrscht hätten. Corfu mußte für den Schlüssel der dortigen Meere gelten. Schulenburg sollte daher die Festungswerke und sonstige Vertheidigungsmittel besichtigen, und das etwan Mangelhafte schleunigst herstellen. Er fand alles im traurigsten Zustande, die Werke schlecht angelegt und verfallen, die Besatzung äußerst gering, die Einwohner abgeneigt, ja feindlich gestimmt. Er setzte den Senat sogleich von allem in Kenntniß, und verlangte die nöthigen Hülfsmittel; inzwischen gab er Befehl, die Festungswerke schleunigst auszubessern und durch neue Anlagen zu erweitern, besonders aber nach der Landseite die beiden Anhöhen, und, zur Sicherung des Hafens, die Insel Vido zu verschanzen. Der Senat gab seinen Vorschlägen völligen Beifall und bewilligte zu deren Ausführung alle verlangten Mittel; aber diese blieben dennoch aus, und sogar die Schanzarbeiten geriethen in Stocken, da die schwache Besatzung kaum für den täglichen Dienst ausreichte, und die Einwohner unbezahlt nicht Hand anlegen wollten. Man harrte in Venedig mit banger Ungeduld auf die Kriegserklärung des Kaisers, der als Bundesgenosse gegen die Türken aufzutreten zögerte; ungeachtet der flehentlichen Mahnungen des Pabstes und des dringenden Betreibens abseiten des venetianischen Botschafters Grimani in Wien, erfolgte sie erst am 13. April, und diese ganze Zwischenzeit verlor sich in Hemmung und Schwanken. Schulenburg bereiste indessen die übrigen Inseln und naheliegenden Küsten, ließ Parga in Vertheidigungsstand setzen, und auch sonst überall, soviel es die Umstände erlaubten, die nöthige Vorkehr treffen. So vergingen mehrere Monate.

Inzwischen erhob sich auf dem Festlande gegenüber von Corfu ein türkisches Lager, dessen Absicht deutlich auf Corfu zu beziehen war; die außerordentliche Anhäufung von Trup-

pen in demselben und das Auslaufen der türkischen Flotte aus den Dardanellen unter dem Kapudan-Pascha Dianun Cogia ließen befürchten, daß der Zeitpunkt des Angriffs ganz nahe bevorstehe. Schulenburg gab dem Senate hievon Nachricht, und fügte die dringendsten Vorstellungen hinzu, wie sehr es nöthig sei bei so großen Zurüstungen des Feindes die kräftigsten Maßregeln zu ergreifen, um Corfu aus der Gefahr zu retten, die unmittelbar hereinzubrechen drohe. Der Senat höchst bestürzt beschloß die verlangte Hülfe in möglichster Eile zu senden, um aber in der Zwischenzeit, bis jene Hülfe einträfe, Corfu nicht bloßgestellt zu lassen, sollte die venetianische Flotte, obgleich noch nicht verstärkt durch die versprochenen Hülfsgeschwader anderer christlichen Mächte, durch jedes Mittel die türkische Seemacht aus den ionischen Gewässern entfernt halten, und Schulenburg erhielt den Befehl, zur desto sicherern Führung der Sache selbst mit auf die Flotte zu gehen, und mit ihr nach Zante zu schiffen.

Auf die Nachricht, daß die türkische Flotte schon weit in See und ziemlich in der Nähe sei, liefen die Venetianer in den Hafen von Zante ein, um daselbst frisches Wasser einzunehmen, und mehrere beschädigte Schiffe auszubessern. Vergebens ermahnte Schulenburg, den Feind in dessen eigenen Gewässern aufzusuchen und anzugreifen, damit dessen weiterer Lauf nach Corfu und die Ueberschiffung der auf der Küste gegenüber bereitstehenden Landtruppen um so sicherer verhindert würde; die venetianischen Anführer hatten beschlossen, die feindliche Flotte bei Zante zu erwarten und sich hier auf ein Treffen gefaßt zu machen. Bald aber brachte ein englisches Schiff die erschreckende Nachricht, daß die türkische Flotte bereits an Zante vorübergesegelt und auf der Rhede von Corfu vor Anker gegangen sei; sie bestand aus 22 Linienschiffen und 35 kleineren Kriegsschiffen, die zusammen über 2000 Kanonen führten. Dieser Macht war die venetianische keineswegs gewachsen, und ein Angriff, der in offener See, wegen der venetianischen Ueberlegenheit im Manövriren, noch zu wagen gewesen wäre, jetzt kaum mehr rathsam. Schulenburg aber fand sich von Corfu abgeschnitten,

wo seine Anwesenheit mit jedem Augenblick dringender nöthig wurde. Schon wollte er auf einem französischen Schiffe heimlich hineinzuschlüpfen suchen, als die Venetianer einen besseren Rathschlag faßten, und ihn durch die Galeeren, wiewohl nicht ohne Gefahr, im Angesicht der türkischen Flotte am 5. Juli glücklich an's Land setzten. Er fand die Einwohner in Flucht und Schrecken, die Truppen völlig muthlos. Noch war keine Verstärkung eingetroffen, die anbefohlenen Arbeiten waren großentheils unterblieben, in allen Anstalten herrschte Mangel und Verwirrung. Er überschaute ganz das Schreckliche seiner Lage; sein Muth aber beschloß, auch so den Platz zu vertheidigen, und der türkischen Macht, wenn auch nur durch seinen Untergang, hier entgegenzustehen. Wenn nur das Meer offen bliebe, und die verheißene Verstärkung nicht zu spät einträfe, hielt er einen glücklichen Ausgang nicht für unmöglich. Er suchte den Geist der Truppen zu ermuthigen, den Eifer der Einwohner zu beleben, die venetianischen Anführer zu gutem Vertrauen zu ermuntern. Die Galeeren, welche ihn übergeschifft, ließ er wieder zur Flotte abgehen, nachdem er einige slavonische und italiänische Mannschaft daraus zurückbehalten. Mit unglaublicher Anstrengung und Eile traf er die übrigen Anstalten; in ununterbrochener Arbeit von drei Tagen und Nächten wurde die Versäumniß von Monaten eingebracht, die Werke und Schanzen in Stand gesetzt, das Geschütz aufgeführt, die ganze Vertheidigung angeordnet; kaum blieb auch nur diese Zeit übrig, denn schon am 8. Juli setzte der Kapudan-Pascha, welcher inzwischen die besten Landungsplätze ausgewählt, das ganze Heer des Seriaskers, 30,000 Mann zu Fuß, 3000 Reiter und unendliches Geschütz, von der Küste Albaniens auf die Insel über. Gegen diese Macht hatte Schulenburg nur 1600 Mann dienstfähiger Soldaten, welchen allein jede Verrichtung oblag; denn als er die Einwohner und geflüchteten Landleute, die sich zahlreich in der Stadt befanden, zu mancherlei Dienstleistung in Kompanieen abtheilen wollte, mit dem Versprechen, sie nicht gegen den Feind zu stellen, sondern nur im Innern zu verwenden, widerstanden sie seinem Zuspruch und Beispiel mit hartnäckiger Weigerung, die

zuletzt sogar in heftigen Aufstand auszubrechen drohte. Sein anfängliches Vorhaben, die Landung der Türken zu hindern oder doch zu erschweren, hatte er aufgeben müssen; die venetianischen Anführer konnten ihn aber nicht bewegen, sich auf die Vertheidigung der eigentlichen Stadt allein zu beschränken, vielmehr besetzte er mit seinen wenigen Truppen die Außenwerke, und selbst die vor der Stadt liegenden Anhöhen; er hoffte durch eintreffende Verstärkung bald den ganzen Bereich wirklich behaupten, oder, im Falle früheren Angriffs, doch immer zeitig genug sich in die Stadt werfen zu können.

Seine Hoffnung betrog ihn nicht ganz. Während die Ausschiffung der Türken noch fortdauerte, und der Kapudan-Pascha mit dem Seriasker am Land eine Unterredung hielt, erscholl plötzlich Kanonendonner vom Norden der Insel. Es war die große venetianische Flotte unter dem Proveditor Cornaro, vereinigt mit der leichten unter dem General-Kapitan Pisani, welche das nördliche Vorgebirge der Insel umschiffend, die Kapelle der heiligen Jungfrau von Cassopo begrüßte, sie fuhr mit günstigem Winde in den Kanal von Corfu ein, und richtete ihren Lauf geradezu gegen die türkische Flotte. Der Kapudan-Pascha konnte nicht eilig genug zu seinen Schiffen gelangen, wo bereits Verwirrung und Schrecken herrschte. Cornaro begann das Gefecht mit heftiger Beschießung der Türken, welche um die Hälfte stärker dennoch mehr Schiffe verloren, und sich endlich in die Bucht von Butrinto zurückzogen. Cornaro blieb auf der Rhede von Corfu; Pisani mit den Galeeren nahm inzwischen die Hülfsschiffe auf, die er von Venedig unterwegs wußte, und geleitete sie glücklich in den Hafen; sie brachten 1000 Mann deutscher Truppen und vielerlei Kriegsbedürfnisse mit, auf welche man sehnlichst geharrt hatte. Die türkische Flotte nahm bald darauf eine Stellung am Kanal zunächst der Küste, und begnügte sich das Belagerungsheer zu decken, während die venetianische Flotte den Belagerten die freie Verbindung mit dem Meer erhielt, und sie von dieser Seite gegen Angriff sicherte. Da fortan der Wind immer ungünstig war, so konnten Cornaro und Pisani gegen die tür-

kische Flotte fürder nichts Wirksames unternehmen; der Kapudan-Pascha hingegen bezeigte keine Lust, ein zweites Seetreffen gegen die Venetianer zu versuchen.

Der Seriasker hatte sein Lager eine Stunde von der Stadt bei den Salzwerken von Potamo genommen, und war beschäftigt das schwere Geschütz, das in ungeheurer Menge ausgeschifft worden, theils zur Sicherung des Ufers aufzustellen, theils zum Angriffe gegen die Stadt heranzubringen. Die Langsamkeit dieser mühvollen Anstalten gab für Schulenburg eine kaum gehoffte Frist, die unvollendete Befestigung mit rastloser Anstrengung noch um ein Bedeutendes zu fördern. Er vermehrte die Waffenplätze, Gräben, Einschnitte, legte Blockhäuser und Flatterminen an, ließ mit Macht an der Verschanzung der beiden Anhöhen fortarbeiten, setzte die Truppen in guten Stand, und ertheilte die nöthigen Vorschriften. Nichts wurde verabsäumt, was nur immer die Kriegskunst in ihrer ganzen Ausdehnung einem tapferen Feldherrn unter bestimmten Umständen darbieten kann. Auch die Türken indeß betrieben ihre vielfachen Eingrabungen, zwar ihrer Gewohnheit nach ohne feste Regel und innere Verbindung, doch für ihre Fechtweise zweckmäßig genug; ihre Ungeduld begnügte sich aber mit diesem langsamen Vorrücken nicht, sie schwärmten unaufhörlich in großen Haufen bis dicht unter die venetianischen Schanzen heran. Schulenburg nahm seinen Vortheil wahr, brach an der Spitze von 400 Mann unvermuthet hervor, und warf die verwegenen aber ungeordneten Schwärme mit großem Verlust gegen das Lager zurück. Dieses erste Gefecht, worin Schulenburg mit persönlichem Beispiel tapfer voranging, stärkte durch seinen Erfolg den Muth der Truppen. Sie schlugen um so leichter das nächste Anrennen der Türken gegen die Anhöhen San-Abraham und San-Salvador zurück, wobei diese abermals bedeutenden Verlust erlitten. Die Werke waren jedoch trotz aller Arbeit noch sehr unvollkommen, und wegen Kürze der Zeit noch nicht überall umpfählt und geschlossen, die Türken kehrten in verstärkter Anzahl zum Sturme wieder, drangen endlich durch eine Lücke in die Befestigungen von San-Abraham ein, wo sie die dort aufgestellten Slavonier

nach verzweifelter Gegenwehr niedermachten; sie bemächtigten sich gleicherweise durch stürmenden Ueberfall des Postens von San-Salvador, den die deutschen Truppen fast ohne Widerstand verließen. Schulenburg, obgleich betroffen über den schnellen Verlust jener Anhöhen, mußte zufrieden sein, von den Truppen, die dort gestanden, noch einige erhalten zu sehen. Die Türken, im Besitze der günstigsten Stellung, führten nunmehr ihre Laufgräben und Linien näher gegen die Stadt, legten mehrere Batterieen an und trafen alle Anstalten zu einer heftigen Beschießung.

Nach kurzer Frist eröffneten sich, auf beiden Seiten längs des Meerufers, in der Mitte zwischen beiden Anhöhen, und von diesen herab, in rascher Folge an neun verschiedenen Punkten gegen 50 Feuerschlünde vom stärksten Belagerungsgeschütz, welche durch Kugeln und Bomben die Stadt dergestalt beschossen, daß sie bald in Flammen stand, und binnen wenig Tagen fast ganz eingeäschert und in Schutt verwandelt war. Die Trümmer der Häuser ließen den Feldherrn unerschüttert, für ihn waren die Festungswerke die Stadt. Diese jedoch wurden von den Anhöhen herab völlig überschaut, und jede Schwäche des Platzes, so wie jede Bewegung innerhalb desselben, dem Feinde jeden Augenblick kund. Die Türken führten dieser Uebersicht gemäß ihren Angriff hauptsächlich gegen den Scarpon, ein geschlossenes Werk, welches unterhalb San-Abraham den Hauptwall deckte, und ohne Graben und bedeckten Weg augenscheinlich der schwächste Punkt der Festung war; einen zweiten Angriff richteten sie unterhalb San-Salvador gegen das Thor Raimondo. Mit wildem Eifer suchten sie in stets wiederholtem Anlaufe diese Werke zu erstürmen, wurden aber mehrmals nach hartnäckigem Kampfe tapfer zurückgetrieben, und erlitten dabei großen Verlust durch das Feuer der Festung. Die Schwäche der Besatzung wurde jedoch in diesen Gefechten sogleich offenbar. Schulenburg ließ den Hauptwall nur zum Scheine durch die wenig zuverlässigen Griechen, das alte Schloß aber nur von Invaliden besetzt, und legte die übrigen Truppen gesammt in die Außenwerke. Die Türken stürmten Tag für Tag in unnachlassender Wuth; sie achteten der zahlreichen Opfer nicht,

mit welchen ihr Rückzug den Kampfplatz jedesmal bedeckt ließ. Spanische Reiter und Fußangeln hinderten zwar fast bei jedem Schritte ihr Vordringen; Kartätschen, Flatterminen, Granaten und Pulversäcke, besonders das wohlgeleitete Kleingewehrfeuer, schlugen mörderisch in ihre dichten Schaaren; aber unerschrocken und unermüdet boten diese jedem Verderben Trotz, sie ersetzten schnell ihre unaufhörlichen Verluste durch Verstärkung vom nahen Festlande, und erneuerten in stets gesteigerter Anzahl und Wuth ihre furchtbaren Angriffe. Auch die Venetianer verloren viele Leute, und die noch übrigen Truppen waren durch die wiederholten Gefechte, die steten Anstrengungen und das viele Wachen gänzlich abgemattet; die kleine Zahl tauglicher Soldaten war ohne Unterlaß im Dienst, und dabei schutzlos unter freiem Himmel der verzehrenden Gluth ausgesetzt, mit welcher die Sonne in den heißen Tagen des Juli und August, in denen man sich befand, jenen Felsenboden heimsucht. Die Gewehre waren vielen Soldaten von dem unaufhörlichen Feuern in der Hand zersprungen; auch die Geschütze mit ihren Lavetten und Bettungen hatten beträchtlich gelitten, und standen zum Theil ihrer Bedienung beraubt. Alles war dem feindlichen Feuer ohne Unterlaß bloßgestellt, nirgends eine Zuflucht oder Erholung. Die Einwohner hatten sich in unterirdische Gemächer hinter Schutt und Trümmer verkrochen, angstvoll des völligen Untergangs gewärtig. In dieser schlimmen Lage, da bei dem geringsten Versehen oder Unfall die Festung in einem Augenblick erobert sein konnte, wurde Schulenburg von den Türken durch abgeschossene Briefe mit verfänglichen Anerbietungen aufgefordert den Platz zu übergeben, im Weigerungsfalle sollte er selbst und der Rest seiner Truppen bei der unausbleiblichen Einnahme in Stücken gehauen werden. Corfu schien wirklich ohne Rettung; unabsehbar erstreckte sich das Gewimmel der türkischen Truppen über die Insel, niemals konnte Venedig gegen diese Kriegsmacht eine genugsame Hülfe schicken, und alles rieth dringend zur Uebergabe. Nur Schulenburg blieb unerschüttert, verachtete die Drohung des Feindes wie seine Anerbietungen, sprach den Seinigen Muth ein, und verkündigte seinen Entschluß, den

Platz bis zum Aeußersten zu vertheidigen, und mit ihm unterzugehen, wenn kein anderes Heil mehr zu hoffen bliebe.

Bald offenbarte sich ein neuer Nachtheil. Den Türken wurde durch Ueberläufer, wie man aus den Folgen ersehen konnte, die Lage der Minen und anderer solcher Vorkehrungen verrathen, und bei dem täglich erneuerten Anstürmen erreichten sie öfters und entzündeten dann die in den Werken gegen einen Hauptsturm vorräthig bewahrten Feuerkünste, die solchergestalt unnütz in die Luft flogen. Um solchen Verrath weiterhin unmöglich zu machen, besetzte Schulenburg den ganzen bedeckten Weg lediglich mit Slavoniern, auf deren Treue unter allen Truppen am meisten zu bauen war. Die Türken fuhren indeß fort, tagtäglich gegen die Werke in großen Schaaren stürmend anzulaufen, mit abwechselndem Glücke, so daß sie bisweilen, nicht ohne größte Gefahr der Festung, mehrere Stunden im Besitz eines Punktes blieben, und nur mit größter Anstrengung daraus vertrieben werden konnten. Auch die Beschießung aus den Batterieen dauerte ohne Unterbrechung fort, hauptsächlich gegen das Thor Raimondo und die benachbarten Werke, wo der Wall an mehreren Stellen einzubrechen anfing; hieher führten sie zugleich ihre Minen, an denen mit großem Eifer gearbeitet wurde. Alle Anstalten und Bewegungen von dieser Seite deuteten auf einen nahen Hauptsturm. In dieser Zeit höchster Bedrängniß langte ein Geschwader von 10 englischen Schiffen aus Venedig an, welche nebst ansehnlichen Vorräthen von Mund- und Kriegsbedürfnissen auch eine Verstärkung von 1500 Soldaten mitbrachten, meist Deutsche und Schweden, welche die Republik aus den in Pommern gemachten Kriegsgefangenen hatte anwerben lassen. So gering dieser Zuwachs erschien, in Vergleich sowohl des wirklichen Bedürfnisses der Festung, als der gewaltigen Uebermacht des Feindes, so wurde doch Schulenburg's Muth dadurch ungemein erhoben, und sein kühner Geist sogleich zu selbstthätiger Unternehmung angeregt. Die Anstalten der Türken zum allgemeinen Sturm wurden indeß mit jedem Tage sichtbarer, und es mußte für höchsten Gewinn gelten, diese bedenkliche Prüfung, wenn auch nur von einem Tage zum anderen, entfernt zu halten. Schon

hieß es, der sehr nahe 19. August sei von dem Feinde zu der großen Unternehmung festgesetzt, und Schulenburg durfte daher keine Zeit mehr verlieren. Er beschloß die Türken durch einen Ausfall anzugreifen, ihre Laufgräben zu zerstören, und wo möglich das Geschütz ihrer Batterieen zu vernageln, damit sie durch die Nothwendigkeit neuer Anstalten in ihrer Hauptabsicht für einige Zeit gestört würden. Die venetianischen Befehlshaber Antonio Loredano und Sala mußten ein Vorhaben billigen, dem sie in der augenscheinlichen Lage der Dinge nichts entgegenzusetzen sahen. Schulenburg traf seine Anordnungen mit gewohnter Vorsicht und Sorgfalt. Eine Anzahl Galeeren erhielten Befehl, an beiden Meerufern, zwischen denen das türkische Lager sich ausdehnte, auf Schußesweite in der Nacht still vorzurücken. Gegen 1000 Mann gewählter Truppen, halb Deutsche halb Slavonier, wurden an verschiedenen Thoren in Bereitschaft gehalten. Genaue Ordnung und tiefste Stille waren streng anempfohlen. Um Mitternacht vom 18. auf den 19. August, unter heftigem Feuer aus allem Geschütz der Festung und der Galeeren, brachen diese Truppen rasch hervor, und stürzten ungestüm gegen den Feind. Sie waren, um dessen Aufmerksamkeit desto mehr zu zerstreuen, in mehreren Abtheilungen ausgerückt, zwei kleinere, größtentheils Deutsche, aus dem Thore Raimondo, die dritte größere, meist aus Slavoniern bestehend, aus dem Scarpon hervor; sie warfen die ersten Wachten, auf die sie stießen, mit dem Degen in der Faust nieder, und stürmten unter heftigstem Kleingewehrfeuer unaufhaltsam in die Laufgräben vor, wo die Türken, von den Slavoniern und Deutschen zwischen zwei Feuer gebracht, nicht Stand hielten, sondern in Schrecken und Unordnung die Flucht ergriffen. Sie wurden bis an den Fuß der Anhöhe San-Abraham heftig verfolgt, hier aber, durch zustoßende Truppen verstärkt, boten sie wieder die Stirne, und es entstand ein wüthendes Gefecht, in welchem sie endlich doch wieder zu weichen begannen. Allein in der Dunkelheit waren die Deutschen mit den Slavoniern nahe zusammengetroffen, und diese für Feinde haltend streckten sie im ersten Abfeuern 200 derselben zu Boden. Die Unordnung, welche dadurch

einriß, war nicht zu stillen; die Befehlshaber sahen zwar den Irrthum bald ein, die Truppen aber glaubten sich umgangen, hörten nicht auf die Stimme der Führer, und nur mit Mühe gelang es diesen, mit der verwirrten Schaar, eine Art von Rückzug in den Hauptgraben der Festung zu bewerkstelligen. „Durch dieses Mißgeschick ging der gehoffte Vortheil des wohlerdachten und gutgeführten Ausfalls inmitten des Gelingens wieder verloren. Die Türken rückten in ihre Laufgräben wieder ein, und stellten ihre verstörten Arbeiten leicht wieder her.

Hierauf erfolgte bei den Türken eine große Stille; im Lager und in den Laufgräben war weder Laut noch Regung zu spüren. Schulenburg fand diese auffallende Ruhe alsbald bedenklich, und schloß daraus, daß der Feind den auf den 19. festgesetzten Sturm nicht aufgegeben habe. Er traf demnach seine Anstalten, hieß die Wachten fleißig aufmerken, ertheilte mündlich und schriftlich allen Befehlshabern die nöthigen Weisungen, was sie in den verschiedenen Fällen thun sollten, und ließ den Einwohnern bestimmt ansagen, auf welches Geschick sie sich zu bereiten hätten, wenn der Feind, was jetzt zur Entscheidung kommen müßte, sich der Stadt bemeisterte. Sein warnend Aufgebot blieb diesmal nicht ohne Wirkung, ein großer Theil der streitbaren Männer aus allen Klassen griff zu den Waffen, und schloß sich den Truppen an. Schulenburg selbst brachte den Rest der Nacht mit seinen Generalen in dem Graben zu, den bevorstehenden Tag überdenkend, und alle Hülfsmittel seines Muthes und seiner Kriegskunde um seine Brust versammelnd. Der Seriasker, durch jenen Ausfall nur desto heftiger aufgereizt, wollte seine Rache keinen Augenblick mehr verzögern; mit Tagesanbruch ordnete er seine Heerschaaren zum allgemeinen Sturm. Anfangs in größter Stille, durch ungeheuren Staub verdeckt, dann mit wildem Geschrei, wuth- und rachentflammt, drangen die Türken in reißender Fluth gegen die Festung an, überschwemmten den beengten Boden, erstiegen aufgedrängt den Scarpon, welchen die Besatzung von 300 Deutschen nicht Zeit hatte zu vertheidigen, rissen die Verpfählung nieder, ergossen sich unwiderstehlich in die Waffenplätze und Gräben,

und waren in wenigen Augenblicken Meister mehrerer Werke, auf welchen schon ihre zahlreichen Fahnen wehten, bevor Schulenburg rechte Kunde von dem Unternehmen erlangt hatte. Sie kam ihm zuerst theilweise mit den flüchtigen Truppen zu, welche die ganze Nacht im Gewehr gestanden, und durch Arbeit und Schlaflosigkeit ermüdet einem so frischen Anfall nicht zu widerstehen vermocht, und nun von allen Seiten nach der Stadt zurückwichen. Schulenburg eilte an den Ort, wo die Gefahr am dringendsten hereinbrach, warf sich den Flüchtigen entgegen, raffte sie zusammen, verwies ihnen ihre Feigheit, und ihnen streng vorhaltend, daß in der Flucht keine, in Muth und Kampf noch die einzige Hoffnung sei, führte er sie herzhaft wieder an den Feind hinan, wurde aber gleich mit einem so mörderischen Gewehrfeuer empfangen, daß auch er für den Augenblick sich zum Rückzuge gezwungen sah. Die Türken drangen ohne Unterlaß stürmend vor; trotz des heftigen Feuers, das aus dem Festungsgeschütz von den Wällen, aus dem Kleingewehr von den Seitenwerken unaufhörlich in ihre Massen schlug, trotz der Minen, Pulversäcke und Flatterminen, die längs der ganzen Linie verheerend aufflogen, hatten sie sich alsbald, indem auch die Italiäner und Slavonier wichen, des bedeckten Weges, aller Waffenplätze, Kaponieren, ja sogar schon einiger Ausfallpforten bemeistert, und richteten ihre Anstrengung nun verdoppelt gegen Thore und Hauptwall, zu dessen Ersteigung sie Sturmleitern von besonderer Zurüstung und Größe herantrugen. In diesem Augenblicke schwebte die Festung auf dem Gipfel der Gefahr; jeder nächste Vorschritt der Türken entschied unrettbar ihren Fall. Schulenburg bewies in dieser verhängnißvollen Drangsal die ganze Größe seines Heldenmuthes. Auf allen Punkten war er zugegen, kämpfend, anordnend, ermuthigend. Sein Beispiel befeuerte die Generale Loredano und Sala, die ihn kräftigst unterstützten. Die Truppen wandten sich wieder dem Feinde entgegen, und der Kampf wüthete geraume Zeit sonder Entscheidung noch Wanken. Alles war im Gefecht, Deutsche, Italiäner, Slavonier, Griechen, die Corfioten selbst; ja Mönche, Weiber und Mädchen halfen wetteifernd bei der Vertheidigung.

Auch die Juden hatten sich bewaffnet, und thaten guten Dienst; Einer von ihnen bewies so glänzende Tapferkeit, daß Schulenburg ihn auf der Stelle zum Hauptmann ernannte. Ein griechischer Mönch stürzte wüthend auf das Handgemenge los, und auf Schulenburg's Anruf, was er beginne? rief er, ein großes eisernes Kreuz schwingend, in verwirrtem Eifer die Lästerung: „Laßt mich, laßt mich! dieser verfluchte Christus soll sie auf die Köpfe treffen!“ — Sechs Stunden schon dauerte dieser Sturm; die Verwirrung war gränzenlos, das Gemetzel schrecklich; in Pulverdampf und Staub eingehüllt, von Schußgetöse und Geschrei betäubt, erkannte sich oft Freund und Feind nicht. Die Wuth der Türken war noch keineswegs in Abnahme; stets frische Truppen gegen Wall und Thore ansetzend schien der Seriasker den Besitz von Corfu heute um jeden Preis erringen zu wollen. Schulenburg rang mit gleicher Anstrengung um diesen Preis des Tages; er setzte sich an die Spitze seiner Truppen, und versuchte vor allem den Scarpon stürmend wiederzuerobern, fünf- bis sechsmal erneuerte er den verzweifelten Angriff, jedesmal mußten die Seinigen vor dem heftigen Feuer der Türken wieder zurückweichen; nach unsäglichem Ringen und mit großem Verlust gelang es endlich durch Leitererſteigung dort festen Fuß zu fassen, und den Feind aus dem Scarpon zu vertreiben. Diesem Gelingen, als dem entscheidenden Wendepunkt, reihten sich stufenweise fernere Erfolge an. Die Truppen auf den Wällen fochten mit erneutem Eifer, warfen die Anstürmenden zurück, und drangen selbst allmählig wieder vor. Doch blieb der Ausgang immer zweifelhaft, und alles war verloren, wenn der Feind im Besitz der Außenwerke blieb, und von daher seinen Angriff beliebig erneuern konnte; die Türken hatten an diesem Tage einen Theil nur ihrer Truppenmenge, die Venetianer dagegen ihre letzte Kraft angestrengt. In dieser Erwägung faßte Schulenburg den kühnsten Gedanken, das Aeußerste wagend für das einzige Heil. An der Spitze von 800 Mann, nicht achtend der Entblößung der Wälle, stürmt er aus einem Seitenthore hinaus, wirft sich auf den Feind, den er im Rücken angreift und in Unordnung bringt, und treibt ihn mit großer Nieder-

lage nun völlig in die Flucht. Die Außenwerke sind in einem Augenblicke sämmtlich wiedergenommen, und die Türken werden von dem kühnen Häuflein in verwirrter Fluchtmasse bis in ihre Laufgräben verfolgt. Sie ließen vor den Wällen 4000 Todte und Verwundete, alles Sturmgeräth und 20 Fahnen zurück. Die Belagerten hatten den geringen Verlust von 500 Mann, worunter viele Offiziere, in ihrer Lage noch mehr zu betrauern, als jene den ihrigen.

Corfu war diesmal gerettet. Aber Schulenburg durfte bei einem folgenden Angriffe, der wahrscheinlich noch bevorstand, um so weniger auf gleichen Erfolg zählen, als durch den jetzt errungenen die Truppen und Einwohner schon ganz erschöpft waren. Alle wollten nach dem heißdurchkämpften Tage sich der augenblicklichen Ruhe freuen, und jede Befehlsordnung mußte dem allgemeinen Bedürfnisse weichen. Die furchtbarste Spannung der Einbildungskraft hatte sich der gewaltigen Körperanstrengung gesellt, und in gränzenloser Ermüdung fand jetzt keine neue Vorstellung Eingang. Schulenburg mußte der entstandenen Auflösung eine Weile nachgeben, und inzwischen die Bewahrung des Platzes dem bloßen Glück anheimstellen. Doch schon nach wenigen Stunden regte sein Eifer allmählig neue Thätigkeit an. Er befahl die Minen eiligst herzustellen und mit Pulver zu füllen, neue Flatterminen anzulegen und Bomben einzugraben, ließ das beschädigte Geschütz wieder in Stand setzen, und überhaupt alle Vorkehrungen treffen, welche die Lage der Dinge erforderte und zuließ. Wie begründet seine Sorge war, zeigte sich alsobald. Schon am folgenden Tage kehrte der Feind zum Angriff zurück, aber glücklicherweise mit geringer Anzahl und wenig Nachdruck, so daß die Wirkung des Geschützes hinreichte, ihn von den Werken abzuhalten. Die Türken begnügten sich hierauf, das Feuer von den Wällen aus ihren Batterieen zu erwiedern. Inzwischen ereignete sich ein schreckliches Ungewitter mit Donner und Blitz und heftigem Sturmwind, der das Meer finster emporwühlte. Die Schiffe im Hafen geriethen in Gefahr; der Regen stürzte in Strömen vom Himmel, und überschwemmte die Festungswerke, das Wasser füllte die Minen und machte das Pulver

unbrauchbar. Gleicherweise wurden die Laufgräben der Türken und ihr ganzes Lager zerstört, die Zelte umgestürzt und zerrissen, Menschen und Thiere beschädigt. Dieses Naturereigniß schlug ihren schon gesunkenen Muth vollends nieder. Noch am 20. August hatte der Kapudan-Pascha neue Verstärkung an's Land gesetzt, und ein heftiges Feuer wurde aus Stücken und Mörsern bis nach Mitternacht unterhalten; dann aber wurde alles ungewöhnlich still, und am 21. mit Tagesanbruch fand man die Laufgräben und das Lager völlig verlassen. Schulenburg besetzte mit Vorsicht die beiden Anhöhen San-Abraham und San-Salvador, und fand auf der letzteren noch einen türkischen Befehlshaber Muktar Tebelen, der den Signalen vorstand, und beim Abzuge vergessen worden war; ohne Zweifel hatte derselbe besondere Schuld zu büßen, denn Schulenburg befahl, ihn aufzuhängen; er hinterließ drei Söhne, deren jüngster der Vater des berühmten Ali Pascha von Janina wurde. Schulenburg nahm darauf das verödete Lager in Augenschein. Der Abzug der Türken war in solcher Unordnung und Eile geschehen, daß sie weder Geschütz noch Vorräthe mitgenommen. Man fand über 60 Stücke Geschütz, ungeheure Vorräthe von Pulver und Kugeln, mehrere tausend Pferde, Maulesel und Kameele, Schlachtvieh und Lebensmittel aller Art. Man begriff nicht, was die Türken zu solch übereilter und schmählicher Flucht zunächst bestimmt haben konnte. Endlich erfuhr Schulenburg von einigen Gefangenen, die er dem türkischen Nachzuge vor dessen Einschiffung noch abgenommen, daß die Janitscharen sich geweigert, zu einem neuen Sturme vorzurücken, daß die Nachricht von einer anderweitigen Niederlage der Türken eingegangen, und die Annäherung einer großen Flotte gemeldet worden. Gleich darauf erschien diese Flotte in See heranschiffend; es waren die vereinten Geschwader spanischer, portugiesischer, päbstlicher und anderer italiänischen Schiffe, welche zu der venetianischen Flotte stoßen sollten. Eines der Schiffe lief in den Hafen ein, und brachte die Nachricht von dem herrlichen Siege, welchen der Prinz Eugen von Savoyen am 5. August bei Peterwardein über die Türken erfochten hatte. Einige Tage später kamen noch 2000 Mann

Verstärkung aus Venedig und Dalmatien an, und Corfu sah jetzt voll Stolz und Freude zu Wasser und zu Lande sich von befreundeter Streitmacht, wie eben noch von feindlicher, umgeben. Schulenburg ließ wegen der glücklichen Erlösung der Insel in der Hauptkirche der Stadt, die noch einigermaßen erhalten war, ein feierliches Tedeum halten, dem er mit allen Truppen beiwohnte. Die Belagerung hatte 42 Tage gedauert, die Türken durch Schwert und Krankheiten gegen 15,000 Mann, die Venetianer über 3000 gekostet. Die Stadt lag in Trümmern, viele Einwohner waren umgekommen; eine furchtbare Seuche, durch den entsetzlichen Gestank der unbegrabenen Leichname verursacht, wüthete unter den Uebriggebliebenen.

Dies war die Belagerung von Corfu. An diesem Felsen brach sich die grimmigste Wuth der Türkenmacht, welche seitdem nie wieder so drohend und gefahrvoll gegen die christlichen Staaten sich erhoben hat. Schulenburg allein gebührt das Verdienst und die Ehre dieser außerordentlichen Vertheidigung: in schlechten Festungswerken, mit schwacher Besatzung, hatte er den Sturm eines furchtbaren Heeres, dem das Mißlingen zur Niederlage ward, siegreich bestanden, und einen Platz behauptet, der mehr als einmal unrettbar schien. Unerschöpflich an Muth wie an Hülfsmitteln zeigte er hier alle Eigenschaften des Feldherrn und des Kriegers; seine Erfahrenheit, seine Geistesgegenwart, seine Ausdauer und Tapferkeit leuchteten wetteifernd hervor. Seine Plane und Anordnungen, noch spät in den Händen kriegskünstlerischer Meister, wurden von diesen, ungeachtet die Kriegskunst seitdem so wesentliche Aenderungen erfahren, als höchst vortrefflich anerkannt und bewundert. Willig unterordneten sich ihm die anderen Befehlshaber, die Truppen selbst hingen ihm staunend in scheuer Ehrfurcht an. Sein Ruhm erscholl durch ganz Europa. Der deutsche Kaiser, die Könige von Preußen, von Polen, von Spanien, die Fürsten Italiens insgesammt, voll Preis und Freude über die abgewandte Gefahr, gaben ihm durch besondere Schreiben ihre Glückwünsche und Danksagungen zu erkennen. Venedig selbst, welches den nahen Fall jener Vormauer mit Zittern erwartete und schon tür-

kische Raubschiffe in seinen Gewässern hatte sehen müssen, war von unbeschreiblichem Jubel erfüllt. In der Sankt-Markuskirche wurde ein feierliches Dankfest gehalten, begleitet von dem Donner des Geschützes und dem Jubel des Volkes, das sich der ausgelassensten Siegesfreude überließ. Der Senat, nachdem er dem heiligen Spiridion, dem Schutzpatron von Corfu, gebührende Danksagung zuerkannt, vergaß den weltlichen Schützer keineswegs; er beschloß in derselben Sitzung, dem heldenmüthigen Feldmarschall bei seiner Ankunft in Venedig einen kostbaren Ehrendegen und die Zusicherung eines lebenslänglichen Gehalts von 5000 venetianischen Ducati darzubringen, am Eingange des Arsenals sein Brustbild, in Corfu selbst aber seine Bildsäule in Lebensgröße auf dem großen Marktplatze aufstellen zu lassen. Franz Imbianchi, ein damals berühmter Bildhauer, bekam den Auftrag, beide Werke in Marmor auszuführen. Auch zwei Denkmünzen ließ der Senat zu Ehren Schulenburg's prägen, auf welchen seine Thaten bildlich vorgestellt waren. Außer diesen beiden kamen noch andere zum Vorschein, worunter eine, sein wohlgetroffenes Bild mit der Umschrift zeigend: Auspiciis Venetum virtus germana tuetur. Corcyrae 22. aug. 1716. besonders selten geworden ist, vielleicht auf Betrieb der Regierung, welche dabei irgend eine Mißfälligkeit finden mochte. Das Standbild aber in Corfu wurde schon im folgenden Jahre wirklich aufgerichtet, und erhielt zur Inschrift die würdigen Worte: Matthiae comiti Schulemburgio, summo terrestrium copiarum praefecto, christianae reipublicae in Corcyrae obsidione laborantis fortissimo assertori, adhuc viventi, Senatus. Anno 1716. die 12 sept. Damit das Denkmal desto schöner dastünde, befahl der Senat zugleich die Niederreißung aller anderen Bildsäulen, welche die niedrige Schmeichelei des Adels der Corfioten in früherer Zeit mehreren unverdienten Proveditoren errichtet hatte. Schulenburg's Bild stand demnach allein, von hoher Stelle weit über das Meer hinschauend; sie blieb auch in dem Unglück, welches durch Pulverentzündung im Jahre 1718 einen Theil der Stadt zerstörte, inmitten von Trümmern allein unversehrt.

Wir kehren zu den Kriegsbegebenheiten zurück. Die türkische Flotte setzte den Seriasker mit seinen geretteten Truppen auf der nahen Küste von Albanien bei Butrinto an's Land, von wo sie alsbald sich in das innere Land verzogen. Der Kapudan-Pascha nahm seine Richtung nach Candia, von der venetianischen, jetzt sehr ansehnlichen Flotte verfolgt, aber wegen ungünstigen Windes nicht erreicht. Schulenburg indeß verlor keine Zeit, sondern traf alle Anstalten zum Wiederaufbau der zerstörten Festungswerke, ließ die Stadt möglichst säubern und herstellen, und die schon vor der Belagerung angeordneten, aber durch diese unterbrochenen, neuen Befestigungen thätig fördern. Auf die Nachricht, daß der Feind in Butrinto einige Vorräthe zurückgelassen, beschloß er diese kleine Feste zu nehmen; er schiffte am 2. September mit 800 Mann hinüber, und halb durch List, halb durch Kühnheit gewann er den Ort und alles was drinnen war. Anfangs dachte er den Hafen zu verschütten und die Festungswerke in die Luft zu sprengen; bald aber, die Wichtigkeit erwägend dieser Lage in solcher Nähe von Corfu, fand er gerathener, den Posten durch einige Anlagen völlig haltbar zu machen, und zur Verstärkung jener Inselfeste zu behaupten; er schrieb deßhalb an den Senat, und ließ vorläufig, bis dessen Genehmigung einträfe, eine kleine Besatzung dort. Zur besseren Sicherung wurden die nahegelegenen Festen und Schanzen auf der Küste von Albanien, aus denen die Türken der Besatzung von Butrinto leicht gefährlich werden konnten, sämmtlich erobert und geschleift. Hierauf begab sich Schulenburg mit 2000 Mann auf die kleine Flotte, besuchte die Inseln Zante und Cefalonia, wo er die Arbeiten in Augenschein nahm, vereinigte sich alsdann mit der großen Flotte, und kreuzte eine Zeitlang an der Küste von Morea; da jedoch hier, wie er bald einsehen mußte, nichts zu unternehmen war, so wandte er sich nach der Insel Santa-Maura, welche die Türken nach Sprengung der Festungswerke verlassen hatten, und setzte dieselben wieder in guten Wehrstand, da sie durch ihre Lage und örtliche Beschaffenheit in den Zusammenhang der umfassenden Plane gehörte, die er zur Vertheidigung dieser Gegenden entworfen hatte.

Nochmals kehrte er von hier auf die große Flotte zurück, welche aber, der stürmischen Jahreszeit wegen, nicht länger in See bleiben konnte, sondern ohne den Feind getroffen zu haben im Dezember zur Ueberwinterung in Corfu einlaufen mußte. Er besichtigte daselbst die inzwischen hergestellten Werke, ertheilte für die fortdauernden Arbeiten weitere Befehle, und nachdem er alle Sachen bestens bestellt und angeordnet, schiffte er gegen Ende Dezembers, auf die öffentliche Einladung des Dogen, in Begleitung vieler Offiziere nach Venedig.

Sein Empfang war überaus glänzend. Als er nach gehaltener vierwöchentlicher Quarantaine am 3. Januar 1717 am Markusplatze ausstieg, strömten ihm alle Einwohner entgegen, jeder wollte den Helden von Corfu, den Retter der Republik sehen. Das Volk erhob ihm ein unendliches Jubelgeschrei und unaufhörliches Händeklatschen, alles war von Freude begeistert. Die Seeleute wollten von ihm nicht ablassen, sondern trugen ihn auf ihren Schultern im Triumphe bis zum Throne des Dogen, der umgeben von der glänzenden Versammlung der Edlen ihn als Helden begrüßte, und ihm feierlich den prächtigen Ehrendegen überreichte, welchen der Senat ihm zuerkannt hatte. Schulenburg sprach mit edlem Anstand und würdiger Fassung eine kurze kriegsmännische Anrede, beglückwünschte den Dogen und die ganze Versammlung wegen des Entsatzes von Corfu, und rühmte, ohne der seinigen zu erwähnen, preisend die Verdienste der Edlen, welche sich in dem Feldzuge hervorgethan. Der versammelte Adel brach in die rauschendsten Beifallsbezeigungen aus, den großen Feldherrn bewundernd, der seinen Ruhm nicht auf Verdunkelung der Anderen eifersüchtig zu gründen brauchte, sondern dadurch um so herrlicher leuchten ließ, daß er ihn großmüthig seinen Umgebungen mittheilte. Die Häuser derjenigen Edlen, welche mit ihm gedient hatten, beglückwünschten ihn noch besonders durch feierliche Botschaften, und erstatteten ihm für seine gütigen Aeußerungen ihren eifrigsten Dank. Alles bestrebte sich, ihm Ehre und Huldigung zu erweisen, seines Anblickes, seiner Reden konnte man sich nicht ersättigen; das Volk insbesondere folgte ihm überall

in schwärmerischer Zuneigung; daß er ein Fremder, ein Protestant sei, wurde ganz vergessen, er hieß in aller Munde der getreue und gute Marcolin, ein volksthümlicher Ausdruck, welcher den ächten, wohlgesinnten Venetianer mit höchstem Lobe bezeichnen sollte.

Schulenburg benutzte den Taumel der Freude, welchen seine Gegenwart in Venedig erweckte, um in diesem Augenblicke, da man gern alles nur irgend Gewährbare ihm zugestand, für seine protestantischen Glaubensgenossen den Genuß größerer Rechte und überhaupt so viel Duldung und Freiheit auszuwirken, als mit dem Grundgesetze der Republik, das nur den katholischen Gottesdienst öffentlich erlaubte, irgend vereinbar schien. Obgleich Venedig niemals der römischen Kirche übertrieben gehuldigt, hätte doch kein Anderer diese Maßregel ohne Mißstimmung und Gährung zu bewirken vermocht; jetzt wurde an keinen Vorwurf oder Tadel gedacht. Nach dieser redlichen Fürsorge, deren Gegenstand von früher Jugend seinem Herzen immer werth und gegenwärtig geblieben, wandte er alle Gedanken und Bemühungen mit verdoppeltem Eifer auf den neuen Feldzug, der gegen die Türken in diesem Jahre mit dem Frühesten eröffnet werden sollte. Auf alle Weise betrieb er die vielfachen Kriegsanstalten, welche bei aller Dringlichkeit in der herkömmlichen Behandlung saumseliger Behörden häufig vernachlässigt wurden; geschickte Gewinnung der Personen durch geschicktes Betragen, Erhaltung ihres guten Willens durch angemessene Reden und Geschenke, mußten hier oft mehr ausrichten, als strenger Dienstbefehl und anklagende Beschwerde. Den gleich anfangs vorgelegten Kriegsentwurf zur Eroberung von Albanien, dessen Ausführung im vergangenen Jahre durch die Ereignisse von Corfu verhindert worden, dachte Schulenburg im nächsten Feldzuge mit Eifer zu verfolgen. In der That schien in diesem Plane für Venedig ein neuer Keim von Ruhm und Größe niedergelegt, der einen unberechenbaren Umfang künftiger Entwickelung verhieß, und vielleicht die ganze Bedingung darbot, unter welcher das sinkende Ansehen dieses Staates neue Gewähr dauernden Machtbestandes gewinnen konnte. Schulenburg's richtiger Blick hierin gehörte eben so

sehr dem großen Staatsmann als dem kühnen Feldherrn; Venedig im Besitze von Albanien konnte, auf das italiänische Festland verzichtend, einen neuen Körper im Osten gewinnen, das Haupt eines großen Reiches werden, dessen Gestalt späterhin unter Ali-Pascha's Herrschaft nur als unvollkommene Erscheinung vorüberzog, und vielleicht unter ganz anderen Bedingnissen sich vollständig entwickelt! Zur Ausführung dieses Planes war vor allen Dingen die Vermehrung der Landtruppen nöthig, deren Stärke sich im vergangenen Feldzuge als viel zu gering erwiesen hatte. Demnach ließ Schulenburg die schon bestehenden Werbungen in Deutschland auf alle Weise befördern; besonders kam aus Baiern und Sachsen viele Mannschaft, welche großentheils der glänzende Ruf seines Namens herbeilockte. Die Ausrüstung der Flotte wurde mit nicht geringerem Eifer betrieben; die Venetianer hatten immer große Vorliebe für die Seemacht, die überdies auch für die Ausführung des großen Vorhabens unentbehrlich war, um jede störende Dazwischenkunft der türkischen Flotte in den venetianischen Gewässern abzuwehren.

Das Frühjahr 1717 erschien, und Schulenburg reiste von Venedig ab, um auf den Inseln und Küsten, wo die Türken sich bereits zu regen anfingen, die Kriegsunternehmungen zu leiten. Er machte den Anfang seiner Reise zu Lande, und ging zuerst nach Rom. Niemand hatte über die Rettung von Corfu größere Freude bezeigt, als Pabst Clemens der Elfte, aus dem Hause Albani, der in diesem Erfolg eine Sache der ganzen Christenheit erblickte, und sich überhaupt die Sorge des Türkenkriegs eifrigst zu Herzen nahm. Er hatte mehrmals das sehnliche Verlangen ausgesprochen, den deutschen Helden, der dieses große Werk vollbracht, in Rom zu sehen, und sich mit ihm über die Fortsetzung des Krieges zu besprechen. Diese Gelegenheit sollte Schulenburg benutzen, um die Beschleunigung der Hülfsgeschwader zu bewirken, welche Venedig von dem Pabste auch in diesem Jahre zu erhalten hoffte. Die Zusammenkunft hatte jedoch ihre Schwierigkeiten, und wäre beinahe unterblieben, bis endlich nach einiger Unterhandlung ein Ausweg vermittelt wurde. Obwohl für den Pabst von persönlicher

Hochachtung erfüllt, und voll Ehrerbietung für die hohe Stelle desselben in der Christenheit, weigerte Schulenburg als Protestant dennoch jede Handlung, die mit dem Sinne seiner Glaubensgenossen nicht verträglich schien. Es wurde demnach ausgemacht, daß nur eine Privatunterredung Statt finden sollte. Also sprach Schulenburg den Pabst im Garten des Vatikans, mit bedecktem Haupte, den Degen an der Seite, ohne sonstige Ceremonien, als die jedem weltlichen Fürsten gebühren konnten; dies alles nicht aus schnödem Trotz und übermüthiger Anmaßung, wie späterhin wohl selbst katholische Fürsten bei solcher Gelegenheit gegen ein ehrwürdiges Oberhaupt bewiesen, sondern aus treuer Pflichtgesinnung, damit der protestantischen Kirche, deren Mitglieder er hier gleichsam vertrat, an so bedeutender Stelle in seiner Person nichts vergeben würde. Der Pabst war hocherfreut über den Anblick des bewunderten Feldherrn, und fand großes Gefallen an dessen verständiger Rede. Er sah ihn im Verfolge noch zweimal auf dieselbe Weise, gab ihm wiederholt seinen Dank, seine Zufriedenheit zu erkennen, und beschenkte ihn beim Abschiede mit einer kostbaren Denkmünze, die er auf die Befreiung Italiens eigends hatte prägen lassen. Der Kardinal Gualtieri war beauftragt, ihn während seiner Anwesenheit festlich zu bewirthen; viele andere vornehme Römer wetteiferten in gleichem Bemühen, und überhäuften Schulenburg mit Ehrenbezeigungen und Aufmerksamkeiten. Nach kurzem Aufenthalte in Rom begab er sich nach Neapel, wo ihn der Vicekönig Graf Wirich von Daun gleichfalls mit größten Ehren empfing, und mit der Zollfreiheit für alle Gegenstände beschenkte, die er für sein Regiment aus Neapel etwan beziehen möchte. Von hier ging er nach Brindisi, und schiffte in Begleitung vieler angesehenen Freiwilligen, die seinem Ruhme folgten, hinüber nach Corfu, wo er am 19. April glücklich eintraf.

Hier fand Schulenburg alles in großer Bewegung; bald nach ihm erschienen der General von Nostitz und der Proveditor Mocenigo, eiligst aus Venedig ihm nachgesandt, weil man daselbst aus eingegangenen Nachrichten die Besorgniß gefaßt, der Feind würde seine ganze Macht auf's neue gegen

Corfu wenden. Die Insel war jedoch durch Schulenburg's Vorkehrung im besten Vertheidigungszustande, und durfte einen Angriff so sehr nicht fürchten. Er setzte indeß auch die Feste Butrinto, höchst wichtig für solchen Fall, in gute Verfassung, so wie die Insel Santa-Maura, gegen welche die Türken schon einen fehlgeschlagenen Streich versucht hatten. In einem gehaltenen Kriegsrathe wurde beschlossen, die große Flotte sollte die türkische Seemacht in ihren Häfen einschließen, oder durch eine Schlacht zum Rückzuge dahin nöthigen, die kleine Flotte aber bei den Unternehmungen in Dalmatien und Albanien mitwirken. Nachdem einige Zeit in vergeblicher Erwartung der verheißenen Hülfsgeschwader hingegangen, segelte der Admiral Ludwig Flangini als außerordentlicher Befehlshaber mit den venetianischen Schiffen allein bis vor die Dardanellen, und lieferte nach mehreren Vorgefechten in den dortigen Gewässern am 16. Juni dem Kapudan-Pascha eine große Seeschlacht, in welcher die Venetianer siegten, Flangini selbst aber tödtlich verwundet wurde. Ein zweites Seetreffen, unter Anführung Pisani's am 19. Juli bei dem Vorgebirge Matapan, war ebenfalls siegreich, doch keineswegs entscheidend. Seitdem der Seekrieg mehr mit Linienschiffen, als mit Galeeren, der ursprünglichen Stärke der Venetianer, geführt wurde, hatten die letzteren ihr früheres Uebergewicht allmählich eingebüßt. Der Kapudan-Pascha drang, ungeachtet jener Treffen, in die ionischen Gewässer vor, und suchte sich daselbst zu behaupten, während zugleich von Morea her die Türken durch eine ansehnliche Kriegsmacht neue Angriffe gegen die Insel drohten, besonders gegen Zante und Santa-Maura. Durch diese schwebenden Ungewißheiten und die deßhalb in Venedig stets erneuerten Besorgnisse wurde Schulenburg wider Willen in Corfu zurückgehalten. Nach mancherlei Wechsel entworfener Absichten und begonnener Bewegungen gelang es endlich den Venetianern, die türkische Flotte zu verscheuchen und das ionische Meer ungestört zu beherrschen; aber ein großer Theil des Sommers war darüber hingegangen. Schulenburg hatte die Ausführung seines Hauptplanes gegen Albanien um dieser Umstände willen abermals versäumen müssen;

doch gab er denselben keineswegs auf, und wünschte die noch übrige Zeit zur vorgängigen Eroberung einiger festen Plätze auf der gegenüberliegenden Küste zu benutzen. Er trug seine Absicht dem Kriegsrathe vor, und entwarf zuerst eine Unternehmung gegen Prevesa, welche Feste den Eingang des Meerbusens von Lepanto beherrscht. Nach sorgfältiger Zurüstung segelte Schulenburg von Corfu mit 5000 Mann dahin ab, von der kleinen Flotte unter Pisani begleitet, während die große bei Zante liegen blieb, um das Unternehmen gegen jeden Versuch türkischer Seemacht sicher zu stellen. Er setzte am 19. Oktober seine Truppen an's Land, und bemächtigte sich einer Anhöhe, unter deren Schutze sogleich die Laufgräben eröffnet und der Platz heftig beschossen wurde. Die türkische Besatzung, zwar nur 600 Mann stark, aber von einem Pascha befehligt, widerstand mit großer Tapferkeit, und machte mehrere Ausfälle, um die Batterieen der Venetianer zu zerstören; sie wurden aber zurückgeschlagen, und die Beschießung dauerte in vermehrter Stärke fort. Endlich steckten die Türken die weiße Fahne auf, und verlangten freien Abzug. Schulenburg wollte diesen zugestehen, wenn auch Vonizza, wo ein Unterbefehlshaber des Pascha in Besatzung stand, übergeben würde. Der Pascha verneinte jedoch, daß er über diese Feste mitverfügen könne, indessen schrieb er zum Scheine die verlangten Befehle zur Uebergabe. Während des Waffenstillstandes aber, der einstweilen bewilligt worden, brachen die Türken unvermuthet mit dem Säbel in der Faust unter furchtbarem Geschrei in das venetianische Lager, und gewannen nach blutigem Kampfe, worin beiderseits viele Offiziere getödtet wurden, glücklich den Weg nach Arta. Schulenburg besetzte nun Prevesa, wo er 30 Kanonen und große Vorräthe fand, ließ in der türkischen Moschee ein feierliches Tedeum halten, und schiffte sich dann sogleich wieder ein, um nunmehr Vonizza anzugreifen. Dieser Platz, auf einer Höhe zwischen Meer und Sümpfen gelegen, leistete ungeachtet seiner natürlichen Festigkeit wenig Widerstand. Nachdem die Beschießung einige Tage angedauert, und Schulenburg die Entsatztruppen, welche aus der Umgegend heranrückten, zweimal in die Flucht geschlagen hatte, zog die Be-

satzung von 1800 Mann unvermerkt ab, und überließ dem Sieger die Festung mit 40 Kanonen, vielen Vorräthen und 36 Kriegsfahrzeugen, die im Hafen zurückblieben. Arta, ebenfalls von den Türken geräumt, unterwarf sich freiwillig der Republik, und versprach jährlichen Tribut. Nachdem diese Festen sämmtlich in guten Stand gesetzt und mit Truppen wohl versehen worden, kehrten Schulenburg und Pisani gegen Ende des Novembers nach Corfu zurück. Weniger glücklich betrieb der Provveditor Sebastian Mocenigo die Sachen in Dalmatien, wo die Venetianer, obwohl über 10,000 Mann stark, nichts Erhebliches ausführten, zum großen Mißvergnügen Oesterreichs, welches von daher eine kraftvolle Ablenkung zu Gunsten des Heeres an der Donau vergeblich erwartet hatte.

Venedig sah mit großer Freude durch den Besitz der wichtigen Festungen Prevesa und Vonizza den sicheren Zugang nach Albanien eröffnet, und der Senat beschloß, in Schulenburg's tiefdurchdachten Plan jetzt völlig eingehend, im nächsten Feldzuge diese Eroberungen nachdrücklich zu verfolgen. Mit lebhaftem Eifer wurde durch vielfache Anstalten die große Unternehmung vorbereitet. Während alle Thätigkeit nach dieser Seite gerichtet war, trübten sich die politischen Verhältnisse höchst bedenklich von Westen her. Der Kardinal Alberoni, Minister des Königs von Spanien, ganz Europa mit seinen Ränken umspinnend und geübt in allen hinterlistigen Anschlägen, sann auf Wiedereroberung der im Kriege über die Erbfolge Spaniens verlorenen Nebenländer dieses Reiches. Seine kühne aber trügerische Staatskunst enthüllte sich jetzt deutlich durch die unerwartete Wegnahme Sardiniens, zu welcher die Flotte und die Truppen verwendet wurden, die er dem Pabste selbst als eine nach Corfu bestimmte Hülfsmacht vorgespiegelt hatte; ganz Italien schien bedroht, von spanischer Heeresmacht überfallen zu werden. Kaiser Karl der Sechste sah mit größter Besorgniß die andringende Gefahr, welcher zu begegnen seine ganze Macht erforderlich schien, und um nicht mit getheilten Streitkräften auf den entgegengesetzten Gränzen seines Reiches zwei Feinde zugleich bekämpfen zu müssen, suchte er den Türkenkrieg im vortheil-

haften Augenblicke schleunig zu beenden. Nach vorläufigem Waffenstillstande wurden alsbald im Frühjahr 1718 die Friedensunterhandlungen zu Passarowitz eröffnet, zum größten Verdrusse der Venetianer, welche jetzt erst die Bahn glänzender Vortheile zu beginnen dachten; sie schlossen sich den Verhandlungen zwar an, hofften aber deren Fortgang durch außerordentliche Waffenerfolge bald wieder zu hemmen. Mit verdoppelter Anstrengung wurden daher alle Rüstungen beschleunigt. Der Proveditor Mocenigo zog seine Truppen bei Spalatro zusammen; Schulenburg landete mit ansehnlicher Streitmacht und vielem Geschütz in Sebenigo, und schickte sich ernstlich zu dem Einfall in Albanien an. Er hätte vorgezogen, südlich gegen Durazzo anzudringen, allein der Kriegsrath entschied sich für den Angriff des nördlichen Albaniens. Nachdem Pisani die türkische Flotte durch ein glückliches Seetreffen entfernt, begann Schulenburg mit den Landtruppen am 22. Juli die Belagerung von Dulcigno, einem türkischen Raubneste am adriatischen Meere. Schon waren die Festungswerke großentheils niedergeschossen, die türkische Heeresmacht, welche ein Seriasker zum Entsatze heranführte, mit großem Verluste zurückgeschlagen, und der Platz der Uebergabe nahe, als am 1. August Abends eine Feluke von Venedig mit Briefen des Senats anlangte, welcher die Einstellung aller Feindseligkeiten anbefahl, indem der Friede so gut wie geschlossen sei; die Republik fühlte sich zu schwach, mit ihren eigenen Kräften allein den Krieg gegen die ganze türkische Macht auf sich zu nehmen, und mußte sich der Nothwendigkeit unterwerfen, welche aus der allgemeinen Lage der Staatsverhältnisse hervorging. Schulenburg, inmitten vielversprechender Fortschritte gehemmt, ergab sich voll Unmuths in sein neues Geschick, stellte das Feuer ein, ließ an der Spitze der Laufgräben die weiße Fahne aufstecken, und der Besatzung die erhaltene Nachricht mittheilen; allein die türkischen Befehlshaber trauten der Sache nicht, sondern verwiesen ihn an den Seriasker, der mit verstärkten Entsatztruppen wieder nahe herangekommen war, und setzten indeß die Feindseligkeiten ihrerseits fort. Der Seriasker, schon unterrichtet, nahm den Schein an, als ob er an der Zuver-

lässigkeit der Nachricht zweifle, und erklärte sich zur Einstellung der Feindseligkeiten nur unter Bedingungen bereit, welche Schulenburg mit Unwillen verwerfen mußte. Auch der späteren Nachricht von dem zu Passarowitz am 21. Juli wirklich erfolgten Friedensschlusse verweigerten die Türken, sich im Vortheile wähnend, allen Glauben. Mittlerweile erhob sich ein ungeheurer Sturm, der alle Fahrzeuge der Venetianer an der Küste zerstreute oder zerschmetterte; ohne Möglichkeit des Rückzuges und ohne Zufuhr von Lebensmitteln, von den Türken täglich näher bedrängt und angegriffen, ohne selbst vorrücken zu dürfen, befand sich Schulenburg in nicht geringer Verlegenheit. Da die Türken nicht aufhörten, ihn feindlich zu belästigen und immer drohender zu umstellen, so beschloß er durch einen kühnen Angriff sie zurückzuwerfen, und lieber den Krieg, weil sie ihn doch wollten, zu ihrem Nachtheil zu führen, als zu dem seinigen den Frieden zu halten; allein Pisani widerrieth ängstlich solchen Schritt, dessen Folgen, wie er meinte, für Venedig höchst unglücklich sein könnten. In dieser schlimmsten aller Lagen verlor Schulenburg die Fassung nicht; sein Muth und seine Geistesstärke zeigten sich in ganzer Größe. Nachdem er eine Zeitlang in gänzlicher Abgeschnittenheit ausgedauert, legte sich endlich der Sturm, und die meisten der zerstreuten Fahrzeuge erschienen wieder an der Küste; nun war die Rettung vor Augen, und es galt die Schiffe ohne Zeitverlust zu erreichen. Allein der Rückmarsch zu dem Einschiffungsorte war unterdessen sehr gefahrvoll geworden; der Seriasker hatte sich mit der Besatzung von Dulcigno vereinigt und die sämmtlichen Anhöhen besetzt, durch deren Schluchten die Venetianer das Ufer gewinnen mußten. Schulenburg durfte nicht säumen, er brach in der Nacht auf, und da die Türken ihm den Weg versperrten, griff er sie mit Ungestüm an, und eroberte die Höhen, auf welchen sie sich schon festgesetzt hatten. Kaum hatte er seinen Zug eine Strecke fortgesetzt, so kehrten sie in vermehrter Anzahl wieder, und umringten ihn von allen Seiten; neuer Kampf mußte wiederholt den Weg öffnen. Er bedurfte aller seiner Kriegserfahrung und Geschicklichkeit, um unter so schwierigen Umständen ohne

wesentlichen Verlust davonzukommen. Alle Brunnen waren in türkischer Gewalt, und Schulenburg mußte persönlich an der Spitze von Grenadieren das nöthige Wasser mit dem Degen in der Faust erkämpfen. Um das allzu hitzige Eindringen des Feindes auf seinen Nachtrab zu mäßigen, raffte er, in Ermangelung anderer Reiterei, einen Theil seiner Offiziere und etwa 30 Dragoner zusammen, und warf sich an der Spitze dieses Häufleins einhauend so tapfer auf die gedrängten Türkenschaaren, daß diese mit großem Verlust auseinanderstoben, und geraume Zeit brauchten, sich wieder zu sammeln. Ueberall selbst anordnend und ermuthigend durch Wort und Beispiel, führte er seinen Zug vermittelst künstlicher Bewegungen und kluger Aufstellungen unter unaufhörlichen, aber stets vergeblichen Angriffen der Türken, unverletzt durch alle Schwierigkeiten des verwickelten Erdreichs, und erreichte glücklich das Meer, wo er die Truppen, ohne daß die Türken es hindern konnten, mit allem Geschütz und Gepäck einschiffte, und wohlbehalten nach Cattaro brachte. Sein Rückzug war ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung, und die Ehre davon blieb ihm allein um so vollständiger zugeeignet, als kein anderer Befehlshaber ihn bei den vielfachen Anordnungen und Gefechten hatte unterstützen wollen.

Der Friede von Passarowitz war günstiger für Oesterreich, als für Venedig. Das Königreich Morea, Cerigo und andere Inseln blieben in der Gewalt der Türken; dagegen behielt die Republik die letzten Eroberungen Schulenburg's, Butrinto, Parga, Prevesa, Vonizza, und mehrere Plätze in Dalmatien; dieser Gewinn, an sich nicht unbedeutend, für die Herrschaft in jenen Meeren und für den Besitz von Corfu höchst wichtig, konnte gleichwohl für den Verlust von Morea nicht entschädigen, und die Venetianer fühlten tief, daß sie von ihrer Macht herabstiegen. Schulenburg eilte, nach eingetretenem Friedenszustande, eine persönliche Angelegenheit abzumachen, die sich ihm während des Krieges erhoben hatte. Er war sehr unzufrieden mit dem General von Nostitz, der seinen Anordnungen bei mehreren Gelegenheiten widersetzlich gewesen, und überhaupt das Ansehen des Oberbefehlshabers zu mißkennen gewagt. In Zurechtweisung und

Widerspruch hatte sich ein Wortwechsel entsponnen, den beide übereingekommen waren nach beendigtem Türkenkriege durch den Zweikampf auszugleichen. Inzwischen wurde die Sache ruchbar und ihr Ausbruch durch mancherlei Hemmungen hingehalten; man suchte mittlerweile eine Aussöhnung zu Stande zu bringen; durch das Bemühen des Kaiserlichen Hofes gelang es endlich, den Streit ohne Zweikampf zu Schulenburg's Zufriedenheit beizulegen. In diesem Jahre ereignete sich ein großes Unglück in Corfu, durch welches Schulenburg, dem nach dem Kriege wenig zu thun übrig schien, unvermuthet zu neuer Thätigkeit berufen wurde. Ein schrecklicher Sturm verheerte die Insel; der Blitz schlug in das neue Schloß und entzündete den Pulverthurm, es erfolgte eine gräuelhafte Verwüstung; viele Häuser und Paläste stürzten ein, über tausend Menschen, unter ihnen der Seeheld Pisani, kamen um's Leben, die Schiffe wurden im Hafen gegen einander geschmettert, die Festungswerke lagen völlig zerstört danieder. Daß Schulenburg's Bildsäule wie durch ein Wunder inmitten der Trümmer unbeschädigt blieb, ist schon erwähnt worden. Dieses Unglück gab Anlaß, daß Schulenburg den Auftrag erhielt, die bisherige, zwar sorgfältige, aber in ihrer ersten Anlage verfehlte Befestigung von Corfu nach seinen Planen in ganz neuer und regelmäßiger Gestalt wieder aufzubauen. Dieses große Werk wurde von ihm, gemäß den Vorschriften des Senats, dem an schleuniger und vollkommener Herstellung dieses Bollwerkes der Republik äußerst gelegen war, sogleich unternommen, und nach seinen Entwürfen, unter seinen Augen, da er oft und lange in Corfu verweilte, während zehn Jahren ununterbrochen fortgeführt, bis mit großer Anstrengung und ungeheuerem Aufwande endlich im Jahre 1729 das Ganze vollendet war. Alle Männer vom Fache stimmten überein, daß Schulenburg in diesem Werke ein Meisterstück der Befestigungskunst aufgestellt, und Corfu jetzt durch seine Anlagen für immer so unüberwindlich gemacht habe, als es vor kurzem bloß durch seinen Heldenmuth gewesen.

Venedig pflegte nach geendetem Kriege seine ausländischen Generale und Truppen mit angemessener Belohnung zu ent-

lassen. Dieser Fall trat jedoch nicht für Schulenburg ein, dessen Thätigkeit der Republik auch im Frieden bedeutend blieb, und dessen Ansehen und Kriegsruhm mit ihren Staatsverhältnissen vortheilhaft verflochten war; der Senat erneuerte daher sorgfältig den geschlossenen Dienstvertrag in herkömmlichen Fristen von drei zu drei Jahren. Auf diese Weise verblieb Schulenburg seine ganze folgende Lebenszeit im Dienste Venedigs, und in seiner Würde nicht minder einflußreich, als hochgeehrt und gepriesen. Die herrschenden Häuser des Staates, besonders das große Haus der Pisani, waren seine Freunde, und unterstützten ihn kräftigst in allen Unternehmungen und Arbeiten, die er in Betreff des venetianischen Kriegswesens nothwendig erachtete, und für welche die beträchtlichen Ausgaben im Frieden gar leicht zu hoch gefunden werden. Er bereiste das venetianische Gebiet nach allen Richtungen, und schiffte besonders häufig nach den griechischen Inseln, wo außer dem großen Festungsbau von Corfu noch viele andere Aufgaben und Anlagen ihn beschäftigten. Sein rastloser Eifer und seine beharrliche Thätigkeit achteten kein Hinderniß; er gönnte sich keine Ruhe, bevor nicht alles gethan war, was zu seinem Zwecke geschehen konnte. Er hatte dabei vielfaches Ungemach, auch selbst Lebensgefahr auszustehen; auf einer Rückreise von Corfu litt er bei der Insel Lissa in Dalmatien Schiffbruch, und wurde nur mit genauer Noth gerettet. Auch in der inneren Einrichtung versuchte er mancherlei Verbesserungen zu erwirken, nachtheilige Formen oder üble Gewohnheiten abzuschaffen. Er wußte aus Erfahrung, wie zweckwidrig die große Verwaltungsmacht des Savio alla Scrittura auf den Gang der Kriegsführung hemmend einwirken könne, und wie wenig überhaupt die Anstalten selbst den Absichten und dem Aufwande des Staats entsprächen. Durch sein großes Ansehen und unablässiges Bemühen brachte er es auch wirklich dahin, daß im Jahre 1721 eine eigene Kriegsbehörde eingesetzt wurde, welche nach zweckmäßiger Vorschrift die Verwaltungsgeschäfte führen sollte; sie bestand aber nicht lange, und die alte Einrichtung kehrte mit allen ihren Mängeln und Mißbräuchen zurück. Von der Zeit an gab Schulenburg es auf,

die unübersteiglichen Schwierigkeiten, die sich in dem Wesen selbst der venetianischen Verfassung begründet zeigten, weiterhin nutzlos zu bekämpfen.

Unsere Nachrichten über Schulenburg's weiteres Leben und Wirken werden von nun an sehr mangelhaft. Nur einzelne Vorgänge schimmern abgesondert aus dem Verlaufe der Jahre hervor. Als Oberbefehlshaber der sämmtlichen Landtruppen der Republik hatte er seinen regelmäßigen Wohnsitz in Verona, wo er jedoch erst in späteren Jahren sich bleibend aufhielt, indem er früher meist in Venedig und in der Levante, theils auch auf anderen Reisen abwesend war, die er in persönlichen Angelegenheiten unternahm. Im Jahre 1720 reiste er nach Deutschland, besuchte sein Stammgut Emden bei Magdeburg, und ging hierauf nach Berlin und Wien. Eine größere Reise unternahm er sechs Jahre später nach England, wo seine Schwester Irmengard Melusina am Hofe König Georg's des Ersten in Verhältnissen lebte, deren etwan mangelhafte Seite nicht nur durch Macht und Größe, sondern auch durch Würde und Bildung glänzend überdeckt war. Sie hatte schon am Hofe zu Hannover, als Kammerfräulein der Kurfürstin Mutter, durch ihre außerordentliche Schönheit und trefflichen Verstand die heftigste Neigung des Kurfürsten erweckt, dessen entschiedene und dauernde Gunst sie zwar nicht zu seiner Gemahlin erheben gekonnt, aber nach seiner Thronbesteigung von England ihr mit anderen vornehmen Titeln den einer Herzogin von Kendal verliehen, und bei dem Kaiser Karl dem Sechsten ihre Erhebung zur Reichsfürstin von Eberstein bewirkt hatte. Im Juli 1726 traf Schulenburg bei seiner Schwester im Palaste zu Kensington ein. Der König war über seine Ankunft so sehr erfreut, daß er ihn sogleich in den Reisekleidern vor sich kommen ließ, und nach einer lebhaften Unterhaltung von zwei Stunden sofort zum Abendessen zurückbehielt. Die außerordentliche Gunst dieses Fürsten, und die Ehrenbezeigungen, welche, nach dem Willen und Beispiele des Königs, von allen Großen des Hofes, und selbst von den fremden Gesandten, ihm bei allen Gelegenheiten erwiesen wurden, machten ihn fast betreten. Er empfing von den

angesehensten Personen, die dem Könige gefällig zu sein wünschten, den ersten Besuch, unter anderen von dem französischen Gesandten, Grafen von Broglie, dessen Stolz ungern zu solcher Zuvorkommenheit sich verstehen wollte. Er musterte die Truppen, in deren Reihen er mehrere Offiziere begrüßte, welche mit ihm in den Niederlanden gedient hatten. Der König fand ungemeinen Reiz in seiner Unterhaltung; er lud ihn fast täglich zu Spazirgängen ein, die oft bis tief in die Nacht dauerten. Die langen Unterredungen, die Schulenburg mit dem Könige hatte, und das große Vertrauen, dessen er genoß, gaben Anlaß zu politischen Vermuthungen; man glaubte, der König habe durch Schulenburg den Beitritt Venedigs zu dem Bündnisse gewinnen wollen, das im Jahre vorher zu Herrnhausen zwischen Großbritannien, Frankreich und Preußen aus Eifersucht gegen die entstandene Befreundung Oesterreichs und Spaniens geschlossen worden. Doch diese Vermuthung bestätigte sich nicht; das Verhältniß der Herzogin von Kendal und Schulenburg's persönliche Eigenschaften waren hinlänglicher Grund zu der ausgezeichneten Aufnahme, die er am englischen Hofe fand. Das Anerbieten des Ingeburtrechtes, verbunden mit großbritannischen Diensten, Titeln und Würden, scheint Schulenburg beharrlich abgelehnt zu haben. Nach längerem Aufenthalte in England beurlaubte er sich bei dem Könige, der ihn höchst ungern entließ, zu seiner Rückreise. Er ging über Berlin und Wien, wo ihm ebenfalls große Ehren erwiesen wurden, nach Venedig zurück. In Berlin empfing er bei seiner damaligen Anwesenheit aus den Händen des Königs Friedrich Wilhelm's des Ersten den schwarzen Adlerorden.

Nachdem Schulenburg viele Jahre hindurch dem venetianischen Kriegswesen vorgestanden, und alle Einrichtungen und Arbeiten so weit vollendet hatte, daß einstweilen das Geschehene überall genügen mochte, um so mehr, als die Republik während der ganzen Zeit einer tiefen Friedensruhe genoß, so glaubte sein Zartgefühl die Fortdauer seines Dienstverhältnisses, dem er bei zunehmendem Alter nur abnehmende Kraft zu widmen hatte, in Frage stellen zu müssen. Als daher beim abermaligen Ablaufe des dreijährigen Ver-

trages im Herbste des Jahres 1730 die gewöhnliche Erneuerung desselben sich ungewöhnlich verzögerte, gab er sein Bedenken dem Senate schriftlich zu erkennen, und verhehlte nicht, daß, wenn auch seine Wünsche ihn nach Deutschland hinzögen, er gleichwohl aus Erkenntlichkeit für genossene Güte sich die Hände dergestalt gebunden sähe, daß ihm keineswegs freistünde zu erwählen, was er sonsten etwan, Alters und vieler anderen jetzigen und künftigen Umstände wegen, zu wünschen und zu suchen hätte, sondern entschlossen sei, sich des Senats Befehle hierin gänzlich zu unterwerfen. In derselben Zeit, wie sein Schreiben, kam in Venedig die Nachricht von einer großen Empörung an, die in Konstantinopel ausgebrochen war, und eine wichtige Staatsveränderung daselbst bewirkt hatte. Der Senat begehrte deßhalb von Schulenburg, ohne dessen persönlicher Angelegenheit nur zu erwähnen, eiligst sein schriftliches Gutachten über die zweckmäßigste Sicherstellung der venetianischen Besitzungen in der Levante, falls dieselben in Folge jenes Ereignisses gefährdet werden sollten. Schon nach zwei Tagen lieferte Schulenburg einen ausführlichen Aufsatz, der alles Erforderliche gründlich angab, und mit größtem Beifall aufgenommen wurde. Gleichwohl verzögerte sich noch immer die Erneuerung des Dienstvertrages, und Schulenburg mußte glauben, daß sein Bedenken Eingang gefunden habe, und die Republik seiner Dienste wohl entrathen dürfte. Diese Ungewißheit dauerte bis zum 25. November, nicht aber aus zweifelnder Ueberlegung, oder sonst einer Absicht, sondern aus bloßer Zufälligkeit, weil viele Mitglieder des Senats abwesend waren; denn kaum war die Sitzung wieder vollzählig, so erfolgte sogleich am genannten Tage jene Erneuerung durch einhelligen Beschluß des Senats, unter freudigster Zustimmung von ganz Venedig.

Die in früheren Jahren häufig wiederholten Dienstreisen nach den ionischen Inseln, zweimal über Rom, Neapel und Brindisi, auch über Zara und Cattaro mehrmals, öfter aber unmittelbar von Venedig zur See nach Corfu, hörten mit dem Jahre 1732 völlig auf, da auch er selber solche ferner nicht nöthig glaubte. Sein Wohnsitz wechselte dann zwischen

Verona und Venedig, befestigte sich aber zuletzt ganz an ersterem Orte. Neue Dienstanträge suchten ihn hier auch im Alter noch auf, zuerst österreichische, und später auch preußische. In Wien dachte man ernstlich daran, ihn an die Stelle des Prinzen Eugen zu berufen, dessen Geisteskräfte sichtlich abnahmen, und machte ihm die glänzendsten Anerbietungen. Allein Schulenburg, schon vierundsiebzig Jahre alt, zog jetzt vor, in venetianischen Diensten zu bleiben, und die Republik erkannte dies dankbar durch den Beschluß, fortan keinen Vertrag mehr mit dem Feldmarschall zu erneuern, sondern ihm sogleich für seine Lebensdauer die Ehren und Vortheile seines Dienstverhältnisses zuzusichern. Es gab kein Beispiel, daß ein ausländischer Feldherr so viele Jahre in dem Dienste Venedigs ausgedauert, und in einer so mürrischen Republik, wie ein früherer Schriftsteller sie nennt, die allgemeine Zufriedenheit in so hohem Grade zu erhalten gewußt. Doch ereignete sich fernerhin wenig, was seine Thätigkeit hätte in Anspruch nehmen können. Doch trat er im hohen Alter zuletzt noch einmal auf, als im Jahre 1741 die Republik, wegen der bedenklichen Aussichten nach Kaiser Karl's des Sechsten Tode, ein Beobachtungsheer von 20,000 Mann unweit Verona zusammenzog; er fand sich bei demselben ein, ohne jedoch den eigentlichen Oberbefehl zu übernehmen.

Als Voltaire die Lebensgeschichte Karl's des Zwölften neu herausgeben wollte, und seiner beredten Darstellung das Verdienst größerer Genauigkeit zu geben wünschte, wandte er deßhalb, durch Vermittelung des französischen Gesandten in Venedig, auch an Schulenburg die Bitte um mancherlei Nachrichten und Aufschlüsse, welche dieser allerdings vor anderen der Wahrheit gemäß ertheilen konnte. Schulenburg erwiederte die schmeichelhafte Zuschrift durch Uebersendung ausführlicher Denkblätter, welche sowohl die Kriegsereignisse der Jahre 1703 bis 1706, als auch andere bedeutende Vorgänge jener Zeit in französischer Sprache abhandeln. Voltaire benutzte diese Schriften, und ließ ein zweites Schreiben an Schulenburg der neuen Ausgabe jenes Geschichtbuches, als öffentliches Zeichen seiner Dankbarkeit, vordrucken. Die-

ser Briefwechsel fällt in das Jahr 1740, und es scheint, daß die Denkschriften selbst erst in dieser Zeit aus Tagebüchern und anderen Aufzeichnungen zu dem bestimmten Zwecke zusammengestellt wurden, denn sie tragen unverkennbar die Mängel des hohen Alters, obwohl die Schreibart sonst kräftig und zuweilen musterhaft ist. In der Zeitschrift für die Kriegskunst, welche von Offizieren des preußischen Generalstabs im Jahre 1817 herausgegeben wurden, sind jene Mittheilungen, soweit sie Voltaire empfangen, großentheils im Druck erschienen.

Wir haben über das spätere Leben Schulenburg's in Verona eine schätzbare Nachricht durch zwei deutsche Reisende, Anton von Geusau und einen Grafen von Reuß, die im Mai 1742 nach Verona kamen. Sie fanden Schulenburg als Befehlshaber der Beobachtungstruppen der Republik, aber freilich, sagt Geusau, nur dem Namen nach, denn schon achtzig Jahre alt, hatte er Gehör, Gesicht und Gedächtniß nur noch in geringem Grade, und statt seiner verfügte alles der Generalmajor Emo, ein venetianischer Edler, der große Fähigkeiten zu haben schien, und seit zwanzig und mehr Jahren unter Schulenburg gedient und ganz dessen Vertrauen erworben hatte. Schulenburg nahm die Landsleute freundlich auf, und sprach von seinen Verhältnissen einiges, aber nichts von seinen Thaten. Nur des Schreibens, das der Pabst an ihn erlassen, erwähnte er mit Wohlgefallen. Von seinem Recht, einen evangelischen Prediger zu halten, welches er sich ausbedungen, hatte er nie Gebrauch gemacht. In Kriegszeiten hatte er 50,000 venetianische Ducati Besoldung, reichte aber damit nicht weit, wie er sagte. Er machte den Fremden auch einen Gegenbesuch, und lud sie zum Abend in den Garten der Gräfin Gazzuola, welche gut deutsch sprach, und wohin täglich die beste Gesellschaft zu kommen pflegte, besonders aber Schulenburg.

Schulenburg starb am 14. März 1747 zu Verona im siebenundachtzigsten Jahre seines Alters, nachdem schon vier Jahre vorher das Gerücht seines Todes fälschlich ergangen war. Er war nie verheirathet gewesen, und hinterließ keine Kinder, außer einem natürlichen Sohn, den er im Jahre

1710 mit einer polnischen vornehmen Dame hatte, und den er unter dem Namen von Glasebeck in seinem Testament bedachte. Seine zahlreichen Verwandten hatten ihn, besonders in den letzten Zeiten, hart bedrängt, und fast alle von ihm die freigebigsten, reichsten Unterstützungen empfangen. Sein beträchtliches Allodialvermögen, trotz aller Schenkungen und Verluste, bei seinem Tode noch über 400,000 Thaler betragend, vererbte er auf seiner ältesten Schwester Margarethe Gertrud ältesten Sohn, Christian Günther Grafen von der Schulenburg, hannöverschen Oberjägermeisters, mit Stiftung eines Majorats und Fideikommisses.

Venedig huldigte dem Andenken des Helden, den es im Leben so hochgeehrt, nicht minder nach seinem Tode. Der Provveditor der Terrafirma, Simon Contarini, hielt ihm zu Verona ein prunkvolles Leichenbegängniß. Späterhin wurde seine Hülle nach Venedig gebracht, wo ihm die Signoria ein prächtiges Grabmal im Arsenal zu errichten beschloß.

Von Schulenburg's Person und Karakter dürfte folgende Schilderung, durch kundige Hand nach dem Anblicke seines wohlgeprägten Bildes entworfen, hier nicht ungeziemend stehen: „Ein sehr schönes Gesicht, wie man nur selten eines sieht. Man erahndet in ihm die haltungsvolle Größe und kriegerische Würde der ganzen Gestalt. Das Kostüm, wie unser großer Kurfürst; leichte und doch dichte Locken, in der Mitte der Stirn aufgekraust, so daß diese ganz zu sehen ist: eine von denen, die man durchaus schön nennen kann, und die selten vorkommt, gerade in die Höhe steigend, und nur, wenn man sie genauer untersucht, sieht man, daß sie genug rückwärts gebogen ist. Sie ist der Platz des größten, kräftigsten Nachdenkens, und nicht nur d e n sieht man vollkommen gebildet vor sich, sondern die schönsten Spuren einer solchen Arbeit selbst, und dies ist der Ausdruck des ganzen würdigschönen Gesichts. Besorgte, gütige, und doch dem Entschluß nicht wehrende, aber erwägende, nach den vollkommen schönen Schläfen hin sanft gebogene Augenbraunen; ausgearbeitete Augenwinkel, wo man wohl Scherz und die Lust daran wahrnimmt. Etwas Verachtung aller Dinge — wohlverstanden, aller — in dem sehr belebten, ebenfalls Er=

wägung und eben so Entschlossenheit andeutenden Munde, dessen Unterlippe vorstehen will, weil sie stärker ist als die obere, den aber der Wille ganz bemeistert. Ueberhaupt ist Selbstherrschaft der vorwaltende Ausdruck des länglichen, großen und großartigen Gesichts; etwas Trauer; viel Entschluß, große Ausdauer, Talent, Erwägung und Güte, eine durchaus edle, und wenn auch sinnende, doch zumeist thatkräftige Natur."

Die Feldherrngaben Schulenburg's treten in seinem Lebenslaufe deutlich genug hervor; er besaß alle Eigenschaften des Kriegers und Befehlshabers, alle unter der Herrschaft der durchdringendsten Klugheit und hellsten Besonnenheit. Er war deßhalb auch ein vorzüglicher Unterhändler, und in den verwickelten Staatsgeschäften seiner Zeit tief eingeweiht. Gleicherweise durfte er überall in Hofkreisen und hoher Gesellschaft mit Sicherheit auftreten, wiewohl er doch diese um ihrer selbst willen wenig gesucht zu haben scheint. In den mannigfach schwierigen Verhältnissen, die sich ihm während eines bewegten Lebens darboten, hat er stets eine seltene Rechtlichkeit und Treue bewährt, so daß er überall, wo er ausschied, mit Ehren wieder eintreten konnte. Gunst und Vortheil verlockten ihn nie, die Pflicht hintanzusetzen, er entsagte vielmehr jenen, so oft es das Wohl der Sache galt, der er diente, und die ihm anvertraut war. Seine Gewissenhaftigkeit in Geldsachen hat jede Probe bestanden, wiewohl er den Werth der Glücksgüter zu schätzen wußte, und ihren redlichen Gewinn keineswegs verschmähte. Im Kriege litt er keine willkürlichen Bedrückungen, keine Gewaltthaten gegen Wehrlose, und während die Soldaten ihn der Strenge anklagten, priesen Bürger und Bauern seine Milde. Er war ehrgeizig, aber nicht hoffährtig, mit seinen Nächsten immer freundlich, und gewann leicht Zutrauen und Anhänglichkeit aller Personen, mit denen er in engeren Verkehr kam. Von sinnlichen Neigungen war er nicht frei, ließ sich aber nicht von ihnen hinreißen, war im Essen und Trinken mäßig, und hielt in Handlungen und Worten auf guten Anstand.

Sein Geist war kühn und frei, und wußte über Welt und Menschen gründlich zu denken und zu urtheilen, wovon

uns manche seiner Betrachtungen und Schilderungen gutes Zeugniß geben. Doch strebte er nicht die höchsten Erkenntnisse zu erbringen, sondern begnügte sich mit den Grundwahrheiten, welche der protestantische Glauben ihm darbot, dem er von frühester Jugend anhing und bis in's Alter treu blieb, ja noch im Sterben die erquicklichsten Tröstungen verdankte.

Schulenburg war in Wissenschaften wohlbegründet, besonders in denen des Kriegsfaches, wußte mehrere Sprachen, und drückte sich vorzüglich im Französischen sowohl mündlich als schriftlich mit Leichtigkeit und Gewandtheit aus. Er war unermüdlich im Schreiben, führte einen großen Briefwechsel mit Staatsmännern, Generalen und Gelehrten, von denen er die in seiner Zeit hervorragendsten meist persönlich kannte; wir nennen unter den letztern hier nochmals Leibnitz und Voltaire, sodann den Ritter von Folard, von welchem noch eine Anzahl Briefe an ihn vorhanden sind. Die von Schulenburg selbstverfaßten Berichte über Kriegsvorgänge, Rathschläge und Entwürfe zu Unternehmungen, zeichnen sich durch Klarheit und Genauigkeit aus. Er hatte auch Denkwürdigkeiten seines Lebens zu schreiben angefangen, von denen uns, wie schon erwähnt, einige Abschnitte erhalten, andere aber verloren sind. Die Trümmer seines großen handschriftlichen Nachlasses sind nebst anderen für seine Lebensbeschreibung wichtigen Papieren glücklicherweise in die Hände seines geistkundigen und treusinnigen Verwandten, des Grafen von der Schulenburg-Klosterroda, gelangt, der daraus, und aus dem Schatze seines sonstigen reichen Wissens, das Leben und die Denkwürdigkeiten des Feldmarschalls zusammengestellt, und zu Leipzig 1834 in zwei Bänden in Druck gegeben hat. Dieses treffliche, an urkundlichen Quellen überaus reiche Werk hat unserem früher herausgekommenen Abrisse viele werthvolle Berichtigungen geliefert, und würde demselben noch manche erwünschte Ausführung gewähren können, wäre nicht unserem Zwecke der Raum hier allzu beschränkt. Es genüge daher, auf jenes Werk dankbar hinzuweisen.

Von Schulenburg's Bildsäule in Corfu und Grabmal zu Venedig ist schon gesprochen worden, auch der zu seinen

Ehren geprägten Denkmünzen ist schon Erwähnung geschehen. Sein Bildniß ist oft gemahlt worden, mehrmals von Franz Rusca aus Mailand, einem Bildnißmahler, der, wie Goethe sagt, den großen Beifall seiner Tage durch edle, freie, kühne Darstellung fürstlicher Heldenmänner zu gewinnen verstand; eines derselben hat Markus Pitteri zu Venedig sehr gut in Kupfer gestochen. Goethe's Vater, der sich um die Zeit von Schulenburg's Tod in Venedig befand, und Zeuge der dem Helden gewidmeten noch ganz frischen Verehrung war, brachte diesen Kupferstich von der Reise zurück, nebst einem anderen, der das Denkmal in Corfu vorstellte, welches letztere mir Goethe im Jahre 1825 mit den Worten zusandte: „Auch erhalten Sie eine Rolle mit dem Standbilde des Grafen Schulenburg, zu Corfu errichtet; nehmen Sie jenes früher zitirte Familienblatt geneigt auf, und bewahren es mir zum Andenken. Dem Historiker ist es gewiß interessant, daß er, durch zwei Generationen vermittelt, über ein Jahrhundert persönlich zurückgreift."

König Theodor von Corsica.

Außer dem Königreich Portugal und der Republik Venedig hat auch die Insel Corsica im vorigen Jahrhundert einen Deutschen zu sich gezogen, dessen Leben durch die fremde Schaubühne zur unerhörtesten Entwickelung gesteigert worden. Theodor von Neuhof verdient durch die ansehnliche Rolle, welche er in den Ereignissen seiner Zeit gespielt, und an welche er, zwar mehr Abentheurer als Held, doch den Muth, die Standhaftigkeit und den Geist eines Helden gewandt, in unserem Andenken nicht vergessen zu sein. Sein Leben ist in Betracht der wechselvollen Verhältnisse und unaufhörlichen Irrfahrten, denen er ausgesetzt war, nicht ohne geschichtlichen Reiz; und aus der reichen Gruppe vielfacher Abentheurer, die wir mit und nach ihm in allen Gestalten über die glänzendsten Schauplätze der europäischen großen Welt wandeln sehen, leuchtet er immer noch als einer der außerordentlichsten hervor.

Theodor Stephan Freiherr von Neuhof, aus einem altadeligen und angesehenen Geschlechte der Grafschaft Mark in Westphalen abstammend, wurde um das Jahr 1686 in Frankreich geboren. Sein Vater Anton von Neuhof hatte früher als Hauptmann in der Leibwache des Bischofs von Münster gedient, allein unbefriedigt mit diesem beschränkten Loose eine gründliche Verbesserung desselben durch die Heirath mit der Tochter eines Kaufmanns aus Viset im Hochstift

Lüttich gesucht, der durch Lieferungen im Kriege ein großes Vermögen gewonnen hatte. Die adeligen, auf dem Stammschlosse Neuhof im Hochgerichte Lüdenscheid hausenden Verwandten aber sahen durch eine solche damals noch hartbeurtheilte Mißheirath den Stolz ihres Namens mehr als durch ein wirkliches Verbrechen entehrt, und Neuhof hatte deßhalb so bittere Anfeindung und gehässige Verfolgung zu erdulden, daß er es vorzog, die Heimath zu verlassen, und sein weiteres Glück in Frankreich zu suchen. Er fand in Paris eine wohlwollende Beschützerin an der Herzogin von Orleans, welche als geborne pfälzische Prinzessin ihre deutschen Landsleute mit Vorliebe aufnahm. Ihre Fürsprache verschaffte ihm auch alsbald die Kommandantenstelle eines kleinen Forts im Gebiete von Metz, wo er fortan zufrieden lebte, und mit seiner Gattin zwei Kinder bekam, einen Sohn und eine Tochter, die sein im Jahre 1695 erfolgter Tod unmündig in der Welt zurückließ. Die Herzogin von Orleans nahm sich jedoch der beiden Kinder, die von ausgezeichneter Schönheit waren, lebhaft an, und ließ sie an ihrem Hofe auferziehen. Die Tochter, Namens Elisabeth, wurde in der Folge Hofdame der Herzogin, und traf dann eine ansehnliche Heirath mit dem Grafen von Trevoux, der von ihren liebenswürdigen Eigenschaften heftig eingenommen war. Der Sohn aber, Theodor Stephan, empfing als Page der Herzogin sogleich alle Vortheile jenes Unterrichts, der zumeist die Persönlichkeit ausbildet und in der großen Welt von überwiegendem Nutzen ist. In allen ritterlichen Uebungen zeigte er Muth und Gewandtheit, Waffen und Kriegswesen waren seine früheste Beschäftigung, während zugleich die Gewöhnung des Hoflebens den Sinn bedeutender Verhältnisse und geselliger Feinheit in ihm ausbildete. Aber auch die eigentlich geistige Entwickelung wurde nicht vernachlässigt. Er faßte eine leidenschaftliche Vorliebe für das Studium der Geschichte, und die Beispiele heldenmüthiger Unternehmungen und großer Thaten, die ihm besonders Plutarch darbot, entflammten seinen jugendlichen Ehrgeiz. Den genannten Schriftsteller soll er unaufhörlich gelesen und theilweise auswendig gelernt haben. Doch entzog ihn der Reiz leichtsinnigen Jugendlebens

in dem reichen Glanze der französischen Hauptstadt allzuleicht dieser strengeren Richtung, und er gab sich allen Zerstreuungen und Vergnügungen hin, welche in dem Wetteifer müßiger Verkehrtheit auch noch den Ehrgeiz anregen und befriedigen. Er machte sich in diesem Kreise bemerklich, und gewann durch seine Anmuth und Klugheit viele angesehene Freunde und theilnehmende Gönner. Der Prinz von Birkenfeld trug ihm eine Lieutenantstelle im Regiment Elsaß zu Straßburg an; allein Theodor mochte den Aufenthalt von Paris um einer so geringen Stelle willen nicht verlassen. Die Herzogin von Orleans verschaffte ihm eine Kompanie in baierischen Diensten, die er aber wegen Verdruß beim Spiel, wegen Schulden und anderer üblen Verwickelungen bald wieder aufgab. Der Marquis von Courcillon, Oberst eines französischen Reiterregiments, machte ihn bald darauf zum Rittmeister; sie lebten einige Jahre in vertrauter Freundschaft, und Theodor genoß alle Annehmlichkeiten eines solchen Verhältnisses, bis ein ausgebrochener Zwist dasselbe trübte, und nun auch die Dienstverbindung ihm lästig wurde, die er daher ohne Bedenken verabsäumte. Er blieb in Paris, und lebte mit ziemlichem Aufwande, wozu sein Glück im Spiel die reichlichen Mittel gab. Bald aber spielte er unglücklich, verlor mehr als er besaß, und gerieth in Verlegenheiten, welche die Fortdauer seines bisherigen Wandels in Paris unmöglich machten.

Unzufrieden mit seinen nunmehr in Frankreich beschränkten Aussichten, gedrängt von den Zerrüttungen seiner Lage, und mächtig angezogen von dem strahlenden Ruhme des kriegerischen Königs von Schweden, der selbst als wirklicher König und Held mehr noch den kühnen Abentheurer hervorzukehren schien, nahm Theodor seine Entlassung aus französischen Diensten, eilte nach dem Norden, und wurde Offizier im Heere Karl's des Zwölften. Hier zeichnete er sich bei mehreren Gelegenheiten aus, und bewies den unerschrockenen Muth, der den Beruf des Kriegers zwar begründet, aber den des Feldherrn bei weitem nicht erfüllt. Die vielfachen Erfahrungen, welche der Dienst im Felde dem Jünglinge darbot, und die rege Aufmerksamkeit, mit welcher sein

Geist die dargebotenen Gegenstände verfolgte, machten ihn bald des Kriegswesens hinreichend kundig, um überall in diesem Fache mit Ehren auftreten zu können; allein der innere Zusammenhang seiner eigensten Fähigkeiten und Neigungen zog ihn überwiegend nach einer anderen Seite hin. Dem Freiherrn von Görz, Rathgeber und Freund Karl's des Zwölften, war Theodor einigermaßen verwandt; jetzt wurde er demselben auch persönlich bekannt, und der scharfblickende Staatsmann erkannte schnell in dem jungen Offizier die vorherrschenden Talente, zu deren vortheilhaftem Gebrauche die großen Entwürfe und betriebsamen Thätigkeiten des Ministers leicht Rath wußten. Dieser seltene Mann, aus einem deutschen reichsritterschaftlichen Geschlecht entsprossen, im Staatsdienste des jungen Herzogs von Holstein angestellt, und an Schweden durch kein anderes Verhältniß, als das des persönlichen Vertrauens, gebunden, hatte in dieser Stellung die ungeheure Aufgabe übernommen, die verzweifelten Angelegenheiten Schwedens aus innerer und äußerer Zerrüttung mächtig wieder aufzurichten. Ihm waren für diesen Zweck keine anderen Mittel als die seiner Geistesanstrengung vergönnt; alles mußte er aus den erfinderischen Gedanken seines Kopfes hervorrufen. Das unbedingte Zutrauen des Königs war die erste Frucht seiner Ueberlegenheit; er wußte dasselbe in dem Augenblicke zu gewinnen, als er wegen früherer Anschläge, die er zum Besten Holsteins, aber im anscheinenden Nachtheile Schwedens, betrieben hatte, sich zu rechtfertigen kam, und dem unversöhnlich zürnenden Könige gegenüber unrettbar verloren schien. Der niedergebeugte Eigenwille des ungestümen Helden fügte aber sich der kühnen Staatsklugheit, die zum erstenmal in solcher geistesmächtigen Gestalt ihn ansprach. Görz wußte auch wirklich in kurzer Zeit durch geschickte Anordnungen die gebrochene Kraft des Reiches so weit herzustellen, daß es möglich schien, den äußeren Frieden schon unter günstigeren Bedingungen zu erlangen, als bis dahin denkbar gewesen. Diesen Frieden ehrenvoll und vortheilhaft herbeizuführen, war eine Aufgabe, zu deren Lösung die politischen Verhältnisse fast aller Staaten in gewaltige Bewegung gebracht werden mußten. Schon war die Gesinnung des

Zars Peter von Rußland vermittelst kluger Unterhandlungen zu erwünschtem Einverständnisse umgestimmt; in Wien, im Haag, in Paris standen die eifrigsten Thätigkeiten damit in entsprechendem Zusammenhange. Nun kam es noch darauf an, den König von Großbritannien, auf welchen Karls des Zwölften ganzer Haß sich geworfen, in politisches Unheil zu verstricken, und hiezu dünkte der Versuch, den Prinzen Karl Eduard, als Erben der Stuarts, dem Hause Hannover auf dem englischen Throne entgegenzusetzen, ein unfehlbares Mittel, dem die Theilnahme des Hofes von Madrid entscheidenden Nachdruck geben sollte. Hier führte die Zügel allmächtiger Ministerherrschaft der Italiäner Alberoni, ein Staatsmann, dessen gemeine Denkart gleichwohl mit großen Eigenschaften verbunden war, und auf dessen Willen und Einsicht Görz rechnen durfte. Um die beiderseitigen Entwürfe, die aus Norden und Süden solchergestalt auf ein gemeinsames Ziel zusammentrafen, in völliges Einverständniß zu bringen, fand Görz eine geheime Sendung nach Madrid nothwendig, für welche niemand geeigneter schien, als Theodor, dessen reiche persönliche Hülfsmittel in solchen Angelegenheiten schon bewährt waren; seine Fähigkeiten ließen jedes Gelingen hoffen, seine noch dunkeln und untergeordneten Verhältnisse im Fall eines Unglücks wenig Aufsehen befürchten. Theodor empfing demnach seine Beglaubigungen und Aufträge, und reiste nach Spanien. Er verschaffte sich bei dem Minister geheimes Gehör, und trug ihm seine Sachen so geschickt vor, daß Alberoni für das große Unternehmen mit neuem Eifer beseelt wurde, zugleich aber eine hohe Meinung von dem Geiste des jungen Abgesandten faßte, und demselben seine ausgezeichnete Gunst und Neigung schenkte. Mit glücklichem Erfolge seiner Sendung, die ihm sogar Beweise der Huld abseiten des Königs von Spanien selbst eintrug, kehrte Theodor nach Schweden zurück, wo Karl der Zwölfte ihn wohlzufrieden aufnahm.

Görz glaubte nunmehr, zu besserer Leitung seiner ausgebreiteten Verbindungen, sich selbst in die Mitte der angelegten Fäden versetzen zu müssen, und ging nach dem Haag, wohin Theodor ihn begleitete, jetzt völlig eingeweiht und mit-

thätig in den verwegenen Betreibungen seines Meisters. Der schwedische Gesandte in London, Graf Gyllenborg, war eines der Hauptwerkzeuge, deren sich Görz bediente, um die Anhänger des Hauses Stuart in Großbritannien aufzuregen. Theodor wurde die Mittelsperson des lebhaften und gefahrvollen Verkehrs, den Görz mit Gyllenborg unterhielt; er machte mehrmals geheime Reisen zwischen dem Haag und London, und hatte das Glück immer unentdeckt zu bleiben; die Sachen gediehen bald zu einer förmlichen Verschwörung der Jakobiten, und Theodor hatte öftere Zusammenkünfte mit den Häuptern derselben. Durch die Unvorsichtigkeit der Parthei wurde jedoch der Anschlag, bevor er zur Reife gedeihen konnte, der englischen Regierung kund, und diese versicherte sich im Februar des Jahres 1717 plötzlich der Person Gyllenborg's und aller seiner Schriften. Theodor befand sich bei diesem unvermutheten Schlage gerade in London, flüchtete aber im ersten Augenblicke und entkam nach Holland. Neue Schrecken erwarteten ihn hier. Da sich aus Gyllenborg's Papieren die unbestreitbare Theilnahme Görzens an den verrätherischen Anschlägen ergab, durch welche jener sich der gesandtschaftlichen Unverletzbarkeit verlustig gemacht hatte, Görz aber nicht einmal in öffentlicher Gesandteneigenschaft anerkannt war, so bewirkte das Ansehen der englischen Regierung bei den Generalstaaten auch dessen Verhaftung, als er sich eben durch die Flucht seinen Verfolgern entziehen wollte. Theodor wandte sich in dieser Noth zu dem spanischen Gesandten, der ihn willig aufnahm und gegen jede Nachsuchung schützte. Jene Verhaftungen machten inzwischen an allen Höfen großes Aufsehen, und es fehlte nicht an heftiger Einsprache; besonders führten Spanien und Rußland bittre Beschwerden über eine Verletzung des Völkerrechts, welche auch ihre Angelegenheiten mitbeträfe, sofern Görz gerade in Verhandlungen mit ihren Bevollmächtigten gestanden. Auch gelang endlich den dringenden Forderungen des Zars Peter, durch Vermittelung des Herzogs Regenten von Frankreich die Freilassung der Verhafteten zu bewirken. Görz ging nach Schweden zurück, um von dort aus die unterbrochenen, aber keineswegs aufgegebenen Entwürfe in

neuen Unternehmungen fortzusetzen, und Theodor begleitete ihn mit guter Zuversicht, in dem schwedischen Staatsdienste durch seine bewährte Brauchbarkeit in kurzem eine bedeutende Wirksamkeit zu erlangen.

Allein neue unerwartete Schläge zerstörten schrecklich diese Aussicht. Karl der Zwölfte wurde in Norwegen vor der Festung Friedrichshall durch verrätherische Hand erschossen, und unmittelbar darauf sein Minister und Freund in Stockholm verhaftet. Theodor sah durch Görzens Fall nicht nur jede Hoffnung plötzlich entschwunden, sondern auch sich selbst von Gefahren umringt, denen nur durch schleunige Flucht zu entrinnen war. Zu rechter Zeit wählte er diese, um nicht vielleicht das traurige Schicksal seines Gönners und Verwandten zu theilen, der bald nachher zum Tode verurtheilt und enthauptet wurde! Theodor begab sich nach Spanien, wo ihm die Gunst Alberoni's einen neuen Anhalt versprach; er fand dieselbe in vollen Maßen bewährt, und wußte sich nur immer mehr darin zu befestigen. Der allvermögende Minister verschaffte ihm eine Oberstenstelle im spanischen Kriegsdienst, und setzte ihm nebenher noch eine ansehnliche Besoldung aus. Dem neuen Günstlinge wurden von allen Seiten Auszeichnungen und Geschenke zu Theil; er galt als der sicherste Weg, um für allerlei Gesuche die Gewährung des Ministers zu erlangen. Einen neuen Gönner und Freund fand er in diesem Kreise an dem Freiherrn von Ripperda, nachherigem Herzoge und ersten Minister, der schon damals am spanischen Hofe in großem Ansehen stand. Auch dieser merkwürdige Emporkömmling, ein geborner Niederländer, vereinigte bedeutende Eigenschaften mit geringfügiger Sinnesart; als Kriegsmann, Gesandter, Fabrikunternehmer, Höfling und Staatsminister, abwechselnd in niederländischen, spanischen, und endlich sogar marokkanischen Diensten, nach Umständen Katholik, Protestant und Bekenner des Islam, war er überall, wo er auftrat, durch glänzende Persönlichkeit und gewandtes Benehmen für eine Zeitlang des vortheilhaftesten Eindrucks und des größten Erfolges gewiß, nur sichere Dauer blieb seinen Glücksloosen versagt. Er faßte für Theodor, in welchem er den Geistes- und Schicksalsverwandten leicht

erkennen mochte, eine lebhafte Zuneigung, die sich auch in der Folge durch allen Wechsel treu erhielt. Er wünschte eifrig das Glück seines Freundes zu befördern, und gab ihm in dieser Absicht den Rath, sich um die Hand der Lady Sarsfield zu bewerben, eines Frauenzimmers von vornehmer irländischer Abkunft, einer Tochter des Lords Kilmarnok und nahen Verwandten des Herzogs von Ormond; sie entbehrte zwar aller Vorzüge der Schönheit und Liebenswürdigkeit, im Gegentheil, sie war häßlich und stolz, allein als Hofdame der Königin stand sie bei dieser Fürstin in hoher Gunst, und schien ihrem Gemahl eine glänzende Beförderung zu sichern. Doch diese Heirath, zu der sich Theodor bereden ließ, entsprach nicht im geringsten den gehegten Erwartungen; vielmehr sah er sich nach einiger Zeit vom Hofe vergessen, durch Alberoni und Ripperda kaum noch gestützt, von seiner Gemahlin mit hochfahrendem Dünkel behandelt. Als noch überdies bald darauf Alberoni's plötzlicher Sturz eine Veränderung aller Verhältnisse ankündigte, fühlte er jeden Boden unter seinen Füßen gewichen; unfähig, so gehäuftes Unheil zu ertragen, so entschloß er sich rasch, und eines Tages, da seine Gemahlin mit dem Hofe nach dem Escurial gefahren war, raffte er seine Gelder und Kostbarkeiten zusammen, verließ Madrid, setzte sich in Cartagena zu Schiff und landete in einem französischen Hafen, von wo er sogleich nach Paris eilte. Seine Gemahlin blieb schwanger in Spanien zurück, und gebar späterhin einen Sohn, mit dem sie in der Folge gleichfalls nach Frankreich kam.

Ein Abentheurer anderer Art stand damals in Paris auf dem Gipfel der Gunst und des Einflusses. Der Schottländer Law hatte für seine ausgezeichneten Talente im Rechnungs- und Finanzfache lange vergebens einen Wirkungskreis gesucht; England meidend wegen eines Zweikampfes, in welchem er seinen Gegner getödtet, aus Venedig und Genua um zweideutiger Geschäfte willen vertrieben, war er endlich in Frankreich bei dem Herzog Regenten mit großen Entwürfen durchgedrungen, und an die Spitze einer Zettelbank getreten, die den ungeheuersten Aufschwung in alle Vermögensverhältnisse brachte, und ihm selbst mit der unbeschränkten

Gunst des Regenten die entschiedenste Macht im Staate verlieh. Es ist gegenwärtig anerkannt, daß Law in seinen ersten Einrichtungen von den richtigsten Grundsätzen ausging, und mit treffender Einsicht neue Mittel des Verkehrs eröffnete, die den Einzelnen wie dem Staate die größten Vortheile gewähren mußten, wenn nicht von Seiten der Regierung selbst ein verderblicher Mißbrauch mit diesen Vortheilen getrieben wurde. Law hatte nicht Stärke genug, diesen von der gewinnsüchtigen Macht ihm aufgedrungenen Mißbrauch abzuwehren, und sein in der Anlage redliches Werk steigerte sich im Fortgange zu der schwindelnden Höhe des Betrugs empor, aus welcher der Sturz in den Abgrund eines furchtbaren Bankbruches unvermeidlich war. Noch aber stand Law in allem Schimmer des Reichthums und der Macht, als Theodor mit ihm bekannt wurde. Die wahlverwandten Geister zogen auch hier sich gegenseitig an, und es entstand zwischen beiden ein vertrauliches Verhältniß, welches für Theodor sogleich ersprießlich wurde. Von der bedeutenden Geldsumme, die er aus Spanien mitgebracht, verwandte er einen Theil zur Befriedigung alter Gläubiger; mit den übrigen spielte er in den Aktien der Mississipi-Gesellschaft, welche Law gestiftet hatte. Sein anfänglicher Gewinn, vermehrt durch Law's verschwenderische Freigebigkeit, gab ihm Mittel zu glänzendem Aufwand, er lebte angesehen in der großen Welt, und machte bedeutende Bekanntschaften, die seinen thätigen Geist mannigfach in Bewegung setzten. Aber dieser täuschende Zustand sollte nicht lange dauern! Law selbst rettete in dem beschleunigten Einbruche seines Systems, durch den das ganze Königreich erschüttert wurde, kaum noch das Leben, und Theodor sah durch den Verlust seiner ganzen Habe sich plötzlich verarmt, und inmitten alles Prunks in neue Verlegenheiten gestürzt, deren Gegenstände noch kurz vorher in keinen Betracht kommen durften. Bei seinem Aufwande war er manche Summen schuldig geblieben, deren Bezahlung jetzt unmöglich fiel, aber nur um so dringender eingefordert wurde. Zu den alten, nicht ganz befriedigten Gläubigern gesellten sich neue, und Theodor fand sich ihren vereinten Angriffen und zugleich dem drückenden Mangel des

Augenblicks bloßgestellt. In dieser Bedrängniß fand er Hülfe bei seiner Schwester, der Gräfin von Trevoux, die ihn mit zärtlicher Liebe aufnahm, und mit beträchtlichen Summen unterstützte. Zugleich benutzte sie ihre genaue Verbindung mit dem schwedischen Gesandten Grafen de la Mark, um auch diesen für den Bruder in Thätigkeit zu setzen. Es gelang den vereinten Bemühungen, einen Beschluß des Parlaments zu erwirken, durch welchen die Gläubiger in ihrem Verfahren gegen Theodor gehemmt wurden; doch kaum war dies geschehen, so verhalf derselbe Graf de la Mark, der plötzlich von Eifersucht entzündet in Theodor einen Nebenbuhler zu sehen wähnte, den Gläubigern durch seinen Einfluß zu einem versiegelten Verhaftbriefe, gegen welchen der Beschluß des Parlaments ohne Wirkung blieb. In Gefahr seine Freiheit zu verlieren, und begierig neue Glückswege aufzusuchen, hatte Theodor keine andere Wahl, als Frankreich zum zweitenmale zu verlassen. Die Art, wie die Herzogin von Orleans in ihren Briefen den bisherigen Lebenslauf ihres ehemaligen Pagen als eine enge Kette von Schelmereien und bösen Streichen zusammenzieht, mit Auslassung der wichtigeren Verhältnisse und Entstellung der vertraulichen, — mag man in den Briefen dieser klugen, aber grundprosaischen und alles nur von der schlechtesten Seite, daher oft ganz falsch, auffassenden Frau nachlesen.

Ohne festen Plan und sicheres Ziel durchirrte er hierauf mehrere Länder. Der Unstern, welcher ihn bisher verfolgt, und aus allen Verhältnissen, die ihm eine dauernde Lebensrichtung geben konnten, in Sturm und Zerstörung vertrieben hatte, schien ihm ein Recht zu verleihen, sein Heil und Fortkommen mehr dem Ungefähr zu überlassen, als an ein überlegtes Vorhaben zu knüpfen. Er begab sich zuerst nach England, dann nach Holland, von wo er eine Reise nach der Levante gemacht haben soll, man weiß nicht mit was für Mitteln noch in welcher Absicht. Vielleicht versuchte er eine Handelsunternehmung, denn in Amsterdam hatte er von portugiesischen Juden ansehnliche Geldsummen erlangt, und seinem regen Kopfe blieb kein Gebiet gewinnreicher Thätigkeit verschlossen. Ohne zuverlässige Einkünfte wußte er fast

immer in großem Aufwande zu leben, und wenn einige Hülfsquellen versiegten, andere zu eröffnen. Unerschöpflich war sein Talent im Schuldenmachen, überall flößte er Theilnahme und Vertrauen ein; sein Geist erfand unaufhörlich neue Gebilde und Aussichten, die er einleuchtend vorzustellen wußte; in seiner ganzen Persönlichkeit lag ein Zauber, der die Menschen zu seinen Gunsten bestach; man glaubte alles von ihm erwarten zu können, und eher das Glück beschuldigen zu müssen, als ihn selbst, wenn irgend eine seiner Zusagen nicht eintraf. In der wechselnden Bewegung, seinen alten Gläubigern auszuweichen und neue zu finden, vergingen mehrere Jahre. Er zeigte sich verschiedentlich in Paris, in Lissabon, darauf an mehreren Orten Italiens. Ihn müssen jedoch auf seinen Irrfahrten außer jenen Verwickelungen auch angesehene Verhältnisse berührt, und ihm das Gebiet der höheren Staatsgeschäfte neu eröffnet haben, denn er stand im Begriff, ein Regiment für den Kaiserlichen Dienst in Italien zu errichten, und im Jahre 1732 sehen wir ihn unvermuthet zu Florenz in der Eigenschaft eines Residenten Kaiser Karls des Sechsten auftreten. Hier mußten für ihn in den damaligen Ereignissen vor anderen die Angelegenheiten von Corsica der Gegenstand ernstlicher Aufmerksamkeit und Beschäftigung werden. Diese Angelegenheiten erfordern, ehe wir weiter gehen, einige Erläuterung.

Corsica, nach Sicilien und Sardinien die größte der zu Italien gerechneten Inseln, hat auf 178 Geviertmeilen ungefähr 200,000 Einwohner, Nachkommen verschiedenartiger Bevölkerungen, die sich hier im Wechsel der Zeiten gemischt. Außer den europäischen Ankömmlingen, die sich auf der Insel festgesetzt, hatten auch die Sarazenen ihre Herrschaft hieher ausgedehnt, und in einer Reihe afrikanischer Könige behauptet. Die Einmischung dieses wilden Blutes hat sich bei den Corsen in manchen Zügen bemerkbar erhalten. Sie vereinigen überdies den Karakter der Inselbewohner mit dem der Bergvölker, das selbstische Gefühl der Sonderung und Eigenart mit dem freien Sinne kraftwirkender Natur. Die Insel ist zwar im Ganzen fruchtbar, in manchen Gegenden wohlbebaut, und reich an südlichen Erzeugnissen, aber hohe Berge,

mit immerwährendem Schnee bedeckt, erheben sich im Innern; ein rauher Rücken durchzieht die ganze Länge von Norden nach Süden, ein anderer scheidet von Nordwesten nach Südosten zwei ungleiche Theile, zwischen welchen nur wenige Verbindungen offen sind; den Zugang wehren tiefe Wälder und wilde Felsschluchten. Diese Beschaffenheit des Erdbodens macht die Kriegsführung in diesem Lande sehr beschwerlich, nährt den Geist der Unabhängigkeit bei den Bewohnern, und bietet alle Hülfsmittel zur Vertheidigung. Die Corsen galten immer für wild, hartnäckig, grausam und gewaltthätig, aber auch für tapfer, gastfrei, mäßig und enthaltsam. Ihr unbändiger Trotz war schon den Römern bekannt, die deßhalb keine Corsen zu Sklaven haben mochten, welchen Vorwurf aber Napoleon mit Recht seinen Landsleuten vielmehr zum Lobe rechnet. Ihre guten Geistesanlagen bildeten sie ehemals wenig aus, dagegen standen sie von jeher als tapfere Krieger in gutem Rufe. Rachsüchtig bis zur furchtbarsten Ausartung, übten sie Blutrache bis in das siebente Glied, und dadurch in zahllose tödtliche Feindschaften zerrissen, erschlugen sie sich untereinander, wenn nicht größerer Haß gegen fremde Unterdrückung sie in leidenschaftlicher Vaterlandsliebe zusammenhielt. Dieser Haß traf am heftigsten die Genueser, welche seit alten Zeiten die Herrschaft über die Insel ansprachen, mit den Waffen durchsetzten, und dann mit barbarischer Unterdrückung ausübten.

In der That war der Zustand der Corsen unter den Genuesern höchst bedauernswürdig. Sie sollten elende Sklaven sein, und wurden demgemäß behandelt. Die Stellung des Adels in Corsica war vernichtet, jedes Lehnsverhältniß aufgehoben, selbst die Titel sollten nicht fortdauern, nur damit in der schrecklichen Gleichheit des Elends und der Knechtschaft keine Ausnahme bliebe! Jedes Verhältniß auf der Insel war einzig für den Vortheil der Gebieter eingerichtet. Die Erzeugnisse des Bodens durfte der Landmann weder verkaufen, noch selbst in der Insel mit anderen austauschen, er mußte sie ungenützt verderben sehen, oder sie zu niedrigstem Preis einem Genueser überlassen, der dann mit übermäßigem Vortheile sie vielleicht dem Nachbar verkaufte.

Kein Corse war fähig, irgend ein Amt zu bekleiden, einer Gemeinde oder einem öffentlichen Geschäfte vorzustehen. Statt gesetzlicher Verwaltung schaltete rücksichtslose Willkühr genuesischer Staatsdiener, die in ihren Erpressungen und Grausamkeiten durch nichts gezügelt waren; sie konnten nach Gutdünken zum Tode verurtheilen, ohne irgend eine Rechenschaft. Die Abwesenheit aller Rechtspflege gab der Selbsthülfe das freieste Feld, in manchen Jahren stieg die Zahl der Ermordungen in der kleinen Völkerschaft nahe an tausend, und die schändliche Habsucht der Genueser besteuerte das Verbrechen, statt ihm zu wehren; der öffentliche Schatz in Genua rechnete auf den Ertrag der Gnadenbriefe, die für begangenen Meuchelmord verkauft wurden, oft schon im voraus für zukünftigen! Wie in Elend, so auch in Unwissenheit mußten die Corsen schmachten; jede Bildung wurde gehemmt, keine Anstalt des Fleißes und Unterrichts geduldet; vergebens flehten die Unglücklichen ihre Herren um Schulen wie um Gesetze an, und es ist rührend, wie in der Aufzählung ihrer Forderungen und Wünsche dieses geistige Bedürfniß immer ausdrücklich erwähnt wird. Solch schmachvoller Druck hatte endlich nach vielen Jahren dumpfer Erbitterung die Verzweifelten zu den Waffen getrieben. Im Jahre 1729 war ein Aufstand ausgebrochen, der für die Genueser bald gefährlich wurde; es kam zum förmlichen Kriege, und die Corsen fochten unter ihrem kühnen Anführer Pompiliani mit solchem Heldenmuthe, daß den Genuesern nur noch der Besitz der Hauptstädte Bastia und Ajaccio und einiger anderen Punkte an der Küste verblieb, das Innere der Insel aber sich unabhängig behauptete. Mehrere Versuche, die Empörung durch Friedensvorschläge beizulegen, scheiterten an der Treulosigkeit der Genueser selbst, welche keinen Vertrag hielten, sobald sie im Vortheile zu sein glaubten, und keinen Verrath scheuten, um dahin zu gelangen. Inzwischen fühlte die Republik sich bald zu schwach, durch eigene Kriegsmacht allein das tapfere Inselvolk, dem überdies die Höfe von Versailles und Madrid fast offene Unterstützung gewährten, wieder zum Gehorsam zu bringen; sie rief den Beistand des deutschen Kaisers an, und dieser als Bundesgenosse konnte

nicht umhin, aus Mailand eine Anzahl Truppen unter dem General von Wachtendonck nach Genua vorrücken zu lassen, welche nach Corsica übergesetzt dort unter wechselnden Ereignissen kämpften; ihnen folgte bald eine größere Macht unter dem Prinzen Ludwig von Würtemberg, gegen welche jeder Widerstand der Corsen unzureichend werden mußte. Doch wollte der Kaiser diese Dazwischenkunft seiner Waffen nicht sowohl zur unbedingten Unterwerfung der Corsen unter die Willkürherrschaft der wuth- und rachentflammten Genueser, deren grausames und treuloses Verfahren ihn selbst mit Unwillen erfüllte, als vielmehr zur angemessenen Beilegung des Krieges durch gesicherte Verträge bewilligt haben, und der Prinz von Würtemberg war hauptsächlich dahin angewiesen, eine billige Uebereinkunft, welche die beiderseitigen Rechte festsetzte, zu Stande zu bringen. Nach einigen für die Corsen nachtheiligen Gefechten, wurden wirklich Unterhandlungen angeknüpft, zum großen Mißvergnügen der Genueser, welche den Empörern keinerlei Rechte zugestehen wollten. Die Corsen dagegen verweigerten nicht, die Oberherrschaft der Republik anzuerkennen, aber sie verlangten ehrenvolle Bedingungen und billige Zugeständnisse unter kaiserlicher Gewährleistung.

Der Prinz fand die Forderungen der Corsen, unter welchen die wegen Einrichtung zweckmäßiger Schulen wiederum nicht vergessen war, in allen Stücken wohlbegründet. Durch seine Vermittelung kam der Entwurf eines Vertrages zu Stande, der zur Genehmigung des Kaisers nach Wien gesandt wurde. Darin war eine völlige Amnestie für das Geschehene, die Abschaffung einiger drückenden Lasten, die Aufnahme eines Theils der corsischen Adeligen in die Vorrechte der genuesischen, die Anstellung eines corsischen Oratore in Genua zur Vertretung corsischer Rechte, die Verbesserung des Kirchenwesens und die Errichtung von Schulen, und manches andere von dieser Art festgesetzt, dessen Bewilligung für die Genueser keinen Nachtheil hatte, wenn ihrem verkehrten Sinne nicht schon die Wohlfahrt ihrer Unterthanen dafür gegolten hätte! Sie wollten unbedingte Unterwerfung ohne allen Vertrag, und um die Sachen abzubrechen, bevor sie zum Abschlusse

kämen, wählten sie das kürzeste Mittel. Ihre Abgeordneten zu Corte, der innern Hauptstadt des Landes, wo die Verhandlungen unter der Aufsicht des Prinzen von beiderseitigen Bevollmächtigten geführt wurden, traten unvermuthet mit dem aus Genua empfangenen Befehle hervor, vier der angesehensten corsischen Abgeordneten, unter dem Vorwande, daß sie neue Unruhen zu stiften suchten, zu verhaften und nach Genua zu führen. Die Verhafteten wurden darauf nach Savona gebracht, wo sie aber Gelegenheit fanden, für die Sache der Corsen noch immer fortzuwirken. Einer von ihnen, Raffaelli, unterhielt Verbindungen mit einem corsischen Mönche zu Genua, der mit Theodor in nahes Verhältniß kam. Der Prinz hatte diesen corsischen Häuptern, die im Vertrauen auf seine Einladung nach Corte gekommen waren, bisher alle Hochachtung und Zuneigung bewiesen; überhaupt hatte der Anblick des wirklichen Zustandes der Dinge ihn mit Theilnahme für die Corsen erfüllt. Gleichwohl vermochte er diese Verhaftung, da die Genueser im Vollgebrauch ihrer obrigkeitlichen Rechte zu handeln behaupteten, nicht zu verhindern, wie laut er auch seine Mißbilligung aussprach. Andere Verhaftungen geschahen gleichzeitig mit dieser; die Corsen, ihrer Anführer beraubt, zum Theil schon entwaffnet, schienen keines Widerstandes mehr fähig, und Genua sah unbesorgt den Prinzen bald nachher mit den meisten deutschen Truppen aus Corsica heimkehren. Die Republik zog sich aber durch den verübten Gewaltstreich allgemeinen Haß und bittern Tadel zu. Der französische Hof erklärte seine Meinung in sehr starken Ausdrücken; der genuesische Gesandte Doria mußte es hinnehmen, daß ihm gesagt wurde, wie man zwar für seine Person alle Achtung, für die genuesische Regierung aber sehr wenig hegen könnte, da sie sich durch ihr jetziges Benehmen derselben nicht würdig bezeigte. Die Genueser hofften indeß, durch ihre emsigen Bemühungen am Hofe zu Wien die Mißbilligung des Kaisers abzuwenden, oder doch zu mildern.

In dieser Lage der Dinge beginnt Theodor für die corsischen Angelegenheiten thätig aufzutreten, und ihnen eine Theilnahme zu widmen, welche fortan sein ganzes Leben

erfüllen, und alles Glück und Unglück desselben bedingen sollte. In Florenz und Livorno, wo er als Resident des Kaisers abwechselnd sich aufhielt, hatte er Gelegenheit, viele Corsen, und unter ihnen die bedeutendsten Häupter, persönlich kennen zu lernen, die sich mit ihm häufig von den Verhältnissen ihres Vaterlandes unterhielten. Der lebhafte Antheil, den er ihnen bezeigte, wurde von ihnen eifrig erwiedert; die bedeutenden Gesichtspunkte, die er für sie aufstellte, die entschlossenen Rathschläge, die er ertheilte, erwarben ihm unter ihnen ein hohes Ansehen; seine freigebige Großmuth verpflichtete ihm ihre Dankbarkeit. Seine Bemühungen bei dem Prinzen von Würtemberg, seine fortgesetzten Berichte, und die thätigen Verwendungen, die er nach allen Seiten in Bewegung setzte, trugen wesentlich zu der günstigeren Gesinnung bei, welche sich bei der Vermittelung des Vertrages, der das künftige Verhältniß zu Genua festsetzen sollte, für die Corsen wirksam zeigten. Als die Genueser jene gehässige Verhaftung ausgeführt hatten, und die Corsen, jetzt häufiger die Insel verlassend, ihren entrüsteten Schmerz dem bewährten Freunde zu klagen kamen, begnügte er sich nicht, an ihrem Unwillen müssig Theil zu nehmen, sondern gab ihnen das kühne Versprechen, den Gefangenen die Freiheit zu verschaffen. Dies war jedoch so leicht nicht zu bewirken; der Hof von Wien, obgleich den Genuesern zürnend, hielt seine Entscheidung noch zurück, und die Genueser versäumten kein Mittel, dieselbe zu ihren Gunsten zu wenden. Theodor hatte in Kaiserlichen Aufträgen mit der Republik über diese Angelegenheit zu verhandeln, und konnte daher aus seiner Stellung mit sachkundigem Ueberblick ermessen, wie das Innere der Verhältnisse stand, und welche Entwickelung sie zuließen. Ungewiß, ob einzig als Theodors Werk, aber gewiß nicht ohne seinen Antheil, erfolgte bald nach seinem ertheilten Versprechen eine glückliche Aenderung in dem Benehmen des Kaiserlichen Hofes. Ausgemacht ist, daß dem Prinzen Eugen von Savoyen durch einen Corsen die gehässigen Kunstgriffe der Genueser in Wien zuerst enthüllt wurden, und die edle Entrüstung des vielvermögenden Feldherrn den Kaiser, der seine wohlwollenden Absichten getäuscht und das Ansehen

seines Namens beleidigt sah, plötzlich zu starken Schritten gegen die Republik entschied. Der Kaiser drohte ihr mit feindlicher Truppenüberziehung, wenn nicht die gefangenen Corsen freigelassen, und der unter seiner Gewähr errichtete Vertrag in Corsica vollzogen würde; worauf die Genueser bestürzt in beides willigten.

Durch diesen Erfolg, den die Corsen kaum zu hoffen gewagt, stieg Theodors Ansehen unter ihnen nur um so höher. Seine Zusage war erfüllt, sein vermögender Einfluß durch die That bezeugt, man verehrte ihn als einen Wohlthäter und Beschützer. Wenn gegründet wäre, was später behauptet worden, daß sein Verdienst bei diesem Vorgange lediglich in der Einbildung bestanden, die er den Corsen über seinen Antheil an jenem Erfolge vorzuspiegeln gewußt, so würde wenigstens der Ruhm seiner Geschicklichkeit dabei nichts verlieren; denn die Wirklichkeit dürfte hier kaum schwieriger hervorzubringen gewesen sein, als der Anschein, durch welchen die verschiedenartigsten, scharfsinnigsten und verhältnißkundigsten Männer dauernd getäuscht bleiben sollten! Genug, die Corsen zweifelten nicht an Theodors entschiedener Einwirkung, und wandten dafür ihm vorzugsweise ihr Vertrauen und ihre Dankbarkeit zu, deren Ausdruck durch Abgeordnete des Volks aus Corsica ihm eigends nach Florenz überbracht wurde. Bei den fortgesetzten Zusammenkünften und Berathungen, welche die corsischen Eiferer mit ihm hatten, wußte er die Gemüther stets inniger zu fesseln, und ihre Einbildungskraft stärker in Flug zu setzen. Die Ueberlegenheit seines Geistes gebot ihnen Ehrfurcht, sie staunten seine kühnen Gedanken an, und hielten ihn jeder großen Unternehmung fähig. Vielfach und andauernd muß eine solche Meinung durchgearbeitet und bestätigt worden sein, um die Möglichkeit eines Antrages zuzulassen, der unter allen Umständen bei seinem Vortreten eine ungeheure Kluft aufdringlichen Einspruches schon übersprungen haben muß! Der nähere Hergang, über welchen andere Nachrichten schweigen, wird von Theodors Sohne Friedrich, in seiner Denkschrift zur Geschichte von Corsica, folgendergestalt erzählt.

In einer Unterredung mit den erwähnten Abgeordneten

begann Theodor die corsischen Angelegenheiten mit ernstem Nachdruck gründlich vorzunehmen. Der Frieden, stellte er ihnen vor, den Genua eingegangen, verdiene diesen Namen nicht, und sei bloß eine Täuschung. Die Genueser würden ihre Gesinnung gegen Corsica nie verändern, und begierig jeden Anlaß ergreifen, um sich für den augenblicklichen Zwang, der ihnen auferlegt worden, zu rächen. Ihre Geschichte zeige nur eine ununterbrochene Folge von Unheil, Raubgier, Mord und Verrath, und auf diese Unterlagen allein gründe sich ihr Ruhm und Stolz. Durch lange Gewöhnung im Bösen verhärtet, und durch freie Wahl nur stets auf's neue darin bestärkt, seien sie unfähig geworden, die Stimme der Menschheit zu vernehmen. Die Corsen insbesondere hätten tausend Beispiele ihrer treulosen Arglist, ihres meineidigen Verraths erfahren. Die Kaiserliche Gewährleistung könne unter nichtigen Vorwänden, an welchen es nie fehle, umgangen werden, und die alte Unterdrückung ungestraft wieder emporsteigen. Daher würden sie wohlthun, ihre Angelegenheiten ernstlich zu erwägen, und, durch die Vergangenheit gewarnt, mit Vorsicht ihrer Zukunft wahrzunehmen. Er führte ihnen zu Gemüthe, welch schönes und glückliches Land ihre Insel sein könnte, wenn sie nicht mehr, wie bisher, eine Beute habsüchtiger Fremden, sondern unabhängig von diesen, in freiem eigenen Bestehen sich selbst angehörte. Er schloß damit, nur in einer völligen Umänderung all ihrer Verhältnisse, in der gänzlichen Lossagung von Genua, und in der Annahme einer bestimmten Staatsform dürften sie ihr dauerndes Heil erwarten; es stünde nun bei ihnen, ob sie lieber einen Freistaat errichten, oder einen König wählen wollten, zu einem von beiden aber müßten sie sich entschließen. Die Corsen erwiederten hierauf mit Seufzen und Wehklagen, daß sie ihren Zustand vollkommen einsähen, und wohl wüßten, was ihnen von den Genuesern bevorstünde. Auch seien sie fest entschlossen, das verhaßte Joch abzuschütteln, und ihre Freiheit mit den Waffen in der Hand zu behaupten; aber ihnen fehle ein Oberhaupt, dessen persönliches Ansehen die Corsen zu Ehrfurcht und Gehorsam vereinigte, und dessen kriegerische Tüchtigkeit die

Genueser von der Insel vertriebe, welches beides bisher noch niemals gelungen, und deßhalb alle ihre Anstrengung vergeblich gewesen sei. Sie gingen hierauf weiter, und bekannten, daß sie die Augen auf ihn geworfen hätten, als den Nächsten und Fähigsten, ihr Anführer und Befreier zu sein; er möchte daher sich an ihre Spitze stellen, und zum Lohne des glücklichen Erfolgs die Krone auf sein Haupt nehmen! Das außerordentliche Anerbieten kam Theodorn vielleicht nicht unerwartet; ein Abentheuer, dem eine Krone zum Preise gestellt war, mußte sein Ehrgeiz mit unwiderstehlichem Zauber hinreißen: doch zögerte er, sich entscheidend zu erklären. Erst nach einigen Tagen, als die Corsen nicht aufhörten, ihn bittend zu bestürmen, und ihm die Versicherung gaben, daß ihr Unternehmen den allgemeinen Beifall ihrer Landsleute haben würde, ergab er sich in ihren Antrag, an den freilich zunächst nur Gefahren und Hindernisse geknüpft erschienen. Auch kamen die nun Verbündeten bald überein, daß für das Gelingen ihres Werkes der Beistand einer auswärtigen Macht unentbehrlich sei, nicht allein wegen der Feinde, die sie würden bekämpfen müssen, sondern auch wegen der Corsen selbst, damit ihr Oberhaupt, außer der Macht und dem Ansehen, welche der Volkswillen ihm leihen würde, auch durch eigengehörige Stärke desto überlegener Ehrfurcht und Vertrauen einflößte. Diesen Beistand versprach Theodor mit Zuversicht, und er schmeichelte sich, in den Verwickelungen der europäischen Staatshändel die Mittel zu finden, den Eifer irgend eines Hofes in den corsischen Angelegenheiten für seine Absicht thatkräftig zu betheiligen. Seine Kenntniß so mancher Verhältnisse und Menschen, und seine Geschicklichkeit in ränkevollen Anschlägen mußten vor allen ihm diese Aufgabe erleichtern.

Nachdem Theodor mit dem Kanonikus Orticoni und dem Grafen Rivarola, beide Agenten für Corsica in Livorno und Florenz, und beide Haupttriebfedern der neuen Sache, das ganze Verhältniß in weiteren Verabredungen befestigt, ihnen seine vorhabenden Schritte mitgetheilt, und sie zu gleichmäßiger Thätigkeit und ausdauerndem Eifer ermahnt, stand er nicht länger an, und betrat die beschwerliche Laufbahn, an

deren Ziel ein Thron ihn erwartete. Im Gegensatze eines so stolzen Ziels war der Anfang demüthig und dürftig genug. Der künftige König mußte vor allem eine Anleihe machen; dazu war zu allen Zeiten Noth und Rath, der jüdische Wechsler Jabach in Livorno übernahm die Sache; demüthigend war nur die Geringheit der Summe, welche nicht über einige tausend Lire stieg. Was aus Theodors Residentenstelle geworden, wird nicht erwähnt, das ganze Verhältniß scheint nur von schwankender Art gewesen zu sein. Mit jenen geringen Mitteln, durch die Zuschüsse einiger Corsen nur wenig erhöht, begab er sich auf die Reise. In Rom, wo er bedeutende Verbindungen hatte, und bei den angesehensten Personen in großer Achtung stand, aber doch genöthigt war geringe Summen im Stillen aufzunehmen, und dabei sich mancher unwürdigen Hülfsmittel bediente, versuchte er zuerst den Gedanken anzuregen, daß Corsica ein unabhängiger Staat würde, wobei sich mancherlei die römische Kirche Ansprechendes, — als welche schon in früherer Zeit die Oberherrlichkeit von Corsica gehabt, — in's Spiel setzen ließ. Allein er fand diesen Boden nicht günstig, und eben so wenig den der anderen Regierungen von Italien, obgleich manche Gesinnungen insgeheim den Genuesern entgegenwirkten, und andere bald gegen Frankreich, bald gegen den Kaiser neue Verwickelungen gewünscht hätten. Die Gefahr, seine Entwürfe durch allzu vollständige Mittheilung voreilig Preis zu geben, vermehrte die Schwierigkeit in Theodors Unterhandlungen; sein Geheimniß blieb jedoch, obgleich er nach einander die Höfe von Wien, Versailles und Madrid anging, und nirgends die Gelegenheit günstig fand, völlig bewahrt. Nachdem er eine Zeitlang diese vergeblichen Versuche fortgesetzt, mußte er wohl einsehen, daß bei keinem der europäischen Fürsten unter den waltenden Umständen für Corsica öffentlicher Schutz und Anhalt zu hoffen sei. Diese Widerwärtigkeit schlug indeß seinen Muth nicht nieder, der im Gegentheil durch Hindernisse nur noch mehr befeuert wurde. Im sechszehnten Jahrhundert hatte Sampiero, ein berühmter corsischer Anführer, in ähnlicher Bedrängniß den Beistand der ottomanischen Pforte mit gutem Erfolge angerufen, und

den Corsen war diese Gemeinschaft mit den Ungläubigen nicht anstößig erschienen. Diesem Beispiele beschloß nun Theodor zu folgen, und seinem Sinne widersprach nicht, daß Bemühungen, die in Rom angefangen, in Konstantinopel enden sollten! Er schiffte sich nach der Levante ein, und gelangte glücklich nach Rodosto, einem Hafen am Meer von Marmora.

Schon früher hatte Theodor auf seinen Reisen den Fürsten von Siebenbürgen Franz Rakoczy kennen gelernt, einen Mann von kühnem Geist und bedeutenden Schicksalen. Im Aufstande gegen den Kaiser Leopold den Ersten war er zu solcher Macht emporgestiegen, daß er das Königreich Ungarn von der österreichischen Herrschaft abzureißen drohte, und nach glänzenden Waffenerfolgen an der Spitze von 100,000 Mann schon gegen Wien anrückte. Wechsel der Umstände und Wandel des Kriegsglücks aber vernichteten seine Macht eben so schnell wieder, als sie entstanden war. Nach vergeblichen Bemühungen, Rußland und Polen für seine Sache gegen Oesterreich zu bewaffnen, beschloß er sein Vaterland auf immer zu meiden, obgleich die Amnestie, welche der Kaiser Joseph der Erste in dem Friedensvertrage mit den ungarischen Ständen bewilligt hatte, ihm die Rückkehr freistellte, und Besitzungen und Würden sicherte. Nachdem er eine Zeitlang in Frankreich gelebt, wo er als ein ehemaliger Bundesgenosse sehr ausgezeichnet wurde, aber für seine Zwecke nichts mehr zu hoffen sah, hatte er sich endlich in die Türkei zurückgezogen, wo ihm noch die meiste Aussicht zu Befriedigung seines unauslöschlichen Hasses offen schien. Hier suchte ihn Theodor auf, um ihn über seine Anschläge zu Rathe zu ziehen, und fand ihn in großem Ansehen, von der Pforte hochgeehrt, aber im Ueberdrusse der Unthätigkeit, und voll Begier jeder neuen Unternehmung beizutreten. Rakoczy war bald entflammt von den unerwarteten Mittheilungen seines Freundes, und eilte denselben mit einem Manne bekannt zu machen, der durch unternehmenden Geist, abentheuerliche Schicksale und jetziges Verhältniß wohl befähigt war, bei den vorhabenden Angelegenheiten zu jenen beiden der dritte zu sein.

Dieser war Achmet-Pascha, ehemals Graf von Bonneval, ein Franzose von vornehmer Herkunft, der mit glänzendem Kriegsmuthe den leidenschaftlichsten Leichtsinn verband, zuerst wegen übler Händel aus französischem Dienst entwichen, dann aus dem österreichischen Heere, nachdem er als General der Infanterie und Hofkriegsrath in großem Ansehen gestanden, wegen Ungehorsam schmachvoll entlassen worden, und endlich nach Konstantinopel hingerathen war, wo er den muhamedanischen Glauben angenommen, und von dem Großherrn hohe Würden und große Reichthümer empfangen hatte. An leidenschaftlichem Hasse gegen Oesterreich wetteiferte er mit Rakoczy; beide verzehrten sich in heißer Ungeduld, den Tag der Rache noch immer nicht erscheinen zu sehen, und setzten alle Triebfedern in Bewegung, um die Pforte zum Kriege gegen Oesterreich aufzureizen. Als dieser in der Folge wirklich ausbrach, zeigte sich Bonneval in der That als ein furchtbarer Feind. Jetzt aber schwankten die Verhältnisse noch unentschieden, der Krieg gegen Rußland gab keine Befriedigung, und Theodor's nähere Eröffnungen wurden daher um so begieriger aufgefaßt. Dieser erkannte sehr bald, mit was für Männern er zu thun habe, und daß ihre kräftige Mitwirkung nur solchen Entwürfen gegönnt sein würde, die ihren heftigen Durst nach Rache zu befriedigen versprächen. An diese herrschende Leidenschaft, diese dargebotene Schwäche, mußte er seine Plane, wenn sie gelingen sollten, anknüpfen, nach diesem Zwecke seinen Vortrag einrichten. Seine Gewandtheit im Leben, seine einnehmende Art des Umgangs, und die Leichtigkeit seine Absichten mit fremden Vorstellungen und Neigungen zu verknüpfen, verschafften ihm hier, wie in allen ähnlichen Gelegenheiten, den entschiedensten Einfluß; seine Beredsamkeit wußte durch überraschende Wendungen in Erstaunen zu setzen, das Unwahrscheinlichste glaublich darzustellen. Er bemühte sich die Rachsucht der beiden Freunde nur noch heftiger anzufachen, indem er ihnen die Ursachen dazu wiederholt hervorhob. Der Plan, welchen er dann mittheilte, ging auf nichts geringeres hinaus, als das Haus Oesterreich völlig zu Grunde zu richten. Die Türken, sagte er, müßten zuvörderst ganz Italien erobern. Die Ausfüh-

rung durfte nach seiner Meinung gar nicht schwierig sein. Auf Corsica, dessen Besitz ihm durch türkische Hülfe gleich zuerst zu sichern wäre, würden die Truppen von Algier und Tunis ihren Sammelplatz haben, von wo sie leicht und ohne Gefahr auf den Küsten von Genua und Toscana landen könnten, während andere Truppen von Tripolis nach Calabrien übersetzten, und aus Albanien die Türken selbst in die Mark Ancona einfielen. Das Gelingen dieses dreifachen Angriffs war ihm augenscheinlich, man durfte gar nicht zweifeln. Hierauf ging er weiter! Durch die Eroberung von Italien, die schnell vollbracht sein mußte, bahnte sich das türkische Heer durch Friaul und Steiermark einen Weg in das Herz der österreichischen Länder. Mittlerweile drang ein zweites Heer, unter Rakoczy's Anführung, durch Ungarn vor, und beide konnten zu gleicher Zeit vor Wien stehen, dessen Fall dann unvermeidlich war. An Kühnheit fehlte es diesem Plane nicht; er beschäftigte die schon gewonnene Einbildungskraft; die Hindernisse, auf die man bei der Ausführung stoßen mußte, blieben in Schatten gestellt, die Täuschungen der Eitelkeit behielten freien Spielraum. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Theodor mit einem solchen Entwurfe es jemals ernst gemeint, daß er die Ausführung für möglich gehalten, oder gar gewünscht habe; ihm konnte genügen, wenn nur die ersten Schritte versucht wurden, mit denen sein Ziel alsbald erreicht war. Wer übrigens durfte den Plan für ausschweifend und thöricht halten, da selbst Feldherren, wie Rakoczy und Bonneval, welche die genaue Kenntniß jener Kriegsverhältnisse in eigner Erfahrung erprobt hatten, ihn billigten und anempfahlen?

Auch ging die Pforte, auf Bonneval's Betrieb, wohlgeneigt in Theodor's Absichten ein. Ihm wurden ansehnliche Geldsummen und hinlängliche Truppenhülfe zugesichert. Da jedoch die Sachen in Konstantinopel, wo Geschäfte und Anordnungen sich drängten, leichter befohlen, als vollzogen wurden, so ließ Theodor durch seine Freunde einen Befehl des Großherrn an den Bei von Tunis auswirken, das auf Corsica gerichtete Unternehmen von diesem nähergelegenen Punkte mit allen Hülfsmitteln zu fördern. Die Pforte nahm

die Sache wenigstens ernsthaft genug, um Theodor'n die Bedingung aufzuerlegen, als König von Corsica die türkische Hoheit anzuerkennen; eine Bedingung, die er unbedenklich gelten ließ, da ihre Erfüllung nur zur Sprache kam, wenn sein Ziel gewiß erreicht war, dann aber konnten die Umstände ihn derselben leicht überheben. Er sah seine Angelegenheit auf's beste eingeleitet; mit dem Beistande des mächtigsten Herrschers der Erde schien er jeder europäischen Macht trotzen, nichts ihn auf seinem Thron erschüttern zu können. Mit einigen Geldsummen, die ihm sogleich ausgezahlt wurden, und mit dem Versprechen seiner Freunde, ihm aus Albanien einige tausend Mann Truppen zuzuwenden, reiste er, schwelgend in glücklicher Zuversicht und herrlichen Hoffnungen, von Konstantinopel nach Tunis ab. Hier wurde er sehr wohl empfangen, und von dem Bei, den er schnell für sich einzunehmen wußte, in Gunst und Ehren gehalten. Nichtsdestoweniger zogen sich die Anstalten für seine Unternehmung in die Länge. An Geld und Kriegsvorräthen fehlte es nicht, aber Truppen und Schiffe waren nicht so schnell für ihn zusammenzubringen. Die Nachrichten, welche aus Corsica über den dortigen Zustand der Dinge nach und nach eintrafen, mußten seine Ungeduld nur vermehren. Der Kampf war, wie vorherzusehen gewesen, nach kurzem Stillstande nur blutiger wieder ausgebrochen. Die Corsen hatten große Vortheile erfochten, und ihren Feind wieder auf den Besitz weniger Punkte beschränkt; allein um diesen Gewinn zu befestigen, und die weitere Fehde mit Erfolg zu bestehen, mußten sie nun ernstlich bedacht sein, ihrem Gemeinwesen eine geordnete Gestalt zu geben. Sie hatten die Insel unter den Schutz der Jungfrau Maria gestellt, und nach mancherlei Berathungen bereits eine Art Verfassung zu Stande gebracht, in welcher eine Junta von Kriegsanführern mit Abgeordneten des Volks die oberste Staatsgewalt theilte. Wenn diese Verfassung sich ohne Theodor's Zuthun festsetzte und erhielt, so konnten seine Ansprüche leicht ausfallen, und seine Hülfe zu spät kommen. Er mußte daher eilen, noch im günstigen Augenblick in Corsica aufzutreten. Ohne Truppen zwar, aber mit reichen Vorräthen und ansehnlichen Geldsummen,

zu denen auch Ripperda, der jetzt unter dem Namen Osman eine hohe Kriegswürde in Marokko bekleidete, eifrigst beigetragen hatte, durfte er noch immer den Corsen, welche den allergrößten Mangel litten, eine machtgebietende Erscheinung sein. Durch Briefe benachrichtigte er seine Freunde von seiner nahen Ankunft, und forderte sie auf, ihren Verabredungen getreu, seinen guten Empfang vorzubereiten, und seine Rolle aus allen Kräften zu unterstützen. Außerordentlich war die Freude über diese Nachricht, welche in öffentlicher Versammlung zu Corte verlesen wurde. Längst hatte man aufgegeben, von Theodor's Bemühungen einigen Erfolg zu hoffen; nach langem Schweigen erscholl jetzt die Kunde von seinem Leben, seiner nahen Hülfe. Muth und Thätigkeit erwachten unter den Corsen auf's neue; alles harrte ungeduldig seiner Ankunft entgegen. Die Eingeweihten unterließen nichts, was seinem Auftreten günstig sein konnte; sie gewannen die noch unbestimmten Häupter, sie erweckten die Neigung des leichtbeweglichen Volks, von der bisherigen Verfassung, die ohnehin nie recht in Ausführung gekommen, zu einer monarchischen überzugehen, und Theodor'n zum Könige auszurufen. Sie priesen hauptsächlich sein Verdienst um die Befreiung der Anführer, welche Genua verhaftet hatte.

Nach mehrjährigen unermüdeten Anstrengungen erschien endlich Theodor am 13. März des Jahres 1736 vor dem Hafen von Aleria, auf der Ostküste der Insel. Der englische Konsul zu Tunis hatte ihm zu einem Kauffahrer verholfen, der 10 Kanonen, und als Kriegsschiff englische Flagge führte; ein Mißbrauch, wegen dessen sowohl der Konsul als der Schiffskapitain in der Folge zur Verantwortung gezogen wurden, und der dem letzteren das Leben kostete, indem er, um der Verhaftung zu entgehen, in der Levante sich mit einem Pistolenschusse tödtete. Die vornehmsten Einwohner von Aleria und den umliegenden Ortschaften begaben sich zu Theodor an Bord, und bewillkommten ihn mit dem Titel Exzellenz und Vicekönig. Am folgenden Morgen stieg er an's Land, in sonderbarem Aufzuge, halb türkisch, halb europäisch bekleidet; er trug ein langes scharlachrothes, mit Pelz

gefüttertes Gewand nach morgenländischer Art, dagegen war sein Haupt statt eines Turbans mit einer wohlfrisirten Perücke und einem dreieckigen Hute bedeckt; an der Seite hatte er einen spanischen Degen, in der Hand einen prächtigen Stock mit gewundenem Knopfe. Sein buntes Gefolge bestand in 16 Personen, unter welchen ein französischer Oberstlieutenant, ein Sekretair aus Elba, ein Haushofmeister aus Livorno, ein Kaplan, mehrere Kammerdiener und Lakaien aus verschiedenen Gegenden, und drei Mohren aus Tunis. Er ließ darauf seine mitgebrachten Vorräthe ausschiffen, 6 zwölfpfündige Kanonen, 7000 Flinten, worunter viele noch ungeschäftete Rohre, eine Anzahl Bajonette, Pistolen und anderer Waffen, eine große Menge von Pulver und Kugeln, ferner 7000 Säcke Getreide, 3000 Röcke und eben so viele Paar Schuhe, überdies viele Kisten mit Geld, größtentheils afrikanischen Gepräges. Das Ganze wurde zum Betrag einer Million Scudi angeschlagen. Diese Hülfe erschien in der That für Corsica, wo stets an den nothdürftigsten Dingen Mangel, ein Gewehr ein Schatz, und ein Paar Schuhe eine Seltenheit waren, von außerordentlichstem Belang; sie überstieg alles, was von den Kräften eines auf Abentheuer ausgehenden Privatmannes zu erwarten stand, und es war sehr natürlich, daß sowohl die Corsen als die Genueser die Hand irgend eines mächtigen Fürsten im Spiele glaubten. Der Eindruck, welchen Theodor's wunderbare Erscheinung, das sonderbare und bedeutende Ansehen seiner Person, und der Anblick der ausgeschifften Waffen und Schätze machten, wurde bei den Corsen schnell zur freudigsten Begeisterung. Nicht weniger staunte man im Auslande bei dem schnellverbreiteten Gerüchte eines solchen Ereignisses; die seltsamsten Vermuthungen darüber durchliefen Europa. Er trat bloß unter dem Namen Theodor auf, sein Zuname blieb eine Zeitlang verschwiegen; bald sollte er ein portugiesischer Prinz, der Prätendent von Großbritannien, oder in dessen Namen ein englischer Lord, bald der Herzog von Ripperda, der Graf von Bonneval, oder der junge Rakoczy, dann wieder ein berüchtigter Abentheurer Freiherr von Syburg sei. Erst nach und nach erhob sich der Name Theodor von Neuhof, und seitdem spürte man

eifrigst der Herkunft und den bisherigen Lebensschicksalen des neuen Helden nach; eine Menge abentheuerlicher Erzählungen kamen zum Vorschein, und besonders waren die Genueser beflissen, ihren Feind durch die schmachvollsten Ausstreuungen herabzuwürdigen, die jedoch zum Theil durch die Thatsachen selbst widerlegt wurden.

Seine Angelegenheit nahm einen raschen und glücklichen Fortgang. Hundert verschiedene Gerüchte und Meinungen, durch seine Freunde ausgestreut, vergrößerten seinen Ruf und seinen Anhang. Bald hieß es, er komme als Gouverneur im Namen des Kaisers, bald wieder, ihn sende der König von Spanien, oder der Bei von Tunis. Um keinen der Vortheile dieser entgegengesetzten Meinungen aufzugeben, hüllte er sich in Schweigen, und ließ die auswärtigen Verhältnisse im Ungewissen schweben, dagegen er für die inneren sogleich als Oberhaupt auftrat, und daß er es sei, als Thatsache annahm. Das Volk, im voraus bearbeitet, strömte aus der Umgegend herbei, jauchzte ihm Beifall, rief ihn als Vater und Befreier aus, und wurde durch seine freigebigen Austheilungen und Geschenke nur noch mehr befeuert. Begleitet von der jubelnden Menge zog er von Aleria nach Campoloro, wo er in dem bischöflichen Pallaste seine Wohnung nahm. Hier fanden sich seine Freunde, die angesehenen Corsen Costa, Giacinto Paoli und Giafferri ein, mit welchen er gleich am 17. eine Versammlung der angesehensten Einwohner hielt, denen er seine Absichten und Hoffnungen kund machte. Sein Betragen war ganz den Umständen angemessen. Er umgab sich mit Wachen, und ließ zwei Kanonen vor seiner Wohnung aufpflanzen; seine Erscheinung war glänzend und prachtvoll; er speiste von Silber; in der Kirche war sein Platz mit kostbaren Teppichen und Kissen geschmückt. Dabei war er für jeden zugänglich, hörte jeden an, und entließ niemanden unbeschenkt; öfters auch streute er Geld unter das Volk aus. Indem er auf solche Weise immer mehr die Neigung der Corsen zu gewinnen suchte, und den Ruf seiner Großmuth und seiner Macht ausbreitete, versäumte er nicht, gleich zuerst auch eine Kriegsschaar aufzubringen, und so den Grund für größere Truppenmacht zu legen. Er ernannte

demnach drei Obersten, sodann 24 Hauptleute für eben so viele Kompanieen, jede zu 200 Mann; binnen zwei Tagen schon waren diese aus den nächsten Bezirken vollzählig; jeder Gemeine erhielt eine Flinte, ein Paar Schuhe und eine Zechine, den Offizieren war ein ansehnlicher Sold festgesetzt. Ausgewählte 400 Jünglinge wurden zur Leibwache bestellt. Kaum waren diese Bewaffnungen geschehen, so rückte Theodor an ihrer Spitze vor, griff die nächsten genuesischen Posten an, und schlug sie in die Flucht. Diese unbedeutende Begebenheit wurde durch die ganze Insel lobpreisend verkündet, die Freunde verdoppelten ihre Thätigkeit, seine Erhebung zur Königswürde durch das Volk förmlich aussprechen zu lassen. Durch ihre Bemühung kam endlich am 15. April zu Alessani eine allgemeine Consulta von Abgeordneten aus allen Bezirken zusammen, bei welcher Giafferri und Giacinto Paoli als bevollmächtigte Vermittler auftraten, zugleich im Namen Theodor's und von Seiten des Volks. Ohne Schwierigkeit ging ihr Antrag durch; einmüthig wurde Theodor zum König erwählt. Die Bevollmächtigten überbrachten ihm den abgeschlossenen Wahlvertrag, den er unterzeichnete und beschwor. Er wurde hierauf unter freiem Himmel mit einer Krone von grünem Laube geschmückt, feierlich als Theodor der Erste, König von Corsica und Capraja ausgerufen, und auf den Schultern der Vornehmsten im Triumph durch die ganze Gegend umhergetragen. Der unaufhörliche Jubel von mehr als 25,000 Menschen begleitete den Zug; alle schworen ihm den Huldigungseid. Sie knüpften an dieses frohe Ereigniß die glücklichsten Hoffnungen.

Die corsischen Häupter hatten den Wahlvertrag mit vieler Vorsicht eingerichtet. Theodor's Würde sollte auf seine Nachkommen vererben, nach dem Erlöschen seines Geschlechts aber das corsische Volk wieder nach Gutdünken über seine Staatsform verfügen. Der König mußte sich zur katholischen Religion bekennen. Ein großer Rath von 24 Mitgliedern sollte alle wichtigen Angelegenheiten mitentscheiden, ein beständiger Ausschuß desselben von drei Mitgliedern stets am Hofe gegenwärtig sein. Alle Würden und Aemter waren den Eingebornen vorbehalten. Für die Kriegszeit durfte der König

fremde Truppen herbeirufen, im Frieden deren aber höchstens bei seiner Leibwache halten. Die jährlichen Steuern wurden auf ein billiges Maß beschränkt. Endlich sollte der König eine Universität stiften, und zur Ehre und zum Ruhme des Reichs aus den geeigneten Geschlechtern einen Adelstand errichten. Andere Artikel betrafen die Genueser und ihre Güter auf Corsica. Wenn man die Zeit und Umstände bedenkt, in welchen diese Bestimmungen gemacht wurden, so wird man Maß und Bildung darin nicht verkennen dürfen. Indessen erging es dieser Verfassung, wie vielen anderen, unter theilweisen und vorübergehenden Lebensregungen erstarb sie in den Ereignissen.

Theodor hatte schon im voraus seine ersten Reichsbeamten ernannt, den Advokaten Costa zum Kanzler, Giacinto Paoli zum Schatzmeister, Giafferri zum Oberbefehlshaber der Truppen. Seine erste Sorge war nun, einen inneren Frieden in Corsica aufzurichten, und von allen Einwohnern beschwören zu lassen; jeden Waffenstreit der Partheien und Faktionen, welche die Insel seit undenklicher Zeit zerrissen, verbot er bei Todesstrafe. Die Häupter selbst forderten ihn dringend zu solcher Strenge auf. Zwei Corsen, von der rothen Faktion der eine, der andere von der schwarzen, welche bald nachher dennoch zu den Waffen gegriffen hatten, um den alten Haß im Blute zu kühlen, ließ Theodor dem Gesetze gemäß sogleich aufhängen; dies Beispiel wirkte, und gab dem neuen Herrscher ein schreckendes Ansehen selbst bei denen, welche ihn als ihr Geschöpf ansahen. Sein zweites Geschäft, dem er allen Eifer widmete, war die Anordnung eines tüchtigen Wehrstandes, und vor allem die Errichtung stehender Feldtruppen. Hiebei hatte er die größten Schwierigkeiten in der althergebrachten Gewohnheit der Corsen zu überwinden. Jeder Corse war Soldat, und stolz darauf, es zu sein; aber der Kriegsdienst war von eigner Art. Jeder Bezirk stellte auf den Ruf seiner Vorsteher oder Häupter die verlangte Mannschaft, die sich mit Lebensmitteln versehen auf dem Sammelplatz einfand; dauerte das Unternehmen über acht Tage, so zogen sie heim, und mußten durch andere ersetzt werden, bis ihre Reihe wiederkehrte. Diese Art Krieg zu führen, dem

Leben und Karakter jenes Volkes tief eingewurzelt, ließ niemals große Ergebnisse zu, und machte häufig, zur Verzweiflung der Anführer, die schon errungenen Vortheile fruchtlos. Dennoch wollten die Corsen von dieser Gewohnheit nicht ablassen, und es kostete Mühe, nur einige Ordnung und Zuverlässigkeit in die Vertheilung und Reihefolge des Aufgebots einzuführen.

Inzwischen kamen mehrere Schiffe mit neuen Vorräthen von Pulver und anderem Kriegsbedarf sowohl aus Livorno, als aus Barcelona für Theodor an, wodurch die Vermuthung, daß eine große Macht ihn unterstütze, neuen Glauben gewann. Seine ausgebreiteten Verbindungen erwiesen sich in der That so ansehnlich als fruchtbar; in Italien, in Frankreich und Spanien, in der Barbarei, überall hatte er Freunde und Gönner, deren Eifer und Thätigkeit er rastlos in Bewegung setzte, nach allen Seiten wußte er Entwürfe und Vorschläge anzuspinnen, bald durch Wahrheit bestechend, bald durch Täuschung überzeugend. Sein mannigfacher Briefwechsel richtete sich an Staatsmänner und andere einflußreiche Personen, leitete Handelssachen, ertheilte Aufträge und Weisungen, berief Freunde und Verwandte; aus Westphalen lud er den Freiherrn von Drost, seinen Vetter, aus Frankreich seinen Neffen, der daselbst in Kriegsdiensten stand, dringend zu sich ein. Auch meldete er den auswärtigen Mächten, besonders dem deutschen Kaiser und dem Könige von Frankreich, in eigends erlassenen Schreiben, seine Erhebung auf den Thron, und bat um Anerkennung und Beistand. Um den Schutz und Schirm des Kaisers zu erlangen, ließ er kein Mittel unversucht; er beauftragte mehrere Verwandte in Westphalen, sich sogleich nach Wien zu begeben, und dort für ihn zu wirken, er bat um Pässe für corsische Abgeordnete dorthin, er versprach jederzeit als ein guter aufrichtiger Deutscher und Reichsglied sich finden zu lassen; schon am 17. April, zwei Tage nach seiner Erhebung schrieb er deßhalb an eine einflußreiche Gönnerin, die Gräfin von Scharfenberg, nach Wien. Dem unentschiedenen Abentheuer war eine offene Zustimmung zwar schwerlich irgend zu hoffen, doch lag in dem Geiste der widerstreitenden Staatsverhältnisse, daß unter

den Mächten einige mit heimlicher Gunst auf das Unternehmen schauten.

Das nöthigste Ziel indeß blieb zunächst, die Genueser vollends von der Insel zu vertreiben, und Theodor ließ dasselbe nicht aus den Augen. Die nach seiner Anordnung errichteten Truppen führte er sogleich in's Feld, und schon am 23. April, acht Tage nach seiner Krönung, nahm er im südlichen Theile der Insel den Seeplatz Portovecchio, und am 24. Sartene weg, wo die genuesische Besatzung gefangen gemacht und viel Pulver und Blei erbeutet wurde. Nachdem er hierauf in Casinca bis zu 15,000 Mann versammelt, stand er plötzlich am 3. Mai mit dieser Macht vor Bastia, und erließ an den genuesischen Generalkommissair die Aufforderung, binnen zehn Tagen mit seinen Truppen den Platz zu räumen, widrigenfalls bei der gewaltsamen Einnahme keine Schonung zu erfahren. Zugleich ermahnte er die Einwohner, gegen ihre Zwingherren aufzustehen, und ihren Landsleuten die Thore zu öffnen. Da beides ohne Wirkung blieb, und ein stürmender Angriff unstatthaft war, so traf er Anstalt, die Stadt wenigstens eng einzuschließen. Ein erneutes Aufgebot rief aus allen Bezirken die streitbare Mannschaft in Dienst. Die Hülfsgeschwader einer befreundeten Macht, hieß es, wären mit Truppen unterwegs; es sei alles daran gelegen, noch vor ihrer Ankunft im Besitz von Bastia zu sein, damit den Verbündeten gleich ein sicherer Ort und guter Hafen anzuweisen wäre; es bedürfte demnach einer vereinten Anstrengung, sowohl gegen diese Hauptstadt, als auch gegen die anderen in den Händen der Genueser befindlichen Plätze, um dem ganzen Kriege sogleich eine vortheilhafte Wendung zu geben. Diese Vorstellungen hatten den guten Erfolg, daß alsbald über 25,000 Mann theils vor Bastia und den nahegelegenen Seeplätzen San-Fiorenzo und Algajola, theils vor San-Pelegrino und Ajaccio unter Waffen standen. Theodor's Truppen behielten in den Gefechten, die oft für beide Theile gleich blutig waren, stets die Oberhand, und engten die Genueser immer mehr ein; die wenigen Bezirke, welche diesen noch angehangen, unterwarfen sich, und brachten der corsischen Sache die Waffen zu, welche sie kurz

vorher aus Genua gegen dieselbe empfangen hatten. Der Generalkommissair jedoch behauptete sich in Bastia; sein gutbedientes Geschütz hielt die Corsen in genugsamer Entfernung von der Stadt, und obwohl Theodor den größten persönlichen Muth bewies, und oftmals im stärksten Feuer bis dicht unter die Wälle kühn hinanritt, so konnte er doch mit seinen Streitkräften ohne mehreres Geschütz keinen erfolgreichen Angriff unternehmen.

Während die Berennung von Bastia bald mit stärkerer, bald mit schwächerer Mannschaft fortbestand, gewann Theodor einige Zeit, sich mit den inneren Angelegenheiten der Insel zu beschäftigen. In der bürgerlichen Verfassung war alles neu zu gründen; die Gesetze waren höchst mangelhaft, die Gerechtigkeitspflege fehlte beinahe ganz; die nothwendigsten Geschäfte des Lebens wurden vernachlässigt. Die Genueser hatten bisher mit aller Sorgfalt verhindert, daß die Corsen Handel und Gewerbe trieben, sie sollten wegen jedes Bedürfnisses von Genua abhängig sein. Daher fehlten die gewöhnlichsten Handwerker, die gemeinsten Hülfsmittel. Theodor arbeitete rastlos an der Verbesserung dieses Zustandes. Er gab eine Anzahl bündiger Gesetze, die fürerst nur das Nöthigste enthielten, und weitere Ausbildung der Zukunft anheimstellten. Er saß selbst zu Gericht, vernahm Kläger und Beklagte, verhörte die Zeugen, und gab jedesmal die Gründe seines Urtheils an. Er berief durch angebotene Vergünstigungen Handwerker und Künstler vom Festlande; die Religionsfreiheit, die er verkündete, lockte auch alsbald viele Fremde an; es hieß deutsche Protestanten würden eine eigene Stadt auf Corsica erbauen, desgleichen holländische Juden, und ebenso griechische Ansiedler. Er ordnete die Verwaltung der öffentlichen Gelder und der fast ganz verabsäumten Staatsgüter, unter welchen Gold- und Silberminen seiner Aufmerksamkeit nicht entgingen. Durch die Beute von den Genuesern und durch den Ertrag der Kriegssteuern, die an Geld, Früchten und Vieh zumeist von ihren Besitzungen eingetrieben wurden, kamen beträchtliche Summen ein, welche Theodor zweckmäßig verwendete; die Truppen erhielten ihren Sold, und alles Erforderliche wurde angeschafft. Auch ließ

er eigenes Geld prägen, sowohl Kupfer für den kleinen Verkehr, als Gold- und Silbermünzen, auf welchen sein Brustbild und Königlicher Titel prangten. Alles dies entstand und geschah in der kürzesten Zeit, unter dem verwirrendsten Zudrange aller Art. Theodor's rasches Wirken erregte Bewunderung, und man konnte seine Fähigkeit und Absicht, das kleine Reich zu einem blühenden und achtungswerthen Staat zu erheben, in seinen wohldurchdachten Anstalten nicht verkennen.

Als die Republik die ernsthafte Wendung sah, welche Theodor der corsischen Sache gab, ergriff sie auch ihrerseits entschlossene Maßregeln. Sie erließ die heftigsten Beschlüsse gegen ihn, nannte ihn einen Aufrührer und Hochverräther, setzte auf seinen Kopf einen Preis, und verbot ihren corsischen Unterthanen jede Gemeinschaft mit ihm. Zugleich gaben sie von seiner Herkunft und Person die gehässigsten Nachrichten, schilderten ihn als einen verlaufenen Abentheurer und landflüchtigen Betrüger, der bald als Spieler, bald als Marktschreier aufgetreten sei, und nunmehr die Einfalt der Corsen zu der lächerlichsten Posse mißbrauche. Ihre Kundmachungen wurden bald auf Corsica verbreitet. Als Theodor hörte, daß die Genueser ihn für einen Marktschreier ausgäben, sagte er lachend: „So will ich denn nächstens meine Schaubühne auf dem Marktplatze zu Bastia aufschlagen, und ein Stück darauf spielen, das ihnen vielleicht nicht ganz gefallen wird." Die Corsen schickten aber die ihnen zugekommenen Schmähschriften mit dem Beisatze: „Es lebe Theodor der Erste, König von Corsica!" nach Genua zurück. Auch erschien in der Folge zur Antwort auf das genuesische Edikt, ein würdiggefaßtes Manifest, durch welches Theodor sich selbst und das corsische Volk in allem Vorgegangenen zu rechtfertigen suchte. Dies war um so leichter, als die Genueser überall die öffentliche Meinung gegen sich hatten; überdies widerlegten sich ihre Nachrichten über Theodor zum Theil durch ihre eigenen Widersprüche, und die Absicht zu verläumden war allzu offenbar. Nicht besser stand ihre Sache bei den fremden Höfen; ihr bisheriges Verfahren gegen die Corsen wurde zu Wien und Paris laut mißbilligt. Ihrem Gesuch um Hülfstruppen wurde erwiedert, sie selbst

hätten die Amnestie gebrochen, und eher Strafe verdient, als Beistand. Ungünstig nahmen auch Spanien und England ihre Beschwerden auf, daß von daher Zufuhr an Theodor gelange; doch wurde in London, den Anschein befriedigend, ein strenges Verbot deßhalb erlassen.

Inzwischen hatte die Republik aus eigener Anstrengung ihre Besatzungen auf Corsica verstärkt, und von Bastia, San-Fiorenzo und Algajola geschahen glückliche Ausfälle, die den Corsen großen Nachtheil zufügten. Theodor sah sich genöthigt, mit seinen Truppen in das Gebirge zurückzugehen, da sie im freien Felde aus Ungewohnheit nur schlecht bestanden. An Tapferkeit und Heldenmuth fehlte es ihnen sonst nicht. Ein Beobachtungsposten von 60 Mann war vor Bastia zurückgeblieben, die geringe Anzahl wurde verrathen, und die Genueser fielen 1500 Mann stark über sie her; die Corsen wurden sogleich versprengt, ihrer 20 aber flohen in einen festen Thurm, und fünf Stunden hielten sie hier den heftigsten Angriff der Genueser aus, der diesen viele Verwundete und Todte kostete; jede Aufforderung sich zu ergeben, wiesen sie hartnäckig ab, und da zuletzt ihr Thurm in Flammen stand, und sie unter Schutt und Trümmer zu begraben drohte, fielen sie wüthend heraus, und richteten noch ein großes Blutbad an, bis sie alle erlagen, fünf ausgenommen, die sich glücklich durchschlugen! Häufig waren die Beispiele solcher Kriegswuth unter den Corsen; dieselben Leute aber waren in Reih und Glied sehr unzuverlässige Soldaten. Einzelne Gefechte entschieden sich nun öfters zum Vortheile der Genueser; sie befriedigten zunächst den alten Haß, die Corsen, welche in ihre Hände fielen, wurden enthauptet oder aufgehängt. Die Erbitterung und Grausamkeit stiegen auf beiden Seiten. Während dieser Unfälle hielt Theodor, der Vielen schon ganz verloren dünkte, mit großer Geisteskraft seinen Muth aufrecht, und vertröstete seine Freunde auf nahe Hülfe. Wirklich kam gegen Ende des Juni zu Isola Rossa für ihn ein Schiff an, welches zwar keine Truppen, aber 4 achtpfündige Kanonen mit allem Schießbedarf, 500 Flinten und viele andere Gegenstände überbrachte; zwei genuesische Feluken, welche die Ausschiffung

verhindern wollten, wurden durch Kanonenschüsse vertrieben. Zu gleicher Zeit trafen von Cadix bedeutende Wechsel für ihn ein. Hiedurch gestärkt, erschien Theodor schnell wieder im Kriegsfelde. Er schlug bei Zilia im Bezirk von Balagna eine feindliche Schaar von 1800 Mann; drei Tage darauf bei Isola Rossa eine andere, die 2000 Mann stark gelandet war, um einen Hauptstreich auszuführen, und nun mit großem Schimpf und Verlust sich wieder einschiffte; auch nahm er den Genuesern zwei Schiffe weg, die sie in der Eile zurücklassen mußten, und auf welchen sich eine Kriegskasse und 50 Fässer Pulver fanden. Die gefangenen Genueser wurden auf seinen Befehl, zur Wiedervergeltung ihrer Grausamkeit, erschossen; ein abtrünniger Corse erlitt gleiches Loos. Ein Hauptgefecht fand im Juli bei Furiani statt, wohin die Genueser mit 1500 Mann aus Bastia vorrückten, um Theodor'n, der am Tage vorher dort angelangt war, zu überfallen; er aber zog dem Feinde entgegen, und warf ihn nach einem hitzigen Gefechte von mehreren Stunden bis unter die Mauern von Bastia zurück. Im August fiel er mit 4000 Mann unvermuthet in den Bezirk von Nebbio ein, und nahm den Einwohnern, welche für Genua bewaffnet worden, 2000 Flinten ab; nur vor Calenzano, wo sich die Einwohner unter Anführung ihres Pfarrers und Richters zur Wehr setzten, mußte er nach einem hartnäckigen Gefechte sein Vorhaben aufgeben. Die Genueser ließen wiederum 60 hier gefangene Corsen zu Bastia hinrichten, Theodor dagegen 12 gefangene Genueser aufhängen.

Durch solche Gefechte indeß wurde nichts entschieden. Er fühlte, daß alles auf die Einnahme von Bastia ankäme, und zu dieser verschwand jede Aussicht. Einige tausend Mann fremder Söldner mit verhältnißmäßigem Geschütz wären für jenen Zweck besser gewesen, als der ganze corsische Landsturm, der sich überdies mehr und mehr auflöste. Der Eifer der Corsen, welche den Fall von Bastia nicht erfolgen, und eben so wenig die verheißene Hülfsmacht erscheinen sahen, erkaltete sichtbar; die Häupter wurden verlegen, das Volk murrte und klagte laut. Die genuesischen Einflüsterungen, die man anfangs verächtlich zurückgewiesen,

wurden jetzt begierig aufgenommen, man trug sich mit den nachtheiligsten Gerüchten, viele Corsen fingen an sich zu schämen, das Spiel eines gemeinen Betrügers zu sein, den sie unbesonnen zu ihrem Fürsten gemacht. Die Genueser wußten diese Stimmung geschickt zu vermehren, und ließen es weder an Geld noch an Kunstgriffen fehlen, um Theodor'n durch die Corsen selbst zu stürzen. Er überschaute seine Lage, und erkannte die Nothwendigkeit außerordentlicher Hülfsmittel. Er verdoppelte seine Thätigkeit, um fremde Mannschaft aus Italien und aus Holland an sich zu ziehen, während er zugleich Truppen aus der Levante erhalten sollte. Die genuesischen Verläumdungen suchte er durch Gegenerklärungen zu schwächen, die aber dem Zwecke nicht entsprachen, im Gegentheil das Uebel vermehrten. Unter diesen Umständen fand er angemessen, durch eine große Staatshandlung sein wankendes Ansehen neu zu befestigen. Er berief eine allgemeine Consulta auf den 2. September nach Casacconi, wo die Abgeordneten aller Bezirke, die nicht in genuesischen Händen waren, sich einfanden. Hier sprach er mit Beredsamkeit von seinen bisherigen Erfolgen, seinen künftigen Hoffnungen; ermahnte zur standhaften Ausdauer im Kampfe für die Freiheit, im Vertrauen auf das selbstgewählte Oberhaupt; erneuerte seine Versprechen, und wiederholte seine Zusicherung wegen nahebevorstehender Truppenhülfe. Die Abgeordneten waren aber so übel gestimmt, daß seine Rede von geringer Wirkung blieb; sie erhoben vielmehr Zweifel gegen seine Versicherung, und warfen ihm in beleidigenden Ausdrücken vor, daß er sie schon seit mehreren Monaten durch Täuschung hinhalte; man sprach davon ihm den Gehorsam aufzusagen, und nach unangenehmen Erörterungen und heftigen Streitigkeiten endigte die Versammlung damit, daß Theodor freiwillig erklärte, wenn mit dem Ende des Oktobers die versprochene Hülfsmacht nicht einträfe, wolle er der Königswürde entsagt haben. Man verfügte noch auf seinen Vorschlag die Ausrüstung einiger bewaffneten Schiffe, um auf die genuesischen Kreuzer Jagd zu machen, zu welchem Behuf eine allgemeine Beisteuer ausgeschrieben wurde, und ging mißvergnügt auseinander.

Auch von diesem niederbeugenden Vorgange ließ Theodor sich nicht aus der Fassung bringen. Er begab sich nach Portovecchio, wo er mehrere Befestigungen des Hafens anordnete, und häufig mit Fernröhren auf das Meer hinaussah, ob die versprochene Hülfe noch nicht erschiene; auch bereitete er große Briefschaften an Könige, Minister und andere bedeutende Personen. Seine Gegner sahen in allem diesen nur eitle Vorspiegelungen; doch waren sie es nicht ganz, er hatte allerdings gegründete Hoffnungen, wenn auch nicht in dem Maße und nicht von den Mächten, wie er die Menge glauben ließ. Um indeß die Corsen mit neuen Dingen zu beschäftigen, und zugleich die Mittel seines Einflusses zu vermehren, eilte er den Artikel des Wahlvertrages in Ausführung zu bringen, der die Errichtung eines corsischen Adels vorschrieb. Er hatte den Karakter der Corsen schon hinlänglich kennen gelernt, um hoffen zu dürfen, durch Verleihung von Titeln und Würden ihre Anhänglichkeit noch auf einige Zeit zu fesseln. Er begab sich demnach, begleitet von 400 Leibwachen, denn schon wagte er nicht mehr ohne diese zu erscheinen, von Portovecchio nach Sartene, und stiftete daselbst am 16. September einen neuen Ritterorden, den er den Orden der Befreiung nannte. Der König war Großmeister, dem die Komthure und Ritter den Eid der Treue schwuren. Die Mitglieder waren zum Kriegsdienst und zu gewissen geistlichen Uebungen verpflichtet, obwohl sie nicht gerade katholisch zu sein brauchten. Sie sollten den Adel des Landes bilden, und außerordentliche Vorrechte genießen. Als Ehrenmitglieder durften auch geeignete Personen des Auslandes aufgenommen werden. So groß war die Begierde nach dieser neuen Auszeichnung, daß der Orden in kürzester Zeit 400 Mitglieder zählte, deren jedes bei der Aufnahme 1000 Scudi erlegen sollte, die jedoch den Eingebornen meist erlassen, und nur von den Fremden bezahlt wurden, deren zahlreicher Zutritt eine ansehnliche Geldhülfe brachte, welche Theodor großentheils zur Unterstützung der unbemittelten corsischen Ritter anwandte. Viele der Ordensritter erhielten zugleich die Titel von Grafen und Marchesen, die sich zum Theil noch lange nachher behauptet haben.

Auch wurden viele Beförderungen unter den Truppen vorgenommen. Ferner bewilligte Theodor jetzt jedem, der darum ansprach, das Recht der freien Jagd und Fischerei, welches die Genueser immer durch die strengsten Gesetze beschränkt hatten. Er zeigte sich in allen Beziehungen mild und großmüthig, und versäumte keine Gelegenheit, sich auch im Ausland einen guten Ruf zu machen. So schickte er 14 tunesische Sklaven, die auf einem genuesischen Fahrzeuge gefunden worden, frei nach Tunis zurück mit dem Beding, daß eben so viele Christensklaven dafür freigelassen würden. So ließ er auch die Franzosen, Spanier und Italiäner, die bei den Genuesern dienend in seine Gewalt fielen, frei nach Hause kehren; die Deutschen aber und Schweizer, die meist geneigt waren bei ihm Dienste zu nehmen, mit gutem Handgeld anwerben. Ferner ließ er neue Münzen schlagen, welche das Bildniß der Muttergottes zeigten, mit der Inschrift: Monstra te esse matrem! wodurch er der katholischen Sinnesart huldigte, der ihn die Geistlichkeit, wohl nicht ohne Grund, wenig zugethan glaubte.

Seine Angelegenheiten standen noch immer nicht ganz schlecht. Seine Truppen siegten wieder in mehreren Scharmützeln, und unvermuthet kam nun auch sein Vetter Drost mit Waffenvorräthen aller Art und vieler Baarschaft an. Die Freude über diese Ankunft gab seiner Seele Trost und Stärke, den Schlägen des Schicksals ferner standhaft entgegenzustehen, und die Zuversicht auf sein wundervolles Unternehmen nicht aufzugeben. Seine Haupthoffnung beruhte jedoch auf den Freunden in der Levante, von denen Rakoczy zwar inzwischen gestorben, aber Bonneval noch in voller Thätigkeit stand, und ihm Truppen aus Albanien verhieß, deren Erwartung seine Ungeduld auf's höchste spannte. Ein entscheidender Schlag wurde in der That mit jedem Tage nothwendiger. Die Genueser, im Besitz von Bastia, San-Fiorenzo, Ajaccio und anderer Hauporte an der Küste, waren zwar in diese Plätze meistens wieder eingeschlossen, und litten öfters Mangel, da sie alle Bedürfnisse, selbst Holz und manchmal sogar Wasser, aus Genua beziehen mußten; allein ihre bloße Anwesenheit war genug, um die Insel in beständiger Unruhe zu erhalten. Viele Corsen litten durch den

langwierigen Krieg unersetzlichen Schaden an ihren Besitzungen; Landgüter wurden verwüstet, Häuser niedergerissen; da alles unter Waffen stand, mußte der Ackerbau großentheils verabsäumt werden. Die Strenge des Dienstes, die neuen Anordnungen und ungewöhnlichen Anstalten erregten ebenfalls Mißvergnügen. Theodor's Freigebigkeit hatte nicht Schätze genug, anhaltend die ganze Bevölkerung zu besolden. Die Verstimmung gegen ihn dauerte nicht nur fort, sondern nahm in manchen Bezirken nur immer zu. Die Einnahme von Bastia, die völlige Vertreibung der Genueser, oder die Erscheinung bedeutender Hülfsmacht hätte diese Gährung völlig niedergehalten, aber da nichts von dem allen erfolgte, und Theodor's Ansehen immer mehr zusammensank, so war ein Ausbruch unvermeidlich. In den Bezirken von Rostino und Orezza erhob sich unter den Anführern Giacinto Paoli, der sich von Theodor trennte, und Raffaelli eine mächtige Parthei, die weder von Genua noch von Theodor mehr hören wollte, sondern das Heil des Vaterlandes auf eigenen Wegen zu suchen dachte. Kaum erfuhr Theodor dieses Unternehmen, dessen ganze Gefahr er einsah, als er in heftigem Zorn die letzten Kräfte seines Ansehens zusammenraffte, jene Verbündeten sämmtlich für Verräther und Empörer erklärte, und an der Spitze der ihm verbliebenen Truppen gegen Orezza anrückte. Sie wurden aber völlig geschlagen, und nur Giafferri, der einzige Beistand, auf den er noch rechnen konnte, rettete ihn vom gänzlichen Untergange. Flüchtig mit wenigen Getreuen, sah er von nun an sogar sein Leben bedroht, neben den genuesischen Dolchen hatte er jetzt auch die corsischen zu fürchten! Drei Corsen nämlich, eines verrätherischen Einverständnisses mit Genua überwiesen, waren gleich im Anfange seiner Regierung unter Zustimmung des Reichsrathes auf seinen Befehl gehängt worden; sein Königliches Ansehen hatte die Blutrache ihrer Verwandten bisher niedergedrückt, jetzt aber glaubten sie sich nicht mehr gebunden, und stellten ohne Scheu ihm nach dem Leben; einer seiner Offiziere sogar, hinterlistig nach Orezza gelockt, wurde dort als Racheopfer grausam hingemordet. In dieser Lage der Dinge erhielt Theodor endlich Nachricht aus der Türkei,

daß die Pforte, mit dem Kriege gegen Rußland vollauf beschäftigt, jetzt nichts für ihn zu thun vermöge, und gleich darauf die andere Nachricht, daß ein Regiment von 2000 Albanesern, die für ihn in Dienst genommen waren, durch ihren Anführer, einen berühmten Partheigänger Namens Kurafa, in Hoffnung besseren Gewinnes dem Könige von Neapel zugeführt worden. Dieser letzte Schlag erschütterte Theodor's standhaften Muth; er selbst gab nun alle Hoffnung auf, sich länger in seiner Rolle zu behaupten. Die Sache der Corsen erschien verzweifelt, noch mehr aber die seinige. Jeden Augenblick war ein allgemeiner Aufstand zu fürchten. Die Bande des Gehorsams waren längst gelöst, alles ging einer wilden Verwirrung entgegen. Theodor sah keine Rettung mehr, und beschloß von Corsica zu scheiden.

Sein Glück hatte ihn verlassen, doch nicht der hohe Muth seiner kühnen Gesinnung. Er mußte weichen; aber nicht als ein feiger Flüchtling, nicht insgeheim wollte er davongehen, sondern öffentlich und mit Würde sollte sein Abschied sein, und ihm jede Zukunft offen lassen. Demzufolge berief er, trotz aller Abmahnung seiner Freunde, die seinen Tod dabei als gewiß ansahen, eine allgemeine Consulta nach Sartene, und erschien am 5. November mitten in der Versammlung. Mit hohem Selbstgefühl und kühner Zuversicht trat er unter seine wüthenden Feinde, die vor seinem Anblick verstummten. Seine Beredsamkeit erschütterte die Gemüther. Er kündigte der Versammlung mit stolzem und zürnendem Tone an, daß er sich auf einige Zeit entfernen werde, um die ausbleibenden Hülfstruppen bei den Mächten, die sie ihm zugesagt, persönlich anzufordern. Das Reich sollte während seiner Abwesenheit durch ausgewählte Vorsteher verwaltet werden. Er ermahnte sie alle, treu und fest in ihrer Pflicht zu beharren, und warnte sie vor den Folgen ihrer Gesetzlosigkeit, ihrer Empörungen und Zwietracht. Was ihn beträfe, so sei er zu ihnen gekommen in der edlen Absicht, sie von dem Joche der Genueser zu befreien, und von diesem Zwecke habe seine Handlungsweise sich keinen Augenblick entfernt; sei derselbe gleichwohl nicht erreicht worden, so dürfe nicht ihm zur Last fallen, was ihr

eigner Ungehorsam und widersetzlicher Geist verschuldet. Der Königstitel behalte bei einem solchen Volke keinen Werth, dem eitlen Namen, der ihn nie geblendet, könne er leicht entsagen, wenn die innere Würde sich davon trenne. Mit großen Schätzen sei er zu ihnen gekommen, er entferne sich mit geringer Habe; doch was auch immer ihn betreffen möge, ihm bleibe ein unerschrockenes Herz, und der Muth, jedes Schicksal, auch das der Armuth, standhaft zu ertragen. Diese starke Rede brachte eine außerordentliche Bewegung hervor, die Zuhörer waren gerührt, betreten; weit entfernt ihn zu bedrohen, nahten sie ihm voll Ehrfurcht, und drangen mit Bitten und Betheuerungen in ihn, sie nicht zu verlassen. Theodor jedoch, durch diese Stimmung des Augenblicks befriedigt, aber nicht geblendet, beharrte bei seinem Entschluß. Eine Verordnung, gegeben zu Sartene am 10. November, setzte die Zwischenregierung ein, welche das Reich verwalten sollte. Sie bestand aus 28 der angesehensten Vaterlandsfreunde, an ihrer Spitze Giafferri, Giacinto Paoli, der dabei nicht fehlen durfte, und Ornano. Am folgenden Morgen verließ Theodor Sartene, und ging von zahlreichem Volke begleitet nach Aleria, wo er unter lebhaften Umarmungen seiner Freunde und heißen Wünschen des geringen Volks, das ihm Hände und Kleider küßte und unter Thränen das Versprechen baldiger Rückkehr abnahm, eine provenzalische Tartane bestieg, und sofort nach Livorno unter Segel ging. In seiner Begleitung befanden sich der Kanzler Costa nebst seinem Sohne, ein Kammerherr, ein Sekretair, zwei Pagen und der junge Graf Ciaccaldi.

Kaum war das Schiff in See, als ein genuesischer Kaper darauf Jagd machte, und es beizulegen zwang. Schon lief Theodor Gefahr, als Gefangener in die Hände seiner grausamsten Feinde zu gerathen, als die Entschlossenheit eines spanischen Offiziers, der sich mit ihm an Bord befand, ihn rettete. Derselbe bedrohte den genuesischen Kapitain so heftig, sich keine Verletzung der französischen Flagge zu Schulden kommen zu lassen, daß dieser, erschreckend vor so großer Verantwortlichkeit, die Beute fahren ließ, worauf die Tartane ohne weiteren Unfall zu Livorno einlief. Theodor stieg

hier als Abate verkleidet an's Land, und begab sich bald nach Florenz. Eine Unterredung mit dem Großherzoge Johann Gaston von Toscana, den er um Hülfe für Corsica ansprach, blieb ohne Erfolg. Er wandte sich hierauf nach Rom, dann nach Turin, immer Verkleidung und Namen wechselnd, weil die Genueser ihm überall nachstellten, immer wieder seinen Aufenthalt ausspürten, und ihn mit Fallstricken umgaben. Nachdem er eine Zeitlang von dem Ertrage seines Silbergeräthes gelebt, fand er in der Unterstützung seiner zahlreichen Freunde neue Hülfsquellen. Inmitten der persönlichen Gefahren und niederdrückenden Verlegenheiten ließ er keinen Augenblick seine politische Rolle außer Acht; wie traurig auch sein Zustand sein mochte, sein hartnäckiger Muth gab weder Anspruch noch Hoffnung auf, und an jedem Ort und in jeder Lage strebte sein Bemühen rastlos, für Corsica Hülfe, gegen Genua Feinde zu erwecken. Seine Aussichten jedoch blieben von allen Seiten trübe. Die zerstreuten Freunde, wie thätig auch ihr Eifer im Einzelnen war, vermochten nichts Entscheidendes auszuführen; die italiänischen Höfe, deren einige feindlich genug gegen Genua standen, wagten in ihren eingeschüchterten Verhältnissen kein selbstständiges Auftreten; Frankreich schien sich für Genua erklären zu wollen, die anderen Mächte hielten sich zurück; auf Konstantinopel war nicht zu rechnen, aus Tunis kamen ungünstige Nachrichten, in Marokko sank mit Ripperda's Einfluß eine große Stütze; überdies hatte die Verbindung mit den Türken und Afrikanern auch in Corsica manches Aergerniß gegeben. Theodor verließ Italien, wo seine Geldmittel sich bald erschöpften und Gläubiger und Feinde ihn verfolgten, und ging nach Paris. Hier wurde er trotz seiner Verkleidung sogleich erkannt, die Regierung ließ ihm Gefangenschaft androhen, wenn er sich nicht entfernte, und ein Genueser schoß auf offener Straße eine Pistole in seinen Wagen ab, doch ohne ihn zu treffen. Der doppelten Gefahr weichend eilte Theodor, indem er glauben ließ, er gehe nach Marseille, mit schnellen Pferden nach Rouen, und bestieg ein Schiff nach Amsterdam. Im Haag angelangt, hielt er sich zu Ende Februars eine Zeitlang bei einem Juden Tellano

verborgen; reiste darauf nach Zeeland, wo er bedeutende Verbindungen hatte, und kam bald nach Amsterdam zurück, wo ein Freund ihm eine sichere Wohnung gemiethet hatte. Unglücklicherweise war der bisherige Bewohner noch nicht abgereist, und Theodor mußte für eine Nacht, zum 19. April, im Gasthofe zum rothen Hirsch einkehren. Hier wurde er erkannt, und sogleich einem seiner Gläubiger verrathen, der ihn wegen einer Wechselschuld von 5000 Gulden am folgenden Morgen verhaften ließ. Vergebens bot er Sicherheit durch einen Wechsel von 30,000 Gulden, den er in Zeeland auf Amsterdam erhalten, man wollte denselben ohne besonderen Auftrag des Ausstellers nicht annehmen. In dieser Noth, da alle Hülfsmittel vergeblich schienen, verließ ihn seine persönliche Ueberlegenheit nicht. Er berief seine Gläubiger und einige andere Bekannte zu einer Unterredung, und so groß war die Macht seiner Beredsamkeit, so eindringend die Kraft seiner Vorstellungen, daß acht angesehene Kaufleute zusammentraten, und ihn am 7. Mai durch ihre Bürgschaft nicht nur aus dem Verhaft befreiten, sondern auch für seine weiteren Schritte mit neuen Geldsummen unterstützten. Die Genueser hatten inzwischen von Holland vergebens seine Auslieferung verlangt; ihre unermüdeten Nachstellungen zwangen ihn jedoch zu fernerer Verborgenheit.

In Corsica dauerte der Krieg gegen die Genueser fort. Die Corsen wollten von keiner Unterwerfung hören, und Theodor's Name blieb als vereinigendes Zeichen an der Spitze ihres Widerstandes. An den Abwesenden knüpfte sich neue Hoffnung und neuer Eifer; man bereute die trostlosen Vorgänge, die ihn zur Abreise genöthigt hatten, und wünschte sehnlichst seine Wiederkehr. Eine Schrift aus Genua, worin sein Weggehen, seine vergeblichen Bemühungen und persönlichen Unfälle die tiefste Herabsetzung erfuhren, wurde durch eine Gegenschrift aus Corsica bündig widerlegt, und statt des vorigen Unwillens zeigte sich nur Liebe und Anhänglichkeit. Um so größer darauf war die Theilnahme und Niedergeschlagenheit, welche sich auf der Insel verbreiteten, als durch den Hauptmann Sinibaldi, von Theodor's Generalstabe, die Nachricht seiner in Amsterdam geschehenen Ver-

haftung ankam. Im Lager vor Bastia herrschte die traurigste Bestürzung, und die Genueser glaubten den Augenblick günstig, die Corsen zur Nachgiebigkeit zu bringen. Sie ließen daher eine allgemeine Verzeihung kund machen, und dieselbe mit anderen Anträgen, die unter solchen Umständen annehmbar schienen, durch die Schildwachen in das Lager hinüber reichen. Schon glaubten die Genueser, weil die Corsen in zahlreichen Gruppen den Inhalt zu berathen schienen, ihrer Sache gewiß zu sein; allein nach wenigen Stunden erfolgte, statt der gehofften Antwort, plötzlich ein allgemeines Abfeuern des Gewehrs, und der andauernde Jubelruf: „Es lebe Theodor, unser Vater und König!" Viele sogar in ihrem Eifer drangen, trotz des Hagels von Kugeln, der sie empfing, bis dicht unter die Wälle der Festung, und riefen mit starker Stimme die Erklärung hinauf, daß sie nie ein anderes Oberhaupt erkennen würden, als ihren König Theodor, und wenn er das Unglück hätte zu erliegen, so würde einer seiner Verwandten auftreten, und die Rechtmäßigkeit ihrer Wahl dann in diesem mit Gut und Blut behauptet werden! Diese Bewegung vor Bastia, zu welcher hauptsächlich der Kanonikus Orticoni eifrigst gewirkt hatte, theilte sich den übrigen Corsen mit, und eine allgemeine Consulta zu Corte am 21. Januar 1737 stellte einstimmig dieselben Beschlüsse auf. Wunderbar genug kamen inzwischen fortwährend kleine Hülfssendungen an, welche Theodor nicht aufhörte von allen Orten, wo er sich je befand, nach Corsica zu befördern. Sie reichten hin, dem allerdringendsten Mangel an Waffen und Pulver abzuhelfen; und damit zugleich erfrischten sie den Muth und belebten die Hoffnung. Manche Schiffe, deren Ladung Theodor nicht hatte baar bezahlen können, waren auf Erzeugnisse der Insel angewiesen; indem er fremde Betriebsamkeit zweckmäßig dorthin leitete, wurde den Corsen ihr wandernder König solchergestalt noch als Handelsreisender nützlich, der ihre Waaren ausbot! Großen Jubel erregte die Nachricht von seiner Befreiung, noch freudigeren Eindruck die darauf folgende von seiner Ankunft in Lissabon; am 15. Juli, hieß es, war er dort eingetroffen, nach zwölftägigem Erwarten mehrerer Schiffe mit

diesen abgesegelt, und jetzt auf dem Wege nach Corsica. Schon wollte man ihn an der Küste von Toscana, dann selbst auf Corsica gesehen haben. Er selbst aber kam nicht, sondern fürerst vier holländische Schiffe aus Amsterdam und Zeeland, beladen mit Mund- und Kriegsvorräthen, an deren Statt sie Oel und andere Erzeugnisse der Insel einnahmen. Theodor war nach Lissabon gereist, um die Gesinnungen des dortigen Hofes zu erforschen, mit welchem er einen Vertrag zu schließen hoffte; allein die Bedenklichkeiten überwogen hier die Begünstigung, deren er sonst genug theilhaftig war. Von Lissabon ging er nach Malaga, kehrte aber bald wieder zurück, und befand sich im Herbste wieder zu Amsterdam.

Die Republik Genua versäumte unterdeß kein Mittel, um den Sachen in Corsica eine andere Wendung zu geben. Sie hatte Schweizer und Graubündtner in Sold genommen, die Verbrecher aus den Gefängnissen zu Soldaten gemacht, und gegen die Corsen losgelassen; doch alles ohne den gewünschten Erfolg. Durch rastlose Bemühungen brachte sie es dahin, daß ihr durch eine Erklärung der Höfe von Wien und Versailles der Besitz von Corsica zugesichert wurde. Weitere Verhandlungen bewirkten endlich die Zusage Frankreichs, eine bedeutende Truppenmacht nach Corsica zu senden, wofür die Republik eine erste Zahlung von 700,000 Lire und eine zweite von 2 Millionen versprach. Die corsischen Häupter, nicht wenig bestürzt durch diese Nachricht, wandten sich mit dringenden und beredten Vorstellungen an den französischen Hof, theilten ihm ihre Beschwerden mit, und baten um Schonung und Schutz. Die Genueser ihrerseits machten gerade jetzt neue Vergleichsvorschläge, die durch ihre Billigkeit neben den Drohungen Frankreichs ein doppeltes Gewicht erhielten. Die Corsen, welche sich in der Erwartung, daß Theodor mit dem offenen Beistand einer großen Macht zu ihnen wiederkehrte, fortwährend getäuscht sahen, und nicht hofften, einer französischen Truppenmacht aus eigenen Kräften widerstehen zu können, waren bald geneigt, auf die genuesischen Vorschläge einzugehen, und auf ihre Unabhängigkeit verzichtend, wenigstens ihre Unterwerfung an leidliche Bedingungen zu knüpfen. Schon glaubten sich die

Genueser ihrer Sache gewiß, als ein Schreiben Theodor's aus Amsterdam vom 21. Oktober plötzlich die ganze Stimmung veränderte. Er äußerte Zweifel, daß der König von Frankreich zur Herstellung der grausamen Gewaltherrschaft Genua's seine Truppen nach Corsica senden werde; wenn aber gleichwohl, was Gott verhüten wolle, der Fall einträte, so bliebe den Corsen reiflich zu überlegen, was ihnen zum Heil gereiche; wollten sie unter das Joch der Genueser zurückkehren, so habe er ihrem Geschicke fernerhin nur Thränen zu widmen; wollten sie aber, wie er hoffe und vertraue, ihre Freiheit standhaft vertheidigen, so werde er sie, wie schon bisher, aus allen Kräften unterstützen, und baldigst mit starker Hülfsmacht in ihrer Mitte sein. Unglaublich war der Eindruck, den dieses Schreiben machte; die Reichsverweser Giafferri, Giacinto Paoli und Ornano theilten dasselbe in einer allgemeinen Consulta am 26. Dezember zu Corte mit, und am folgenden Tage wurde einstimmig der Beschluß gefaßt, Theodor's Wahl unerschütterlich zu behaupten, und für ihn zu leben und zu sterben. Eine andere Versammlung zu Corte am 6. Januar 1738 erließ ein Manifest, in welchem die gleichen Gesinnungen ausgedrückt, und die großen Verdienste Theodor's um Corsica, dessen Zustand unter ihm sich wesentlich verbessert habe, preisend angeführt wurden; die Weisheit der Gesetze, die wohlthätigen Einrichtungen aller Art, die Abschaffung drückender Lasten, die Freiheit der Korallenfischerei, die Herstellung der Salzwerke, der Beginn des Bergbau's, die Geschenke und Gaben aller Art, welche die Corsen ihm verdankten, dürften nie aus ihrem Gedächtnisse weichen. Der neue Eifer bewährte sich durch die That; der Kampf begann zu Wasser und zu Lande mit verstärkter Wuth, die Genueser steigerten ihn durch grausame Hinrichtung der Gefangenen zu einer Erbitterung, der auch die ihrigen zum Opfer fielen.

Theodor's nie rastende Thätigkeit wurde durch jene Vorgänge wo möglich noch feuriger belebt. Zwar dünkte ihn die Lage der Dinge für seine persönliche Wiederkehr nach Corsica noch nicht reif; die Verhältnisse in Holland, auf welchen seine ganze Kraft beruhte, und die zahllosen Ver-

bindungen und Hoffnungen, die er unaufhörlich bearbeitete, bestanden größtentheils nur durch seine wirksame Gegenwart, während er in den corsischen Angelegenheiten auch abwesend festen Fuß behielt. Desto unermüdeter und unerschöpflicher war er in Betreibung neuer Hülfsmittel und Absendung von Waffen und Vorräthen. Am 5. Februar kam in Aleria ein Schiff an, welches den Hauptmann Sinibaldi, Costa den Sohn, zwei Kaplane Theodor's und sechs Offiziere nebst 100 Fässern Pulver, 500 Paar Schuhen, vielem Blei, Eisen und anderen Sachen an's Land setzte. Die wiederholte Versicherung, daß Theodor nächstens mit großer Hülfe erscheinen werde, erregte so große Freude, daß in Corte und vielen anderen Orten deßhalb ein Tedeum gesungen wurde. Dieselbe Versicherung und neuen Trost brachte bald nachher der Oberst Antonio Colonna, ein vertrauter Freund Theodor's und tüchtiger Kriegsmann, der mit dem Hauptmann Drewitz und 14 anderen deutschen Offizieren und vielem Kriegsbedarf von Livorno anlangte. Er wies Vollmachten vor, die ihn zu besonderer Unternehmung berechtigten; demgemäß erhielt er eine eigene Schaar von 800 Mann, mit denen er das Fort Isola Rossa unverzüglich angriff, und nach neunstündigem Gefecht eroberte. Die genuesische Besatzung hatte von hier aus die Corsen stets verhindert, von den Erzeugnissen der Umgegend, welche besonders das beste Oel lieferte, gehörigen Vortheil zu ziehen; auf jeden solchen Umstand aber mußte auch aus der Ferne Theodor's Augenmerk sorgsam gerichtet sein. Colonna schändete seinen Sieg durch schreckliche Grausamkeit gegen einen Corsen, der hier gefangen wurde, und des Verraths gegen sein Vaterland und eines Mordanschlages gegen Theodor schuldig war; die Genueser selbst behandelte er als Kriegsgefangene.

Lange schon war die Rede von französischer Truppenmacht, die auf Corsica erscheinen sollte; ihre Ankunft wurde bald verkündigt, und bald wieder bezweifelt. Der Hof von Versailles zögerte geflissentlich, und wünschte den Kampf durch Vermittelung beizulegen; allein die Corsen erklärten, so bereit sie wären, ihr Schicksal in die Hände des Königs von Frankreich zu legen, so entschlossen seien sie, unter das Joch von

Genua nie zurückzukehren. Endlich mußte daher der Hof, bestürmt von den Mahnungen der Republik, welche auf Erfüllung des Vertrages drang, sich zur Truppensendung entschließen. Der Kardinal Fleury, welcher an der Spitze der französischen Staatsgeschäfte stand, wurde noch durch einen anderen Grund bewogen; er fürchtete nämlich, daß Spaniens Einfluß, wenn Frankreich nicht zuvorkäme, in Corsica die Oberhand nehmen möchte, da ohnehin jene Macht für die Hauptstütze Theodor's galt, dessen Hülfsmittel und Ausführungen ganz Europa in Erstaunen setzten, und ohne einen solchen Hinterhalt ganz unbegreiflich schienen. Demnach wurde der Befehl ertheilt, in der Provence vorläufig 6 französische Bataillons, etwa 3000 Mann, nebst 16 Stücken Geschütz und anderem Kriegsbedarf unter dem Generallieutenant Grafen Boissieux nach Corsica einzuschiffen. Diese geringe Stärke zeigte deutlich, wie wenig Frankreich an völlige Unterjochung der Corsen dachte. Auch hatte der Graf Boissieux den bestimmten Auftrag, vor den Waffen jedes Mittel der Güte zu versuchen. Die Erscheinung des französischen Geschwaders vor Bastia am 6. Februar wurde sogleich von den Bergen wahrgenommen, und setzte mit unglaublicher Schnelligkeit die ganze Insel in Bewegung. Ein allgemeiner Rausch entflammte alles zum kampfbegierigen Widerstande. Die Einwohner aus allen Theilen der Insel liefen nach Corte zusammen; Greise, Weiber, Geistliche und Kinder kamen bewaffnet, und wollten für die Freiheit fechten! Die Menge betrug über 60,000 Menschen; die Häupter entließen aber die Mehrzahl sogleich wieder, und behielten nur 10,000 Mann zurück, welche sie in 10 Regimenter theilten, jedes von 10 Kompanieen, deren Hauptleute sämmtlich Ritter des Ordens der Befreiung waren. Ein Regiment von 1200 ausgewählten Jünglingen wurde ganz mit Flinten bewaffnet, die Theodor gesandt hatte. Von diesem traf eben zu rechter Zeit ein Kriegsschiff von 18 Kanonen unter der Flagge von Corsica ein, und brachte 8 Kanonen, 600 Flinten, Pulver und andere Sachen; dazu abermals sechs deutsche Offiziere, welche neuerdings die besten Hoffnungen gaben, daß Theodor in kurzem ankommen würde. Das Schiff war

in Holland als Kaper ausgerüstet, um gegen die Genueser zu kreuzen.

Die Republik, welche in dem Grafen Boissieux ein blindes Werkzeug ihrer Rache gehofft hatte, mußte sich in dieser Erwartung bald getäuscht sehen. Er enthielt sich anfangs aller Feindseligkeiten gegen die Corsen, und knüpfte mit ihnen Unterhandlungen an, die durch sein kluges und mildes Benehmen guten Fortgang hatten. Die Häupter der Corsen gewannen Zutrauen zu ihm, die Genueser beklagten sich, und zwischen ihren Behörden und dem französischen General kam es zu offener Zwietracht. Die französischen Offiziere und selbst Soldaten theilten die günstige Stimmung, die für die Corsen überall rege war, so wie den Haß, den die grausame Gewaltherrschaft der Genueser allgemein erweckt hatte. Unter diesen Umständen waren die Corsen geneigt, mit Frankreich eine Abkunft einzugehen, nur die letzte Bedingung, Genua wieder als ihre Oberherrin anzuerkennen, schien für sie unerträglich. Während noch unterhandelt wurde, kam indeß am 8. April Niccolo Frediani als Generalkommissair Theodor's aus Deutschland an, und überbrachte Kriegsvorräthe und Briefe. Theodor schrieb an die Reichsverweser, sie möchten die Drohungen Frankreichs nicht achten, noch durch die trügerischen Vorschläge der Republik sich blenden lassen; er versprach, nächstens mit Truppen zu erscheinen, und eine mächtige Schutzvermittelung für sie zu bewirken; sie möchten ihrerseits gleichfalls sich anstrengen, ihre Wahl aufrecht erhalten, und neu beschwören und durch ein Manifest feierlich bekräftigen, daß sie mit Genua nie wieder verbunden sein wollten; er beschwor sie, in Eintracht, Treue und Gehorsam mit fester Hoffnung an ihm zu halten. Die Häupter trugen Bedenken, dieses Schreiben bekannt zu machen, weil bei der großen Liebe des Volks für Theodor die neue Eidleistung ihre schon weit gediehenen Verhandlungen mit Frankreich wieder zerstören würde. Frediani ließ sich aber nicht abhalten, sondern reiste selbst in mehreren Bezirken umher, und verkündigte seine Botschaft, die mit Begeisterung aufgenommen wurde. In Casinca war der Mittelpunkt von Theodor's Parthei; die Reichsverweser aber trennten sich mehr und

mehr von ihr, und machten sich eigene Anhänger; doch durften sie, des Volkes wegen, Theodor in ihren Unterhandlungen noch nicht aufgeben. In Portovecchio traf am 7. Mai wieder ein Schiff von ihm ein, welches 32 Kanonen, 300 Flinten, Pulver, Granaten, Schuhe u. s. w. brachte; der Kapitain empfing dafür Oel, Wein, Ziegenwolle, Wachs, Korallen und andere Erzeugnisse. Im Anfange des August kam in Aleria als Vorläufer Theodor's nun auch sein Vetter Drost mit ansehnlichen Mund- und Kriegsvorräthen an, und wiederholte alle früheren Versprechungen. Das Volk umringte ihn, und wollte von Theodor hören, ungeduldig auf seine Ankunft harrend. Der Graf Boissieux aber fand die Gegenwart eines so nahen Verwandten Theodor's auf der Insel höchst bedenklich, und bewog ihn, auf eine Zeitlang nach Livorno zurückzugehen, in der guten Meinung, Frankreich sei auf dem Wege, für Theodor vortheilhafte Bedingungen zu vermitteln, deren Abschluß nicht gestört werden dürfe.

Theodor indeß hatte seine Anstrengungen in Holland zu einem bedeutenden Erfolge gebracht. Von einem Ausfluge nach Deutschland, wo er Offiziere und Soldaten geworben, war er zurückgekehrt, und betrieb nun seine eigene Abreise nach Corsica. Eine Gesellschaft angesehener Kaufleute, unter welchen namentlich die reichen jüdischen Häuser Luca Boom Tronchain und Neuville angeführt werden, hatte ihm ihre Hülfsquellen eröffnet, und ihn in Stand gesetzt, jene bedeutenden Sendungen zu machen. Jetzt bewilligten sie zu einer Hauptunternehmung 5 Millionen Gulden, wogegen Theodor ihnen den ausschließlichen Handel mit Corsica zugestand, und zur Sicherheit die Häfen von Portovecchio und Ajaccio versprach. Man hatte die Generalstaaten von Holland in Verdacht, an der großen Ausrüstung, welche nun erfolgte und die Welt in Erstaunen setzte, nicht geringen Antheil zu haben. Mit einem Geschwader von drei Kriegsschiffen und mehreren Transportschiffen, unter holländischer Flagge, erschien am 13. September 1738 endlich Theodor selbst zum zweitenmale vor Aleria. Noch vom Schiffe sandte er einen Adjutanten mit einem Schreiben an die Reichsverweser nach

Corte. Er benachrichtigte sie von seiner Ankunft und seinen Hülfsmitteln; diese würden noch größer sein, sagte er, wenn nicht der Sturm einen Theil seiner Schiffe zerstreut hätte; indessen wolle er nicht das Land betreten, bevor die Corsen ihm ihre Entschlüsse mitgetheilt, ob sie gesonnen wären, ihn als ihren König zu behaupten, und den Kampf der Freiheit muthig fortzusetzen, oder sich ihren grausamen Feinden zu unterwerfen; im letzteren Falle müsse er sie ihrem Schicksale überlassen, und für sein Theil sich zurückziehen, den Rest seiner Tage in glücklicheren Ländern zu verleben. Bald aber war das Meeresufer mit Volk erfüllt, das ihn zu sehen wünschte, und Einladungen bestürmten ihn, das Land zu betreten. Die Theilnahme der Menge sprach sich laut und heftig aus; er sei der rechtmäßige König, hieß es, man habe ihn selbst gewählt, es wäre treulos und schändlich, ihn zu verlassen. Auf allgemeines Bitten stieg er endlich an's Land, wo er mit Lebehruf und Jauchzen empfangen wurde. Seine mitgebrachten Vorräthe setzten alles in Erstaunen; sie waren in der That für Corsica ungeheuer; man zählte 12 vierundzwanzigpfündige und 12 zwölfpfündige Kanonen, 3 achtzehnpfündige Feldschlangen, 6000 Flinten, 1300 große Musketen, 2000 Bajonette, 2000 Paar Pistolen, 180,000 Pfund Pulver, Blei, Eisen, und Kriegsgeräthe aller Art, dazu eine Menge Uniformen, Schuhe, und 80 Kisten eigenes Gepäck. Minder groß war sein Gefolge; es bestand nur aus 20 Personen, worunter einige Offiziere. Der Beistand einer großen Macht schien bei solchen Mitteln dennoch unzweifelhaft; selbst der Graf Boissieux glaubte daran, und die Vermuthungen fielen theils auf Spanien, theils auf Holland.

Ungeachtet der großen Freudenbezeigungen des Volks und dessen entschiedener Zuneigung, blieb Theodor, durch das Ausbleiben der Antwort abseiten der Häupter, in beunruhigender Ungewißheit über seine Lage. Am Tage verweilte er zwar am Lande, aber jeden Abend kehrte er zum Schiffe zurück, und schlief an Bord. Doch hier gerade war die Gefahr eines heimlichen Anschlags, den er meiden wollte, für ihn am größten. In der Nacht des dritten Tages nach seiner Ankunft konnte er, gegen seine Gewohnheit, nicht schla-

fen; kaum hatte er die Augen geschlossen, so fuhr er plötzlich aus dem Schlummer auf, und empfand eine Unruhe, als stünde ihm ein Unheil bevor. Nach mehrmaligem Versuche wieder einzuschlafen, erwachte er auf's neue und mit so heftiger Bewegung, daß er sich getrieben fühlte aufzustehen. Er weckte zwei Bediente, und ging auf dem Verdecke spaziren, wo er bei dem Kapitain des Schiffes noch Licht bemerkte. Er machte demselben einen Besuch, und fand ihn ganz angekleidet, zugleich aber ganz bestürzt und außer Fassung. Theodor sah ihm scharf in's Auge, und beschuldigte ihn der Verrätherei; sogleich stürzte der Kapitain zu seinen Füßen, und bekannte, daß die Genueser mit Versprechung großer Summen ihn gedungen hätten, die Pulverkammer anzuzünden, um das Schiff mit Theodor auffliegen zu lassen. Theodor verurtheilte ihn zum Tode, und ließ ihn morgens am Mastbaum aufhängen. Diese wunderbare Rettung erschien dem Volk als eine unmittelbare Fürsorge des Himmels. Man erzählte, die heilige Julia, Beschützerin von Corsica, sei ihm in jener Nacht erschienen, und habe ihm die Gefahr angezeigt; nach solchem augenscheinlichen Wunderzeichen dürfe man getrost erwarten, daß er in kurzem von allen Mächten als König anerkannt sein würde! Der Zudrang wurde immer stärker; aus Calenzana stellten sich 800 Bewaffnete bei ihm ein, aus nahen und fernen Bezirken kamen seine Anhänger herzu; Abtrünnige, die bei den Genuesern gedient, flehten seine Verzeihung an; alle erneuerten ihm ihre Huldigung, ihre Treuschwüre. Er beschenkte alle, die ihm nahten, den einen gab er Geld, den anderen Waffen, Pulver, Bekleidung.

Der Graf Boissieux sandte Schreiben durch das Land, worin die Corsen ermahnt wurden, sich ruhig zu verhalten, und auf Theodor's Betreibungen nicht einzugehen; allein die französischen Boten kehrten meist mit der Antwort zurück, die Einwohner wollten für ihren König Theodor leben und sterben. Hierauf erließ Boissieux eine heftige Erklärung gegen ihn und seinen ganzen Anhang; wer ihn aufnehme, solle als Staatsverbrecher behandelt, das Haus, wo er Obdach gefunden, niedergerissen werden; habe er nach acht Tagen die

Insel noch nicht verlassen, so werde Frankreich die bisherige Vermittelung einstellen. Diese Drohungen verbreiteten Furcht und Schrecken in der Umgegend von Bastia, und wirkten besonders auf die Häupter, welche die Unterhandlung mit Frankreich betrieben. Vorzüglich erklärte sich Giacinto Paoli gegen Theodor, und warnte das Volk, sich nicht in neue Gefahren zu stürzen. Orticoni und Giafferi waren als Bevollmächtigte in Bastia, und wurden dort zurückgehalten. Die Stimmung theilte sich zwischen Frankreichs Ansehen und der Liebe zu Theodor, und dieser, der endlich an's Land gekommen war, wagte nicht in das Innere der Insel vorzugehen, sondern hielt sich meist in Campoloro und der umliegenden Gegend auf, wo die Gesinnung der Einwohner ihm größere Sicherheit gab. Ungeachtet dieser mißlichen Umstände konnte Theodor, gestützt auf die Zuneigung des corsischen Volkes und auf den Eifer seiner Verbündeten in Holland, noch immer hoffen, sich auf der Insel zu behaupten. Es kam hauptsächlich darauf an, einen festen Platz und sicheren Seehafen zu gewinnen, den er sich dann so leicht nicht hätte wieder entreißen lassen. Er richtete sein Augenmerk auf Ajaccio, und beschloß diesen Platz von der Land- und Seeseite sogleich anzugreifen. Schon waren die Anstalten von der Landseite getroffen, und er selbst wollte mit seinem Geschwader vor dem Hafen erscheinen; allein gehäufte Unglücksfälle schlugen plötzlich seine ganze Hoffnung nieder. Französische und genuesische Kriegsschiffe nahmen an der Küste acht Fahrzeuge weg, welche ihm neue Unterstützung zuführten. Der härteste Schlag folgte nach! Seine drei Hauptschiffe, von welchen die Kriegsvorräthe noch nicht an's Land geschafft waren, lichteten die Anker, und segelten nach Neapel. Der Kapitain war von den Kaufleuten in Amsterdam beauftragt worden, für seine Ladung corsische Erzeugnisse in Empfang zu nehmen, und da Theodor manche Gegenstände ausladen ließ, ohne daß zu dem versprochenen Ersatz irgend eine Aussicht erschien, so hatte jener vorgezogen, seine Ladung in Sicherheit zu bringen. Vergebens ließ ihn zu Neapel der holländische Konsul, Theodor's vertrauter Freund, in Verhaft setzen und hielt ihm seine Treu-

losigkeit vor; das Unglück war geschehen, und Theodor sah sich in dem Augenblick, da er ihrer am meisten bedurfte, aller Mittel beraubt. Neue Kundmachungen und Versprechungen abseiten Frankreichs und Genua's hielten die besorgten Gemüther in Zweifel, neue französische Truppensendung erschreckte die tapfersten. Theodor, hülflos und verlassen, jeden Augenblick in Gefahr, das Opfer irgend eines Verrathes zu werden, und seiner eigenen Sache jetzt von keinem Vortheil, hatte keine Wahl mehr, er mußte seinem Reiche nach kurzem Wiedersehen abermals den Rücken wenden. So schnell war die glänzende und staunenswürdige Ausrüstung, deren Betrieb jahrelange Arbeit gekostet, und an welche sich die stolzesten Hoffnungen geknüpft, am Ziele selbst gescheitert und vernichtet!

Theodor kam auf einer corsischen Feluke gegen Ende Novembers zu Neapel an, wo der holländische Konsul ihn bei sich aufnahm. Hier wurde er am 2. Dezember durch eine Abtheilung Grenadiere verhaftet, und in festen Gewahrsam nach Gaeta abgeführt. Die Genueser frohlockten bei dieser Nachricht, und stellten Freudenfeuer und andere öffentliche Lustbarkeiten an; doch zu voreilig, wie sich bald ergab. Theodor's Verhaftung war zu seiner eigenen Sicherheit geschehen, um ihn dem ungeheuern Zudrang der Menge, die ihn zu sehen wünschte, so wie den Nachstellungen, die er fürchten konnte, zu entziehen. Er wurde während des Verhafts mit großer Auszeichnung behandelt, und durfte jeden Besuch annehmen; seine kühne Haltung und die große Freigebigkeit, die er gegen jederman bewies, setzten in Erstaunen, und man begriff nicht, woher ihm unter solchen Umständen noch so reiche Hülfsquellen kämen. Nach wenigen Tagen wurde er wieder in Freiheit gesetzt, doch mit dem Beding, das Königreich Neapel zu verlassen; er begab sich hierauf, bis zur Gränze des Kirchenstaates von einer neapolitanischen Reiterbedeckung ansehnlich begleitet, nach Terracina, wo er sich auf einem schwedischen Kauffahrer einschiffte, und mit diesem, der nachgehends seine Flagge veränderte, den Augen der Nachforschenden, man wußte nicht wohin, entzog. In neue Irrfahrten geworfen, theilte sich

seine Anstrengung in das wechselvolle Bemühen, bald für sich selbst Verborgenheit, bald für Corsica neue Wirksamkeit zu suchen; denn kein Unglück und kein Elend konnte ihn bewegen, diese Richtung jemals aufzugeben. Man wollte ihn im Laufe des Jahres 1739 abwechselnd in Livorno, in Rom, in Venedig gesehen haben, ja selbst in Tunis sollte er gewesen sein; jedoch war er zuverlässig am Ende des genannten Jahres, und vielleicht schon viel früher, in Holland, der bequemsten Stätte für seine Thätigkeit und Sicherheit.

Der Krieg in Corsica dauerte jedoch nicht minder fort. Der Marquis von Maillebois, Nachfolger des inzwischen zu Bastia verstorbenen Grafen Boissieux, erfuhr, ungeachtet seiner bedeutend vermehrten Truppenmacht, in Unterhandlungen und Gefechten, den hartnäckigsten Widerstand. Seltsam war es, daß die Thatkraft und Entschlossenheit, deren Erlöschen Theodor'n zum Weggehen nöthigte, nach seiner Entfernung immer gleich wieder hervortraten, so daß es scheinen konnte, er habe ohne Noth und Grund sich entfernt. Die Sache war, daß die Corsen, sobald Theodor unter ihnen stand, ihre Anstrengungen einhielten, sich in inneren Zwiespalt gegen einander stellten, und nun von dem Könige alles Heil erwarteten; wurden sie wieder sich selbst überlassen, so war der Kampf gleich wieder die Sache eines jeden, und gewann nach außen den Zusammenhang, der ihm nach innen fehlte. So hielt auch Drost, der mit Theodor nach Corsica abermals zurückgekehrt war, auch nach dessen Weggehen als einzelner Anführer immer noch einigen Anhang zusammen; ohne daß weder die Franzosen, noch die corsischen Häupter es hindern konnten. Von Theodor selbst war jedoch kaum die Rede mehr; Maillebois hatte sogar das Gerücht von seinem Tode mit Erfolg ausgesprengt. Desto überraschender erschien gegen Ende des April Friedrich von Neuhof, ein Neffe Theodor's, mit guten Nachrichten und Briefschaften von seinem Oheim, der die Corsen auf seine baldige Rückkehr vertröstete, und sie dringend ermahnte, ihre ganze Kraft anzustrengen, um Ajaccio oder einen anderen guten Seeplatz einzunehmen, damit die Flotte, welche jeden Augenblick eintreffen könnte, einen sicheren Hafen vorfände. Durch diese

Botschaft wurde neuer Eifer für Theodor's Sache rege; besonders im Inneren der Insel, wo man die Franzosen weniger fürchtete. Der junge Neuhof, ein Sohn von Theodor's Schwester, war aus französischen Kriegsdiensten ausgetreten, um sich dem Geschicke seines Oheims anzuschließen, und hatte, den Umständen gemäß, dessen Namen angenommen; ausgezeichnet durch lebhaften Geist und feurigen Kriegsmuth, wußte er bald das Vertrauen der Corsen zu gewinnen, und der Anhang seines Oheims, unzufrieden mit den Befehlshabern Giafferri und Paoli, deren Eifer sichtbar erkaltete, machte ihn zum Anführer neuer Bewaffnungen. Eine Versammlung zu Corte am 16. Mai bestätigte die schon gefaßten Entschließungen, in keinem Fall unter das Joch der Genueser zurückzukehren, und die Franzosen, welche diesen beistünden, mit aller Macht zu bekämpfen. Der Marquis von Maillebois traf indeß seine Anstalten so gut, und wußte seine Truppen so geschickt zu verwenden, daß die meisten Bezirke des nördlichen Theiles der Insel sich nach und nach unterwarfen. Corte, die innere Hauptstadt, fest durch ihre Lage auf einem hohen Felsen, ergab sich ohne Schwertstreich; Giafferri und Giacinto Paoli legten die Waffen nieder, und begaben sich mit französischer Bewilligung im Juli nach Neapel, wo sie der König beider Sicilien als Obersten in seinen Dienst aufnahm. Ihnen folgten 21 andere Anführer, und unter diesen auch Drost, der mit Theodor sowohl als mit dem jungen Neuhof gleich unzufrieden war, und mit Maillebois besondere Verträge geschlossen hatte. Nur allein Neuhof hielt noch Stand. Durch seinen muthigen Eifer bewog er die Einwohner einiger südlichen Bezirke, stark durch ihre Gebirgslage, ihren Vorsätzen treu zu bleiben; sie schwuren, die Freiheit des Vaterlandes bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen, und ihren Untergang nicht zu überleben. Mit 1400 Mann rückte er am 5. September vor Sartene, mußte jedoch nach vier Tagen vergeblicher Anstrengung wieder abziehen. Die Franzosen gewannen täglich mehr Boden, und engten die Verbündeten mehr und mehr ein. Zicavo, ein kleiner Gebirgsort, war die letzte Zuflucht; vergebens wiederholte Maillebois dringend seine Aufforderung,

sie möchten Neuhof ausliefern und sich ergeben; sie antworteten trotzig, sie hätten geschworen, jenen und sich selbst zu vertheidigen. Neuhof, der Pfarrer des Ortes, und einige Franziskaner erhitzten die kleine Schaar zum wüthendsten Widerstande. Doch von allen Seiten mit Uebermacht angegriffen, mußten sie bald unterliegen. Neuhof rettete sich mit 30 Mann, die ihn nicht verlassen wollten, auf das höchste Gebirge, jedem Feind unzugänglich; Maillebois, überzeugt, daß Hunger und Mangel ihn aufreiben werde, überließ ihn dort seinem Schicksal. Nachdem aber die Franzosen aus Zicavo wieder abgezogen waren, kehrte Neuhof dahin zurück, weil der Schnee den Aufenthalt im Gebirge nicht länger gestattete, und hoffte daselbst eine sichere Freistätte für den Winter zu haben, weil auch der Ort selbst durch eine ungeheure Menge von Schnee bis zum Frühling von allem Verkehr abgeschnitten zu sein pflegte. Die Einwohner, durch die hinterlassenen Drohungen der Franzosen erschreckt, vermieden die Gemeinschaft mit diesem Häuflein, das in ihrer Mitte ein abgesondertes Dasein führte, und von seinen schon früher gemachten Vorräthen zehrte. Im Februar des Jahres 1740 kamen aber unvermuthet die Franzosen nach Zicavo, und Neuhof mußte die Flucht ergreifen. In unwegsamen Gebirgen, mit allen Entbehrungen kämpfend und allen Verfolgungen ausgesetzt, trieb er sich den ganzen Sommer umher. Endlich da auch seine Mannschaft zusammengeschmolzen, und keine Aussicht eines Bestehens mehr war, rief er des Marquis von Maillebois Gunst und Verwilligung an, daß ihm erlaubt würde, mit seinen wenigen Leuten sich nach dem Festlande einzuschiffen, welches der französische Feldherr dem jungen tapferen Kriegsmann großmüthig zugestand. Derselbe ging demnach mit 6 Mann, deren jedem sogar ein Gewehr bewilligt wurde, im Oktober auf einer Feluke nach Livorno unter Segel. Die ganze Insel war nunmehr den französischen Waffen unterworfen.

Nachdem auch jener Strahl von Hoffnung erloschen, und Theodor, jetzt ohne unmittelbare Stütze unter den Corsen, durch seinen und ihren Zustand gleich abgeschnitten von ihnen war, wandte sich die Aufmerksamkeit mehr und mehr von

diesen Angelegenheiten ab. Nur Theodor konnte sich nicht entschließen, die Sachen als beendigt anzusehen; er hoffte auf den unruhigen Geist der Corsen, ihre kriegerische Hartnäckigkeit, auf neue Ereignisse in Europa, und den Wechsel politischer Verhältnisse, wodurch auch seinen Zwecken neue Wege sich eröffnen könnten. Immer thätig, an dem Vergangenen festhaltend, auf die Zukunft hinarbeitend, in rastlosem Verkehr mit allen Betriebsamkeiten der kleinen und großen Welt, führte er ein unstätes, geheimnißvolles Leben. Er hatte Holland schon wieder verlassen, und im Anfange des Jahres 1740 Venedig besucht, im Februar desselben Jahres aber sich in Köln am Rhein aufgehalten, wo er eine Zeitlang im deutschen Hause bei dem Großkomthur des deutschen Ordens, Freiherrn von Drost, heimlich gewohnt, und außer diesem nur noch mit dem Freiherrn vom Stein, einem alten Freunde, vertrauten Umgang gepflogen hatte. Er empfing hier eine Menge Briefe, auch schrieb er selbst unabläßig. Mit Geldmitteln schien er reichlich versehen. Im Dezember des Jahres 1741 zeigte er sich in Chur bei seinem Freunde, dem General von Salis, wo er bei Gastmahlen, welche dieser den fremden Gesandten gab, unter dem Namen eines englischen Lords erschien. Die bedeutenden Zwischenzeiten dieser einzelnen Erscheinungspunkte liegen größtentheils im Dunkeln.

Inzwischen war im Oktober 1740 Kaiser Karl der Sechste gestorben, und durch dieses Ereigniß ganz Europa in Bewegung gebracht. Alle Mächte rüsteten sich zum Angriff oder zur Vertheidigung des von dem Kaiser hinterlassenen, auf seine Tochter Maria Theresia übergehenden Staatenvereins. Spanien, Preußen, Baiern und Sachsen machten Ansprüche an die Erbschaft, und wurden von Frankreich darin unterstützt. England und Oesterreich standen auf der Gegenseite, der sich späterhin mehrere Verbündete anschlossen. Die Insel Corsica wurde unter diesen Umständen im September des Jahres 1741 von französischen Truppen entblößt, und die wiedereingesetzte genuesische Regierung gerieth, nach einem gemäßigten und günstigen Anfang, durch unkluge Gewaltmaßregeln bald wieder mit den Corsen in die alte

Zwistigkeit. Neue Unruhen brachen aus, und viele Bezirke behaupteten eine Art von Unabhängigkeit gegen Genua. In diesen Unruhen erscholl auch sogleich Theodor's Name wieder. Aufmerksam auf jeden Umstand, der seinen Vortheil begünstigen konnte, hatte er schon gleich bei der Nachricht von dem Abzuge der Franzosen seinen Vetter Drost neuerdings nach Corsica gesandt, um daselbst die Lage und Stimmung der Einwohner zu erspähen, neuen Anhang zu gewinnen, und die nahe Wiederkunft ihres Königs zu verkünden. Er selbst aber begab sich nach London, um die günstigen Verhältnisse, welche der Krieg zwischen Frankreich und England für seine Zwecke darbot, bei dem großbritannischen Hofe persönlich anzusprechen und zu bearbeiten. Seine Vorschläge, die Insel Corsica dem Einflusse Frankreichs und der Herrschaft Genua's für immer zu entreißen, und unter dem Schutze Großbritanniens als eigenen Staat zu behaupten, fanden bei den englischen Ministern guten Eingang, doch trugen diese Bedenken, mit ihm selbst, dessen Anrecht und Würde noch jeder äußeren Anerkennung entbehrte, amtliche Verhandlungen anzuknüpfen, und ließen ihm daher einstweilen nur Hülfe und Vorschub versprechen, ohne vor der Welt seine Sache förmlich vertreten zu wollen. Theodor nahm begierig auf, was für den Augenblick einen thatsächlichen Vortheil bot, überzeugt, daß mit diesem, falls nur gehöriger Umfang und Bestand nicht fehlte, alles übrige von selbst kommen würde. Er ließ es jedoch bei diesem Versuche, seiner Sache durch die englische Regierung neuen Schwung zu geben, nicht bewenden, sondern bewog zugleich eine Gesellschaft englischer Kaufleute, ihm gegen das Versprechen künftiger Vortheile und ausschließlicher Vorrechte im Handel mit Corsica, ansehnliche Unterstützung an Waffen und Geld zu verabfolgen, wobei die Gunst und Theilnahme der Minister für jene schon größere Sicherheit gewährte.

So auf's neue ausgestattet mit reichen Hülfsmitteln und Aussichten ging Theodor gegen Ende des Dezember im Jahre 1742 auf einem englischen Linienschiffe von 70 Kanonen unter Segel, und erschien, da seiner kaum noch irgend gedacht wurde, unvermuthet in Lissabon, von wo alsbald das

Gerücht seiner neuen Unternehmung erscholl, und die Augen der Theilnehmenden neuerdings auf ihn wandte. Mit demselben englischen Schiffe kam er am 7. Januar 1743 glücklich in Livorno an, wo er sogleich die vielen Corsen, welche theils gezwungen, theils freiwillig außerhalb des Vaterlandes dort lebten, um sich versammelte, und mit seinen Absichten und neuen Hülfsmitteln bekannt machte. So günstig indeß sein Verhältniß mit England hier erscheinen sollte, so wenig konnte es ihm selbst genügen; er versäumte daher nicht, noch nach anderem, minder zweideutigen Anhalte sich umzusehen. Er machte in Livorno die Bekanntschaft des österreichischen Generals Breitwitz, und hielt demselben vor, welch wesentliche Vortheile für die Königin von Ungarn daraus entstehen würden, wenn sie die corsische Unternehmung begünstigte; er machte den zwar nicht offen erklärten, doch darum nicht minder wirksamen Beistand der Engländer geltend, sprach von dem Gewinn, welchen auch Oesterreich in seinen italiänischen Besitzungen von der Theilnahme an dem corsischen Handel ziehen könnte, vor allem aber versprach er, was in den damaligen Kriegsbedrängnissen allerdings wichtig sein mußte, die österreichische Hülfe dadurch zu vergelten, daß er die Corsen verpflichten würde, die Waffen für Oesterreich zu führen, die Truppen, die man ihm, für kurze Zeit nur, zu vertrauen hätte, würden gleichsam eine Werbmannschaft sein, die viele tausend tapfere Krieger jenes muthigen Volkes für die österreichischen Fahnen abzuholen käme. So einnehmend war das Betragen, so groß die Ueberredungsgabe, und so glücklich die ganze Persönlichkeit Theodor's, daß er auch die widerstrebendsten Gemüther hinriß. Der deutsche General, anfangs abgeneigt, war bald völlig einverstanden mit Theodor's Ansichten; ganz durchdrungen zuletzt von den angebotenen Vortheilen, eilte er selbst nach Florenz, um dem Hofe — der Gemahl Maria Theresia's, Franz Stephan von Lothringen, war seit dem Jahre 1737 Großherzog von Toscana — die gemachten Anerbietungen mitzutheilen, sehr betroffen, dieselben nur sehr kalt aufgenommen, und endlich ganz abgelehnt zu sehen. Theodor fand sich hiedurch auf den Beistand zurückgewiesen, den ihm die Engländer gewähren mochten,

und mußte mit diesen sein Heil versuchen. Der englische Vice-Admiral Matthews, welcher sich mit einem ansehnlichen Geschwader auf der Rhede von Livorno befand, unterrichtet von Theodor's Verhältnissen in London, noch mehr aber gewonnen durch Theodor selbst und dessen angesehene Freunde, gab ihm ein Kriegsschiff, auf welchem er mit einem Gefolge von Corsen, die sich in Livorno ihm angeschlossen, am 30. Januar 1743 vor Isola Rossa anlangte. Einige Tage vorher hatte ein englisches Schiff den Sekretair Theodor's daselbst an's Land gesetzt, um die Oertlichkeit zu erkunden und die Stimmung der Einwohner aufzuregen. Eine Menge Volks befand sich am Ufer, als Theodor an's Land trat, und begrüßte ihn mit Jubelgeschrei als ihren König, Vater, Befreier. Er theilte Waffen, Pulver, und einiges Geld aus, begab sich dann wieder an Bord, und erließ von hier aus ein Manifest, welches in vielen Abdrücken über die Insel verbreitet wurde. Er klagte darin über die Hindernisse, die ihm bisher in den Weg gelegt worden, die Verfolgungen, die er ausgestanden, über die Treulosigkeit der Reichsverweser und Häupter, die von ihm abgefallen, über den Ungehorsam und die Zwietracht des Volkes; jedoch versprach er allgemeine Verzeihung, mit Ausnahme Giacinto Paoli's und Orticoni's, die als Verräther auf ewige Zeiten aus Corsica verbannt wurden. Ferner rief er alle Corsen aus genuesischen, französischen, spanischen und neapolitanischen Diensten zurück; die sich aber im Dienste der Königin von Ungarn und des Großherzogs von Toscana befänden, sollten daselbst verbleiben, und diesen befreundeten Mächten mit gleichem Eifer und gleicher Treue dienen, wie ihm selbst. Dieses Manifest verursachte einige Bewegung, allein das Volk war durch die Ereignisse der letzten Jahre zu hart getroffen, zu sehr getäuscht und ermüdet durch die vergeblichen Anstrengungen, um sich ohne Bedacht sogleich wieder in neue Gefahren und Kämpfe zu verwickeln. Es kamen Abgeordnete aus den nächsten Gegenden zu Theodor, und erkundigten sich nach den näheren Umständen seiner Wiederkehr, besonders wünschten sie Auskunft, welches die Mächte seien, auf deren Beistand er sich berufe, und deren Schiffe und

Truppen er ankündige. Seine Antwort, es seien der Mächte verschiedene, und die Truppen würden unfehlbar kommen, ohne daß er sie näher angab, überzeugte die Corsen, daß er auf keine Macht rechnen könne, und ihnen nur auf's Gerathewohl verspreche, was er selbst kaum hoffe erfüllt zu sehen. Hierauf ließ alle Beeiferung nach; nur ein spärlicher Verkehr dauerte zwischen ihm und den Einwohnern fort. Die Engländer wollten sich auf nichts Entscheidendes einlassen, und glaubten schon zu viel gethan zu haben. Nachdem er noch eine Zeitlang an der Küste verweilt, kehrte Theodor, sehend und doch nicht glaubend, daß seine Rolle hier ausgespielt sei, auf dem englischen Schiffe nach Livorno zurück. Nach diesem dritten Scheiden sah er die Insel nicht wieder.

Die Genueser voll Ingrimm, diesen verhaßten Feind immer auf's neue wieder auftreten zu sehen, setzten auf seinen Kopf einen Preis von 4000 Krusaden, und verfolgten ihn überall, wo sie seine Spur entdeckten, durch öffentliche und geheime Werkzeuge, mit heftigstem Eifer. In London führte der genuesische Resident Gastaldi von Seiten der Republik bittere Beschwerde über die Mitwirkung der englischen Kriegsschiffe bei Theodor's letzter Unternehmung; die englischen Minister erwiederten aber bloß, sie wären ohne Kenntniß von der Sache, und kümmerten sich nicht um diese Händel. In Florenz, in allen italiänischen Staaten, hatte Genua gegen Theodor geheime Kundschafter aufgestellt. Auch erscholl bald, vielleicht durch seine eigene Veranstaltung, das Gerücht von seinem Tode; einmal hieß es, er sei durch Gift aus der Welt geschafft, dann wieder, er sei zu Livorno beim Ausgang aus dem Schauspiel ermordet worden. Nachdem er sich einige Monate in Livorno und Florenz glücklich verborgen gehalten, wurde er im Mai in letzterer Stadt gewarnt, daß abgeschickte Leute von Genua ihm auf der Spur seien, und man ihn daselbst, wenn die Republik seine Auslieferung verlange, nicht schützen könne. Er suchte daher eine neue Freistätte, und verbarg sich eine Zeitlang bei dem Pfarrer in Cigoli, fand aber auch hier seines Bleibens nicht, und von Gefahr zu Gefahr in wechselnder Zuflucht

herumirrend gelangte er endlich noch glücklich genug nach London.

Im folgenden Jahre finden wir ihn schon wieder unterwegs. Die Republik Genua zog in Gemäßheit eines mit den Corsen geschlossenen Vergleiches ihre Truppen aus Corsica zurück, und in diesem Ereigniß erblickte Theodor gleich wieder einen Hoffnungsschimmer, dem er unwiderstehlich getrieben war zu folgen. Im März 1744 wurde er auf der Durchreise nach Italien in Augsburg gesehen; sein Gefolge bestand aus sechs Personen, worunter ein ehemaliger österreichischer Hauptmann; er selbst aber war als Dominikanermönch verkleidet. Allen Gefahren trotzend erschien er wieder in Toscana, und suchte durch Boten und Briefe nach Corsica zu wirken; der Erfolg, wenn auch seiner Erwartung nicht entsprechend, zeigte doch, daß er nicht ohne Grund in seiner Zuversicht verharrte, und auf den Werth und die Möglichkeiten seines Verhältnisses noch bedeutend rechnen konnte. Seine Anhänger hielten am 14. Juni eine Versammlung zu Corte, und erklärten durch einen Beschluß, den die Abgeordneten der meisten südlichen Bezirke unterschrieben, daß sie ihren selbstgewählten König bis in den Tod behaupten, und ihrer Treue Gut und Leben opfern wollten. Aus Mangel an Zusammenhang und näherem Antrieb erlosch die Erregung bald wieder, ohne daß Theodor davon weiteren Gewinn gehabt. Seltsam genug erschien ihm in diesem Jahre noch unvermuthet ein Nachahmer und Nebenbuhler. Der Graf von Beaujeu, ein französischer Offizier, der unter Maillebois in Corsica gedient, fand Theodor's Rolle, wie traurig sie auch sein mochte, noch reizend genug, um darin mit ihm zu wetteifern. Er machte sich einige Anhänger unter den Corsen, suchte Hülfe in Algier und Tunis, und wollte eben an der Spitze seiner Unternehmung hervortreten, als die ganze Sache an Genua verrathen wurde, und für den Grafen von seinem großen Plane kein weiteres Ergebniß blieb, als der Spott und das Lachen seiner Landsleute.

Aufmerksam auf jede Bewegung, immer bereit den dargebotenen Vortheil zu ergreifen, und unermüdet in Erweckung neuer Glücksfälle, beharrte Theodor standhaft auf

seinem Posten in Italien, so lange der Zustand von Corsica noch Gelegenheit gab, unvermuthete Entwickelungen zu hoffen. Vielfacher Wechsel erging in kurzer Zwischenzeit über die beklagenswerthe Insel. Der König von Sardinien erklärte sich zum Beschützer der Corsen, und erregte sie zu neuem Aufstande gegen Genua. Die Engländer beschossen Bastia; österreichische und piemontesische Truppen landeten, um Corsica's Freiheit gegen Genueser und Franzosen zu vertheidigen. Eingetroffen waren endlich alle Verheißungen Theodor's, der erklärte Beistand großer Mächte, die Erscheinung zahlreicher Hülfstruppen, nichts fehlte, was seine und der Corsen Sache glänzend erheben und dauernd stützen konnte; nie hatte sein Stern, so schien es, herrlicher geleuchtet! Aber dieser leuchtende Stern war nicht mehr der seine! Was er jahrelang mit heißen Wünschen und rastlosen Anstrengungen vergebens erstrebt und gehofft, trat jetzt, ohne sein Zuthun, als Frucht der Umstände von selbst ein; aber, wie ohne sein Zuthun, so auch ohne seinen Gewinn. Vergebens war er bemüht, in die Ereignisse einzudringen, seine Sache damit zu verflechten, zu den Erfolgen mitzuwirken; die Mächte hielten seine Ungeduld mit allerlei Vorwänden hin, man bedurfte seiner nicht, und fürchtete, durch ihn beim künftigen Frieden in Verlegenheit zu kommen. Die Engländer thaten für ihn noch am meisten; ihn aber, wie er wünschte, nach Corsica überzusetzen, lehnten sie ab, weil die Verbündeten sich entschieden dagegen erklärt hatten. Die Königin von Ungarn war ihm abhold wegen seiner früheren Einverständnisse mit der Pforte; der König von Sardinien wünschte nicht, daß Corsica ein selbstständiger Staat würde; und so kümmerte es auch niemanden sehr, daß die Sache der Corsen bei allen Vortheilen, die sie fand, doch niemals zu einer rechten Haltung kam, und zuletzt wieder ganz verloren ging. Theodor empfand den tiefsten Schmerz über die Aufschlüsse, die ihm durch so bittere Erfahrung zu Theil wurden; eine Gelegenheit, wie sie nie zu hoffen gewesen, noch je sich erneuen konnte, war für ihn nutzlos vorbeigegangen, und jahrelange Arbeit und Erwartung vergeblich gemacht. Er verließ Toscana, wo ihm durch die Kriegsverhältnisse bisher

wenigstens ein sicherer Aufenthalt gewährt gewesen, und begab sich im August des Jahres 1747 nach Holland. Hier brachte er den Winter zu, machte dann im März 1748 wieder eine Reise nach Deutschland, wo er in Bonn, Köln und mehreren Orten Westphalens gesehen wurde. Er hielt seinen Aufenthalt meistens geheim, und wechselte ihn beständig.

Von Amsterdam, wo er sich wieder eingefunden hatte, ging er im Juli des Jahres 1749 nach England, und hier sollten seine Irrfahrten endlich ein Ziel finden, jedoch kein erwünschtes! Der Friede von Aachen hatte die Kriegsstürme beigelegt, und die Mächte waren unter einander ausgesöhnt; nur Theodor blieb das preisgegebene Ziel der bittersten Feindschaft. Zwar hatte der König von England ihm einen Sicherheitsbrief ertheilt, und das Gesuch der Genueser um seine Auslieferung abgewiesen; aber Gastaldi, der genuesische Resident in London, wußte bald anderen Rath zu finden. Er suchte Theodor's Gläubiger auf, deren es überall genug gab, und reizte sie zur äußersten Strenge gegen ihren Schuldner, ja er benutzte dessen Noth, um durch vertraute Mittelspersonen ihm gegen Wechsel neue Darlehen zuzuwenden. Kaum war Theodor einige Monate in London, als das Ungewitter ausbrach; einige Gläubiger, die er nicht befriedigen konnte, ließen ihn im September auf einem Landhause verhaften und durch einen Gerichtsboten in das Gefängniß der Kingsbench bringen. Vergebens berief er sich auf die Sicherheit, die ihm zugesagt worden, vergebens machte er die Forderungen geltend, die er selbst noch an die Regierung hatte; er fand bei den englischen Ministern kein Gehör, und sie nahmen es übel auf, daß er an den Tag brachte, wie weit sie mit ihm in Verhältnisse getreten waren, deren sie sich jetzt schämten. Doch schaffte er noch Aushülfe, und wurde gegen Bürgschaft gleich wieder aus der Haft entlassen. Nun aber rückte Gastaldi mit immer stärkerem Andrange nach, und Theodor, die Gefahr ahnend, hielt sich in verborgener Eingezogenheit. Sein Aufenthalt wurde jedoch bald erspäht, er selbst durch falsches Vorgeben, daß ein Herr vom Hofe ihn zu sich berufe, hervorgelockt, und im Dezember auf's

neue in Verhaft gebracht. Die Summe seiner Schulden belief sich auf 15,000 Pfund Sterling; doch die schlimmste Schuld, welche seine Wiederverhaftung zunächst veranlaßte und deren lange Dauer bestimmte, soll nicht mehr als 450 Pfund betragen haben. Seine Versuche, die Gläubiger zu einem Vergleiche zu bewegen, scheiterten an dem Bemühen seiner Feinde, die sich das Wort gegeben hatten, seiner auf solche Weise, wenn auch mit Verlust und Kosten, für immer gewiß zu bleiben.

Theodor hielt sich im Gefängnisse während der ersten Jahre noch ganz stattlich, und empfing zahlreiche Besuche, die er sogar bewirthete. Ein alter jüdischer Rabbi, mit dem er in vertrauter Freundschaft stand, besuchte ihn täglich. Außerdem fanden sich besonders viele Adepten ein, von deren Geheimnissen er hinreichende Kenntniß zu haben schien. Einen Bedienten, den er sich hielt, sah man in London häufig auf den Straßen umherwandern. Er selbst ging bisweilen in Gesellschaft eines Wächters aus, um seine Geschäfte zu besorgen; ein mißlungener Versuch zu entkommen, zog ihm aber strengere Aufsicht zu. In allem Unglück erhielt sein Muth sich aufrecht, nie gab er seine Sache verloren, immer zeigte er neue Hoffnung und Zuversicht. Bald sollten reichbeladene Schiffe aus Ostindien für ihn ankommen, bald die Corsen ihn durch Tilgung seiner Schulden auslösen. Unter den zahllosen Entwürfen, mit denen er sich beschäftigte, war auch die Aufsuchung der Mittel, durch welche die im Meere verlorenen Schätze sich wieder heraufholen ließen, und besonders mit dem alten Rabbi, dessen Besuche mehrere Jahre hindurch in gleicher Freundschaft anhielten, pflog er häufig Rath über diesen Gegenstand. Inzwischen nahmen seine Hülfsquellen immer mehr und mehr ab, und zu den Bedrängnissen, welche er in dieser Hinsicht empfand, gesellte sich Krankheit und der Verlust des einen Auges. Lange schon war in England die Klage laut geworden über den schlechten Zustand der Gefängnisse, und besonders über die enge und ungesunde Einrichtung des Hauses, in welchem Theodor gefangen saß. Das Parlament nahm endlich diese Angelegenheit in Berathung, und das Haus der Gemeinen

ernannte einen Ausschuß, der am 27. Mai 1752 mehrere Gefangene selbst vernehmen wollte. Unter den Vorgeladenen war auch Theodor, und eine große Menge Zuschauer hatten sich eingefunden, um den merkwürdigen Mann zu sehen. Er trat mit Muth und Anstand auf, und hielt eine heftige Rede voll bitterer Beschwerden über die Behandlung, die ihm in England widerfahren; er berief sich auf seinen Rang und seine Würde; er sprach von den Verbindungen, die man mit ihm eingegangen sei, und von den Geldforderungen, die er zu machen habe. Hiedurch aber weckte er auf mancher Seite neuen Haß gegen sich, und seine Rede hatte keinen weiteren Erfolg, als daß ihm ein besseres Zimmer eingeräumt wurde. Seine Bedürftigkeit stieg endlich zu wahrer Noth, und er mußte seine Zuflucht zu einer Anzeige in den öffentlichen Blättern nehmen, worin für eine Person, die ehemals große Figur in Europa gemacht habe, jetzt aber so unglücklich sei, als sie vorher angesehen gewesen, milde Beisteuern erbeten wurden, die ein bezeichnetes Wechselhaus in Empfang nehmen wolle; der Fall, hieß es, in welchem diese Person sich befinde, sei so verwickelt, daß es nicht an ihr liege, die geheimen Ursachen zu entdecken, welche sie in ein Gefängniß gestürzt hätten, wo die Beraubung ihrer Freiheit um so viel schmerzlicher für sie sei, als die nothwendigsten Dinge ihr mangelten, und zwar so sehr, daß sie bisher vor Elend hätte vergehen müssen, wenn nicht einige Personen aus Mitleid über dieses betrübte Schicksal ihr zu Hülfe gekommen wären. Einige Gaben erleichterten seine Lage. Im Februar des folgenden Jahres wurde ihm wieder erlaubt, unter Aufsicht auszugehen; er versuchte noch immer ein Abkommen mit seinen Gläubigern zu treffen, wiewohl vergebens. Seine Umstände verbesserten sich indeß durch Unterstützung vornehmer Engländer; auch bestimmte der Schauspieler Garrick ihm die Einnahme eines Stückes, das er zu seinem Besten aufführen ließ. Der nachherige Staatsminister Freiherr von Sievers besuchte ihn im Schuldgefängniß, auch vielleicht Stanislaus Poniatowski.

Die Erlaubniß auszugehen wurde ihm wieder entzogen, da er im Juni 1754 abermals zu entkommen gesucht; ihm

wurde deßhalb von dem Gerichtshofe der Kingsbench ein öffentlicher Verweis ertheilt, und für die Zukunft strengere Haft angekündigt. Seine Sache schien nunmehr ohne alle Hoffnung, und sein Loos für den Rest seiner Lebenstage unabänderlich bestimmt. Allein im Jahre 1755 erschien eine Akte des Parlaments, welche die Freilassung derjenigen Schuldner verfügte, deren Zahlungsunfähigkeit erwiesen wäre. Durch diese Gunst der Gesetzgebung kam auch Theodor, nach siebenjährigem Schmachten, da er selbst es am wenigsten hoffte, seine Feinde es nicht mehr befürchteten, wieder auf freien Fuß. Zwar bedrängte ihn fortwährend die größte Dürftigkeit, aber die gerühmte brittische Großmuth, deren Zeiten und Bedingnisse mit denen des Wetters zu vergleichen sind, trat nach langer Gleichgültigkeit endlich mit regsamer Theilnahme für ihn hervor. Horatio Walpole schrieb zu seinen Gunsten einen beredten Aufsatz — er nannte ihn darin unter andern „a man whose claim to royalty was as indisputable, as the most ancient titles to any monarchy can pretend to be“ —, und veranstaltete eine Sammlung, deren Ertrag für seinen künftigen Unterhalt reichlich sorgte. Die Engländer fühlten sich geschmeichelt, sagt ein französischer Schriftsteller, einem Könige Almosen zu reichen, und daß die Franzosen diesen König entthront, wurde ein Grund mehr, sich seiner anzunehmen. Theodor, obwohl gebeugt durch Alter, Krankheit und Elend, war so wenig in seiner Sinnesweise gedemüthigt, daß er selbst dem peinlichen Augenblicke, da ihm der Ertrag der Sammlung überbracht wurde, eine Art von Haltung verlieh. Benachrichtigt von dem Erscheinen der abgeordneten Ueberbringer, unter welchen sich Lord Littleton und andere vornehme Herren befanden, ließ er dieselben ersuchen, eine Weile unten bei seinem Wirthe einzutreten, bevor sie zu ihm in das vierte Stockwerk hinaufstiegen, und benutzte die Zwischenzeit, um sein ärmliches Zimmer in der Eile zuzurichten; unter dem Himmel seines weggeräumten Bettes auf einem Lehnstuhl sitzend empfing er sodann mit Würde die Abgeordneten, die nicht wenig über sein Benehmen erstaunt waren.

Er lebte hierauf sehr eingezogen, und zeigte sich ungern

vor den Leuten. Horatio Walpole, der ihn zu sehen wünschte, nahm Verabredung mit einer Dame, welche von Theodor bisweilen Besuch erhielt, und traf einesmals auf ihrem Landgute mit ihm zusammen; Theodor aber bezeigte sein Mißvergnügen über diese Art ihn vorzustellen dadurch, daß er, so lange der Besuch dauerte, ein tiefes Schweigen beobachtete. Solche Züge mochten vielleicht der Eigenheit der Engländer noch mehr als der seinigen entsprechen. Seinen Gläubigern überwies er sein Königreich Corsica zum Zahlungspfande seiner Schulden.

Theodor genoß seiner verbesserten Lage nur wenige Monate. Bevor noch neue Plane in ihm reif werden konnten, denen er bei den fortwährenden Unruhen in Corsica schwerlich entsagt hatte, überraschte ihn der Tod am 11. Dezember 1756 im neunundsechzigsten Lebensjahre. Er wurde auf dem St. Annenkirchhofe von Westminster begraben, wo ihm Horatio Walpole folgende Grabschrift setzen ließ: Near this place is interred Theodore king of Corsica; who died in this parish Dec. 11. 1756 immediately after leaving the King'sbench prison by the benefit of the Act of Insolvency: in consequence of which he registered his kingdom of Corsica for the use of his creditors.

> The grave, great teacher, to a level brings
> Heroes and beggars, galley slaves and kings.
> But Theodore this moral learn'd ere dead:
> Fate pour'd its lesson on his living head;
> Bestow'd a kingdom, and deny'd him bread.

In Theodor's Leben ist bereits seine Schilderung enthalten; sie vereinigt gute und schlechte Züge, und läßt zuletzt in Zweifel, ob in ihm ein Held zum Abentheurer, oder ein Abentheurer zum Helden geworden sei. Voltaire nimmt ihn zu gering; Schlözer fällt ein günstigeres Urtheil über ihn. Sein Muth, seine Unerschöpflichkeit und Ausdauer verdienen Bewunderung; wie man von Anderen sagt, daß sie von keiner Furcht gewußt, so kann man von ihm sagen, daß er die Verzweiflung nicht gekannt. Aber seine Beharrlichkeit, welche den Blick auf ein flüchtiges Bild irdischer Größe unverwandt gerichtet hielt, wähnte dasselbe auch dann noch zu

sehen, als längst nur der Schatten davon noch übrig war. Sein Absehen auf Corsica war jedoch anfangs in Betracht der Zeitumstände nicht so thöricht, als es zuletzt nach dem Mißlingen allgemein erschien; die lockende Gelegenheit hatte nicht ihm allein solche Möglichkeiten vorgespiegelt. Der spanische Infant Don Philipp, nachheriger Herzog von Parma, hegte geraume Zeit ernsthafte Plane auf die Krone von Corsica. Der Malteserorden ging damit um, die Insel unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Eine merkwürdige Erscheinung wäre es geworden, wenn der Marschall Graf Moritz von Sachsen, wie er Gedanken und Neigung dazu gehabt, wirklich versucht hätte, als Oberhaupt der Corsen ein selbstständiger Fürst zu werden. Als Feldherr würde er seine Mittel wohl besser gebraucht haben, als Theodor, der eben dies nicht war; aber es ist sehr zu bezweifeln, daß er sie, wie dieser, sich erst zu verschaffen gewußt hätte.

Im Gebiete der Kunst ist Theodor's Namen in einer Weise aufbewahrt, welche, seinen übrigen Lebensloosen entsprechend, auch diesen Ruhm für ihn zweifelhaft gestellt läßt. Den Grafen zur Lippe haben Dichter besungen; den Grafen von Schulenburg Denkmale verherrlicht; den König Theodor dagegen hat die Tonkunst auf die Schaubühne geführt. Er ist der Held einer Oper geworden, die, von Casti gedichtet und von Paesiello in Musik gesetzt, auf allen Bühnen lange Zeit ungetheilten Beifall gefunden hat. Smollet läßt in seinem Roman „die Abentheuer des Grafen Ferdinand Fathom“ Theodor im Gefängniß als das Haupt eines Clubs von Gefangenen erscheinen, und mit einem irländischen Major, den er zu seinem General ernannt hatte, eine feindliche Landung im genuesischen Gebiete spielen, wobei Muschel- und Austerschalen die Schiffe vorstellen; giebt aber übrigens von ihm eine vortheilhafte Schilderung, lobt den Anstand und die Würde seines Aussehens und Betragens, und tadelt die englischen Minister, welche sehr unziemlich gegen ihn sich gehalten hätten.

Theodor's Gemahlin, die ihm aus Spanien nach Paris gefolgt war, lebte dort noch geraume Zeit in wenig begünstigten Umständen. Die Abentheuer ihres Gatten gaben dem

Marquis d'Argens Anlaß, seine Mémoires du Marquis de Vaudreville in einer witzigen Zueignung ihr als einer Königin zu widmen. Der Sohn, welchen Theodor von ihr gehabt, ist ihm nicht nach Corsica gefolgt, wie man irrig angenommen. Erst in London fand sich derselbe bei dem Vater ein, in der Absicht, dessen fernere Unternehmung zu theilen; aber er theilte nur dessen trauriges Geschick, das er zu mildern angestrengt bemüht war, obwohl der Erfolg seinem Eifer wenig entsprach. Er gab im Jahre 1768 zu London Mémoires pour servir à l'histoire de Corse heraus, in welchen seine Liebe und Verehrung für den Vater sich lebendig ausspricht. Doch wich er selbst in Sinnesart und Neigung sehr von ihm ab; er gab seinen unglücklich berühmten Familiennamen auf, und suchte unter dem Namen Frederik in Unscheinbarkeit zu leben. Späterhin trat er in englischen Kriegsdienst bei den ausländischen Truppen, und stieg bis zum Oberst. Unter diesem Namen Oberst Frederik hat er noch einige Druckschriften, Corsica betreffend, bekannt gemacht. Nach Verlauf vieler Jahre endete er sein Leben, in einem Anfall von Schwermuth, durch einen Pistolenschuß. Er hinterließ einen Sohn, der gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts als Lieutenant in englischen Diensten zu Gibraltar starb.

Das Geschick der Corsen erfuhr nach Theodor's Ableben neuen Wechsel. Die Vereinigung der Insel mit dem französischen Reiche gab ihnen selbst daheim endlich Ruhe und Frieden; die französische Revolution aber berief sie zur Theilnahme an Weltereignissen, in deren Zuge, neben so vielem anderen, es sich auch noch seltsam genug fügte, daß, nachdem früher ein Westphale sich zum Könige von Corsica erhoben, nun auch ein Corse für einige Zeit König von Westphalen wurde.

Freiherr Georg von Derfflinger.

Nicht minder als die heimischerzeugten Helden eines Staates gehören der Eigenkraft desselben zu Ruhm und Ehre die fremdgeborenen an, welche der Machtanziehung solchen Kreises folgend in dessen ureigentliches Wesen durch That und Leben übergegangen und verschmolzen sind. Der preußische Feldmarschall Georg Reichsfreiherr von Derfflinger war von Geburt kein Preuße; ihm aber, wie den beiden nachfolgenden Feldherren, deren Leben hier zusammengestellt ist, wurde der bildungsreiche Staat, für welchen ohnehin kein Deutscher je billig als Fremder anzusehen sein mag, zum Vaterlande der Wahl, zum Schauplatze des Verdienstes und zur Heimath der Gesinnungen.

Derfflinger's Geburt und Herkunft sind, gleich der vieler anderen Kriegshelden, in dunkler Niedrigkeit fast verdeckt geblieben. Man weiß nur, daß er den 10. März des Jahres 1606 zu Neuhofen in Oesterreich ob der Enns geboren worden. Seine Eltern, evangelische Bauersleute, verließen um ihres Glaubens willen jene Heimath, wo die Katholischen jede Gewalt und Unterdrückung gegen die Protestanten ausübten, in welchen sie nur Abtrünnige und Aufrührer sehen wollten, die von ihren Irrwegen zur alten Ordnung durch alle Mittel zurückzubringen Recht und Pflicht sei. Die Bedrängten aber zogen meistentheils alle Härte der Verfolgung und Noth und Elend einem Rückwege vor, der für sie nur

mit Verletzung des Gewissens möglich war. Die mit Stürmen und Leiden aller Art verbundene Auswanderung mag für Derfflinger schon in früher Kindheit eine lehrreiche Schule der Erfahrung gewesen sein, diese Folge von ersten Eindrücken die Richtung seines Lebens tief entschieden haben. Die Reformation rückte damals, nach großen Vorkämpfen, den machtvollen Geschichtsbewegungen entgegen, durch welche die kirchlichen Streitverhältnisse für lange Zeit zu einer Art gesetzlicher Ausgleichung gelangen sollten, und Derfflinger war bestimmt, in jenen Bewegungen die Bahn seines Lebens und seiner Schicksale zu finden. Ueber seine frühere Jugend ist nichts weiter bekannt; Erziehung und Unterricht scheint er nur aus den zufälligen Darbietungen eines dürftigen Umhertreibens empfangen zu haben. Er selbst war in späteren Jahren über seine frühesten Schicksale geheimnißvoll, und schon damals verzichtete man, je darüber etwas Zuverlässiges zu erfahren. Der Sage nach, die schon zu seinen Lebzeiten in Aller Munde war, und lange nachher noch als Wahrheit galt, kam er als armer Schneidergesell in seinem sechszehnten Jahre eben aus der Lehre, und wollte von Tangermünde über die Elbe seinen Weg nach Berlin nehmen, die Schiffer aber wiesen ihn zurück, weil er nicht vermögend war das Fährgeld zu bezahlen. Traurig am Ufer stehend sah er jedoch, daß viele Leute gleichwohl unentgeltlich übergesetzt wurden; die Kriegsleute, hieß es, kämen überall frei durch. Da meinte Derfflinger, so wäre es ja besser, in der Welt ein Kriegsmann zu sein, als ein Schneider, warf unwillig sein Bündel mit dem Handwerkszeug in den Strom, wandte sich zu den Truppen, und ließ sich auf der Stelle als Reiter anwerben. Die Namen Tangermünde und Berlin dürften in dieser Erzählung wohl am wenigsten Zuverlässigkeit haben; eher möchte der Hergang nach Böhmen zu versetzen sein, wohin Derfflinger's Eltern auf der Auswanderung ihre Zuflucht genommen haben sollen, und woher die folgenden Angaben ihn selbst als Krieger zuerst hervortreten lassen.

Welcherlei Kriegsdienste er zuerst genommen, ist nicht mit Sicherheit anzugeben. Furchtbare Zeitläufte, im Jahre

1618 zu Prag in blutigen Kämpfen begonnen, hatten schon den wilden Sturm dreißigjähriger Zerrüttungen eröffnet, in welchen die Fahnen vieler Partheien und Anführer den Streitern mannigfache Wahl und oftmaligen Wechsel boten. Die Böhmen, in ihrer Glaubensfreiheit und anderen heiligsten Gerechtsamen sich verletzt haltend, erklärten ihre Pflichten gegen den Kaiser für aufgehoben, und riefen Friedrich den Fünften, Kurfürsten von der Pfalz, als ihren neugewählten König aus. Durch die Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag am 8. November 1620 verlor dieser jedoch bald wieder das Reich, zu dessen Behauptung seine Kraft nicht ausreichte, und nur seine Anhänger setzten für die Sache, die er selbst verloren gab, noch eine Zeitlang den Krieg beharrlich fort. Unerschütterlichen Muthes kämpfte der tapfere Graf Matthäus von Thurn in Schlesien gegen die Kaiserlichen Kriegsvölker, bis er endlich durch deren Uebermacht eingeschlossen in Glatz nach tapferer Gegenwehr im Oktober 1622 die Bedingung freien Abzuges erhielt. Mit 500 Dragonern zog er nach Sachsen, wo sich den protestantischen Waffen ein neuer Sammelort zeigte; unter diesen Begleitern des Grafen von Thurn soll Derfflinger gewesen sein.

Im sächsischen Kriegsdienste, zu welchem jene Schaar größtentheils übertrat, wurde Derfflinger, der sich durch Muth und Wohlverhalten auszeichnete, alsbald befördert, und war schon Offizier, als Gustav Adolf, König von Schweden, mit seinem Heere von der pommerschen Küste, wo er im Jahre 1630 gelandet, zum Schutze der bedrängten Protestanten in das Innere von Deutschland rettend vordrang. Derfflinger säumte nicht, den schwedischen Fahnen sich anzuschließen. Der äußere Wechsel, in jener Zeit häufig das Ergebniß unstäter Selbstsucht, war oft auch bloß die Folge inneren Beharrens, da die erwählte Sache selbst, die Sache des Glaubens und des Vaterlandes, nicht immer denselben Erscheinungen unzweifelhaft verbunden blieb. Derfflinger aber war durch Geschick und Gesinnung zu einem Krieger des protestantischen Deutschlands geprägt, und der Funke dieses Berufes, dem die früheste Jugend schon ihn zuwenden gewollt, erlischt seinem Wege nie, er mag in Böhmen

oder Sachsen, mit Schweden oder gegen Schweden die Waffen führen.

Gustav Adolph erreichte indeß allzuschnell das Ziel seiner Heldenbahn, am 6. November 1632 fiel er als Sieger in der Schlacht bei Lützen. Jedoch sein Heer führte unter den Feldherren, die nach solchem Helden sich gebildet, den Kampf gewaltig fort. Die Heereszüge und Schlachten des dreißigjährigen Krieges sind in einen festen Zusammenhang folgerechter und geregelter Kriegskunst, wie sie in neuerer Zeit sich dargestellt hat, schwerlich einzuordnen; der politische Zustand von Deutschland, die Durchkreuzung und der Wechsel so vieler Verhältnisse, die Schwerfälligkeit der meisten Bewegungen, welche in dem Uebergange aus einer alten Zeit in eine neue von der Entwickelung dieser letzteren in den Hülfsmitteln des Staats- und Kriegswesens noch so weit entfernt waren, alles dies gab den damaligen Unternehmungen und Ereignissen eine besondere Gestalt; die Kriegsbegebenheiten, wie gewaltig oft in ihrem Erscheinen und furchtbar in ihren Folgen, behielten im Ganzen doch den Karakter großer Partheigänge, deren vereinzelte kühne Schläge auf ein gemeinsames Ziel rasch zusammenzuwirken kaum bezweckten. Eine solche Art Krieg zu führen giebt weniger wissenschaftliche Feldzüge zu bewundern, als sie die Ausbildung allverbreiteter Tüchtigkeit und das Hervortreten persönlicher Heldenthat begünstigt. Die Gelegenheit zur Auszeichnung war demnach für Derfflinger in dem schwedischen Heere reich eröffnet, und ohne daß wir wüßten, an welche, dem Zusammenhange der Begebenheiten oft unwichtige, nur durch sich selbst bedeutende Gefechte, Züge und Ausführungen seine Tapferkeit sich verloren, dürfen wir annehmen, daß dieselbe sich auf alle Weise glänzend bewährt habe, da wir ihn, den Fremden und einzig durch Verdienst Empfohlenen, schon im Jahre 1635 als schwedischen Oberstlieutenant erwähnt finden. Von nun an schimmert sein Antheil, wiewohl noch ohne zusammenhängende Folge, doch in einzelnen Begebenheiten deutlicher hervor.

Zu Anfange des Jahres 1636 zog der Feldmarschall Banner die schwedischen Kriegsvölker vor dem Andrange der

sächsischen Truppen, die wieder mit den Kaiserlichen verbunden fochten, aus der Mark Brandenburg seitwärts gegen die Elbe zusammen, ging unvermuthet bei Werben und Magdeburg auf das linke Ufer, und wandte sich aufwärts plötzlich nach Sachsen, hoffend durch diesen schnellen Einbruch die sächsischen Truppen von ihrem drohenden Vordringen gegen Pommern zur Vertheidigung ihres eigenen Landes zurückzurufen. Nachdem er Barby eingenommen, rückte Banner am 21. Januar vor Halle. Der Oberstlieutenant Derfflinger mit 200 Reitern machte den äußersten Vortrab; ihm waren 13 Kompanieen Dragoner auf das Feld entgegengerückt, er warf sich mit Ungestüm auf diese zahlreiche Reiterei, jagte sie zurück, und drang mit ihr zugleich in die Stadt, wo 600 Mann sächsischer Fußvölker eiligst abzogen, und 500 andere noch kaum die Moritzburg behaupteten. Der Kurfürst von Sachsen, wie Banner vorhergesehen, raffte auf die Nachricht von diesen Vorgängen eiligst seine Truppen aus der Gegend von Berlin zurück, ging bei Wittenberg über die Elbe, und nach Halle den Schweden entgegen, die zufrieden mit Erreichung ihres Zweckes eine Schlacht vermeidend hinter die Saale zurückwichen. Indessen wurde Banner gleichwohl durch das Uebergewicht der Kaiserlichen Waffen nach Pommern gedrängt, bis er durch die Schlacht bei Wittstock am 24. September auf's neue die Oberhand gewann, und siegend von der Ostsee wieder nach Sachsen vordringen konnte. Während er selbst im Januar des Jahres 1637 Torgau einnahm und Leipzig angriff, sandte er den Obersten von Pfuel mit fünf Regimentern nach Thüringen, um die Kaiserlichen dort wegzutreiben. Derfflinger und der Oberst Karl Gustav von Wrangel, welche einst als berühmte Feldherren einander entgegenstehen sollten, führten beide hier vereint den Vortrab; sie stießen bei Meiningen auf die feindliche Reiterei, und schlugen dieselbe nach hartnäckigem Kampfe völlig in die Flucht, worauf bald auch für Pfuel sich die Gelegenheit ergab, dem feindlichen Fußvolk eine Niederlage beizubringen. Nicht lange nachher jedoch erreichte Derfflinger'n ein empfindlicher Wechsel des Glücks. Von dem Oberfeldherrn mit 1000 Reitern abgeschickt, um in der

Grafschaft Mansfeld Brandschatzungen und Werbegelder einzutreiben, durfte er sich, da kein Feind in der Nähe war, für völlig sicher halten, als er von dem Kaiserlichen Obersten Druckmüller, der mit 2500 Reitern zwischen Halle und Merseburg heimlich über die Saale gesetzt hatte, so plötzlich überfallen wurde, daß seine ganze Truppe mit unendlichem Gepäck in die Hände des Feindes kam, und nur er selbst und etwa 60 Reiter mit genauer Noth der Gefangenschaft entgingen. Derfflinger wurde jedoch durch solchen harten Unfall, gegen den im Kriege kein Anführer bloß durch seine alleinige Vorkehr je ganz geschützt sein kann, weder gebeugt noch zurückgesetzt; schon im folgenden Jahre finden wir ihn als Obersten.

Inzwischen hatte Banner wiederum den Kaiserlichen Waffen weichen und in Pommern gegen große Uebermacht rastlos kämpfen müssen, bis im Sommer des Jahres 1638 ihm ansehnliche Verstärkungen aus Schweden eintrafen, und ihn in Stand setzten, neuerdings angriffsweise vorzudringen. Er führte hierauf den Krieg mit Nachdruck und Geschicklichkeit in Sachsen und Böhmen, dann in Hessen und Westphalen, in Baiern und wieder in Böhmen, unter mannigfachem Wechsel fort, bis er zuletzt, abermals der Uebermacht weichend, nach Niedersachsen gelangte, wo er zu Halberstadt im Mai des Jahres 1641 etwas über 40 Jahr alt an einem Fieber starb. Er war unstreitig einer der größten Kriegshelden jener Zeit, von dem gerühmt wurde, daß er mehr als 80,000 Feinde niedergemacht, 800 Fahnen genommen, und kein Treffen jemals verloren habe; den Kaiserlichen war er der furchtbarste Gegner; man hatte gesucht ihn zu gewinnen, und ihm den Reichsfürstenstand nebst dem Oberbefehl gegen die Türken angeboten; sicherer, als diese verschmähten Anerbietungen, meinten Argwöhnische, habe Gift den Zweck erreicht. Auf so bewegten Kriegszügen, in so vielfachen Gefechten und Begegnissen, konnte keinem der Befehlshaber die Gelegenheit sich hervorzuthun erspart sein, die Auszeichnung selbst aber mochte in der nachdringenden Fülle schnell wieder als Gewöhnliches sich eingeebnet finden; demnach darf nicht befremden, daß wir von Derfflinger während dieser thatenreichen

Zeit nichts Einzelnes aufgezeichnet finden, aber wenn unter solchen Umständen die Thaten des Heeres zunächst in dem Feldherrn ihren Namen haben, so nimmt dagegen von dessen Ruhme auch der Untergeordnete mit Recht sein Theil zurück. Daß Derfflinger unter den Obersten dieser Kriegsschaaren einer der angesehensten war, beweisen die bedeutenden Verrichtungen, in welchen er sogleich zu erscheinen hat.

Das schwedische Heer, welches durch Banner's Tod im schwierigsten Augenblicke des Oberbefehlshabers entbehrte, war ungefähr 16,000 Mann stark, von welchen die Hälfte Fußvolk; nur dieses bestand dem größeren Theile nach aus eingeborenen Schweden, der Sicherheit wegen wünschenswerth, und durch die Umstände von selbst dargeboten, denn die freie Werbung in Deutschland brachte fast nur der Reiterei Zuwachs, da der Dienst zu Fuß wenig anlockte. Die 8000 Reiter dagegen waren meist Ausländer, besonders Deutsche, tapfere, versuchte Krieger, aber auch lediglich ihrem Handwerke und dessen hergebrachten Vortheilen anhängend; sie gaben in der Stimmung des Heeres den Ton an, machten Bedingungen mancherlei Art, und erhoben oft ganz übermäßige Forderungen. Dem widerspenstigen Sinne der Truppen gab ihr Zustand diesmal nur allzugegründeten Anlaß zu den heftigsten Beschwerden. Im Lager herrschte Mangel und Unordnung; an Geld fehlte es seit langer Zeit; bald auch gingen die Lebensmittel aus; Offiziere und Gemeine sahen sich genöthigt, ihre Pferde und sonstige Habe, sogar ihre Waffen zu verkaufen, um nur den Hunger zu stillen; die ganze Umgegend war aufgezehrt, die Partheien, welche sich weiter vom Lager enfernten, um zu rauben und zu plündern, wurden häufig dabei von dem erbitterten Landvolk überfallen und niedergemacht; eine gewaltige Gährung drohte den ganzen Kriegskörper aufzulösen. Die Offiziere traten zusammen, und bestärkten die Unzufriedenheit ihrer Soldaten; die Obersten selbst, durch enge Bande persönlicher Angehörigkeit ihren Regimentern näher verknüpft, nahmen sich derselben eifrigst an, und kamen nach gepflogener Berathung überein, zwei aus ihrer Mitte an den schwedischen Staatsrath Grubbe nach Hamburg zu senden, wo derselbe

durch sein amtliches Ansehen schleunige Geldhülfe bewirken sollte. Die Obersten Derfflinger und Mortaigne wurden mit diesem Auftrage abgesandt, und ihre dringende Vorstellung, daß dieses ganze Heer sonst auseinandergehe und für Schweden unwiederbringlich verloren sei, vermochte den schwedischen Bevollmächtigten Salvius, an welchen Grubbe mit jenen vereint sich wandte, auf eigene Gefahr 60,000 Thaler unverzüglich ihnen anzuweisen. Vollständigere Abhülfe, hieß es, könne ihren Beschwerden erst nach dem Eintreffen Torstenson's, des neuen Feldmarschalls, gewährt werden. Doch da sich dessen Ankunft stets verzögerte, so wurde das Heer, dessen Stillung kaum auf Augenblicke bewirkt worden, bei schnell wieder gestiegener Noth nur um so heftiger laut. Schon früher hatten die Offiziere wegen allerlei Beschwerden und Forderungen zwei Abgeordnete aus ihrer Mitte nach Schweden gesandt, um sich unter dem neuen Oberfeldherrn mancherlei Vortheile und überhaupt ein freieres Dienstverhältniß auszubedingen; ihr langes Ausbleiben verursachte heftigen Argwohn, die Offiziere machten mit den Soldaten jetzt unverhohlen gemeine Sache, und die steigende Gährung drohte in die gefährlichsten Bewegungen auszubrechen. Schon näherten sich einerseits die Kaiserlichen Truppen, um von den Umständen, in denen sich das schwedische Heer befand, Vortheile zu ziehen, und andererseits versuchten dänische Befehlshaber, das schwedische Kriegsvolk zu ihren Fahnen zu verlocken. Salvius wurde von den Abgeordneten abermals dringend angegangen, zur Beschwichtigung des Aufruhrs sofort 400,000 Thaler zur Stelle zu schaffen, ferner zur Beruhigung der Gemüther feierlich zu erklären, zu welchem Ziele eigentlich die Krone Schweden den Krieg fortzusetzen gesonnen sei, und welche Behandlung sie den Deutschen im Frieden festzusetzen meine? Die deutschen Krieger im schwedischen Heere sahen sich gewissermaßen als freie Bundesgenossen von Schweden an, und glaubten dieser Krone nur verpflichtet zu sein, insofern die Sache des protestantischen Deutschlands von ihr vertreten werde, nicht aber wo sie bloß den eigenen Vortheil verfolge; die Freiheit von Deutschland, das Wohl des Vaterlandes, wurden in diesen Schaaren

bei solcher Gelegenheit wenigstens oft genannt; allein auch der Vorwand huldigt der Sache, und manche ächte Gesinnung mochte mit jenem hier die gleiche Bahn betreten. Der schwedische Bevollmächtigte erwiederte den Abgeordneten, wie ihm unmöglich sei, eine so große Summe, wie die verlangte, herbeizuschaffen, er beschwor sie, nur eine Weile noch Geduld zu haben, da die Hülfe schon ganz nahe sei, und stellte ihnen vor, daß gerade ihr Abfall die Freiheit von Deutschland am meisten in Gefahr setze, und daß ihre eigene Zufriedenstellung ohne Schweden nicht zu hoffen sei. Während dieser Verhandlungen kam endlich im Oktober Torstenson aus Stockholm in Stralsund an, wo ihn bereits die Obersten Derfflinger und Mortaigne als Abgeordnete des Heeres erwarteten, um ihn zu bewillkommen und von der Lage der Sachen zu unterrichten. Sie stellten ihm die Beschwerden und die Forderungen der Truppen nachdrücklich vor, und kehrten mit den besten Versprechungen zurück. Der Feldmarschall begab sich alsbald selbst zu dem Heere, das er bei Winsen an der Aller fand, übernahm den Oberbefehl, und stillte die Unzufriedenheit so gut er konnte durch beträchtliche Geldzahlungen, welche, obgleich noch immer nicht ausreichend, doch schon so sehr die aus Schweden mitgebrachten Hülfsmittel überstiegen, daß Salvius schleunigst noch 180,000 Thaler, die er in Hamburg für eigene Rechnung bei den Kaufleuten aufnahm, herbeizuschaffen hatte.

Derfflinger wußte in diesen mißlichen Aufträgen und Verhandlungen sich so klug und geschickt zu benehmen, daß er mit Erfolg die Sache seiner Kriegsgefährten vertrat, und zugleich das Vertrauen des neuen Feldherrn gewann. Er trug wesentlich zur Abwendung der Zwietracht bei, welche durch die allgemeine Stimmung noch stets genährt wurde. Der Anfang des großen Friedensgeschäfts in Westphalen hatte die Hoffnungen, der träge Fortgang desselben die Ungeduld der Deutschen von allen Partheien lebhaft aufgeregt. Selbst unter den Truppen war das Verlangen nach endlichem Ausruhen von so langwierigen Kriegesmühen allgemein, und hatte sich überdies mit der Vorstellung großer Belohnungen verschwistert, deren oftmalige Verheißung sich nun

erfüllen sollte. Im schwedischen Heere erwachte dabei unter den Deutschen immer stärker der Gedanke des Vaterlandes; der Zusammenhang der schwedischen und der deutsch-protestantischen Zwecke löste sich mehr und mehr, und wo nur die ersteren allein zu walten schienen, wurden sogleich die Gemüther abwendig; es entstanden Hinneigungen zu den Kaiserlichen, geheime Einverständnisse, offenbare Uebertritte. Jedoch in Ermangelung einer Stelle, wo inmitten jener allgemeinen Zerrüttung die Sache Deutschlands allein und unvermischt erschienen wäre, mußte die schwedische Seite noch durch die bloße Lage der Dinge, wenn auch nicht mehr in der Absicht der Leitenden, ein großes Uebergewicht in den Augen derer behalten, welche das Vaterland nicht ohne kirchliche Freiheit denken konnten. In diesem Sinne mochte auch Derfflinger, bei mancher Unzufriedenheit, dem schwedischen Verhältnisse im Ganzen mit Eifer anhänglich bleiben.

Im März des Jahres 1642 brach Torstenson mit dem wieder beruhigten und durch neuen Zulauf verstärkten Heere aus Niedersachsen nach Schlesien auf, wo er über die Kaiserlichen große Vortheile erfocht, und nach dem Siege von Schweidnitz in Mähren eindrang, Olmütz wegnahm, und Streifpartheien bis in die Gegend von Wien vorschob. Derfflinger war auf diesem Zuge an der Spitze seines Reiterregiments, und hatte Theil an den meisten der früheren Gefechte; schon im Juli aber bekam er Aufträge, die ihn für eine Zeit vom Heer entfernten. Der Fürst von Siebenbürgen, Georg Rakoczy, hatte dem schwedischen Feldherrn durch geheime Botschaft auf's neue seine eifrige Mitwirkung gegen den Kaiser angetragen; er wollte unter vorgeschlagenen Bedingungen noch im Herbste ein Heer in Ungarn zusammenziehen und gegen Wien vorrücken. Von den Schweden verlangte er zu diesem Zwecke Hülfsgelder und die Zusage anderer Vortheile, worauf sie nicht eingehen mochten, bevor nicht von der eigenen Lage Rakoczy's und insbesondere von seinem Einverständnisse mit den Türken genauere Kundschaft erlangt wäre. Torstenson beschloß demnach eine geheime Sendung an Rakoczy, und sein Vertrauen ersah die Obersten Derfflinger und Plettenberg zu diesem Geschäft, das

nicht ohne Schwierigkeit und Gefahr zu vollbringen schien. Sie sollten Rakoczy'n auf alle Weise zum Kriege antreiben, und nach Umständen in Siebenbürgen selber Mannschaft werben, um in die Staaten des Kaisers einzufallen. Ihre Reise ging durch Polen, wo sie unter falschen Namen, als abgedankte Offiziere, die neue Anstellung suchten, unentdeckt durchkamen, so daß sie im September bei Rakoczy glücklich anlangten. Sie fanden dessen Forderungen zwar übertrieben und seine Versprechungen unzuverlässig, allein ihn selbst voll Eifers und nicht ohne Mittel. Die Unterhandlungen wurden schnell so weit gefördert, als bei der fernverflochtenen Angelegenheit, die zugleich in Stockholm, in Konstantinopel und in Paris ihre Anknüpfung hatte, fürerst möglich war. Die beiden Abgesandten hinterließen dem Fürsten die dringendste Mahnung, nur schleunig zur That zu schreiten, und rasch den Krieg zu eröffnen, und kamen auf den nämlichen Umwegen, die sie zur Hinreise genommen, im Dezember 1642 nach sechsmonatlicher Abwesenheit wohlbehalten in Leipzig bei Torstenson wieder an. Derfflinger wurde von diesem sogleich weiter nach Stockholm abgefertigt, um der Königin Christina von seiner Sendung persönlichen Bericht zu geben, und das von Rakoczy unter annehmlicheren Bedingungen vorgeschlagene Bündniß zum völligen Schluß zu bringen. Torstenson empfahl ihn auf das dringendste dem Reichskanzler Axel Oxenstierna, und bat für ihn um Aussetzung eines festen Jahrgehalts und Verleihung eines Gutes in Pommern; wenn derselbe sich für seine geleisteten Dienste zu seiner Zufriedenheit belohnt sähe, würde er wohl zu vermögen sein, noch Einmal der Reise nach Siebenbürgen sich zu unterziehen, als wozu in dieser Zeit niemand so dienlich zu finden sei, besonders bat er auch, ihn nicht lange aufzuhalten. Derfflinger fand bei der Königin eine sehr gnädige Aufnahme, wurde wegen seines Verhaltens in Kriegs- und Friedensgeschäften schmeichelhaft belobt, und noch während seiner Anwesenheit in Stockholm als ältester Oberst der Reiterei zum Generalmajor befördert. Von den anderen Wünschen scheint nur der, daß man ihn nicht lange aufhielte, erfüllt worden zu sein. In der Zwischenzeit, während dieser siebenbürgischen

Gesandtschaft, hatte Derfflinger's Regiment in der Schlacht bei Leipzig am 23. Oktober 1642 tapfer mitgefochten, und gleich anfangs den Sieg des rechten Flügels entscheiden helfen.

Bei seiner Rückkunft nach Deutschland empfing Derfflinger'n wieder die gewohnte Kriegsthätigkeit. Während der langsamen und oft völlig stockenden Friedensunterhandlungen zu Münster und Osnabrück dauerten die Feindseligkeiten mit aller Heftigkeit fort. Torstenson durchzog mit seinen Heerschaaren, fast immer siegreich, alles Land von der Eider bis an die Donau bei Wien. Bei dem Aufenthalte der Schweden in Holstein im Jahre 1644, bevor sie vor dem Kaiserlichen Generallieutenant Grafen von Gallas wieder nach Mecklenburg zurückwichen, erlitt Derfflinger's Regiment einen Ueberfall in Itzehoe durch die dänische Besatzung von Glückstadt, und verlor dabei 300 Gefangene, 8 Fahnen, 5 Stücke Geschütz, und viel Geld. Indeß wußte Derfflinger den Verlust an Mannschaft bald wieder zu ersetzen. Den Feldmarschall Torstenson löste zu Ende des Jahres 1645 der Feldzeugmeister Karl Gustav von Wrangel im Oberbefehl ab, und führte, nicht minder siegreich als sein Vorgänger, die schwedischen Waffen auf seinen kühnen Zügen, in häufigem Wechsel der Länder, bis an die Gränze der Schweiz. Nachdem ihn die Laune des Krieges nachmals an die Weser zurückgebracht, drang er von hier neuerdings an den Main, in die Oberpfalz und nach Schwaben vor, bis endlich im Jahre 1648 die Einnahme von Prag durch die Schweden unter dem General von Königsmarck, als letztes Waffenereigniß, die lange Folge von Kriegsstürmen und Drangsalen, welche Deutschland seither erduldet, an demselben Orte beschloß, wo sie vor dreißig Jahren angehoben.

Nach bestimmter Versicherung der Schriftsteller hat Derfflinger allen wichtigen Kriegsthaten der Schweden während dieser entscheidenden Feldzüge mit thätigem Antheil beigewohnt; sein Name jedoch, als eines Generals nun schon bedeutender, wird im Einzelnen nicht genannt, und es ist zweifelhaft, ob jene Versicherung in solch ausgedehntem Sinne gelten dürfe. Wenigstens im Jahre 1646 befand sich Derfflinger eine

Zeitlang dem Kriegsschauplatze entzogen in der Mark Brandenburg, wohin sein Kriegsgefährte, der Oberstlieutenant Joachim von Schaplow, der des schwedischen Dienstes überdrüssig denselben mit dem brandenburgischen vertauschte, ihn mitbrachte, und wo er noch im genannten Jahre mit dem Fräulein Margaretha Tugendreich von Schaplow sich verheirathete; die Trauung geschah in der Nikolaikirche zu Berlin. Diese Verbindung gab ihm neue Verhältnisse und Aussichten, durch welche der Gedanke, hier seine Heimath zu gründen, früh zum Entschlusse werden mußte. Seine Gattin gehörte einem alten, und früher sehr begüterten märkischen Geschlecht an, das aber damals im Aussterben und Verarmen war; als die Güter desselben gerichtlich verkauft werden mußten, erstand Derfflinger die meisten mit der Kurfürstin Dorothea zur Hälfte, und wußte den vortheilhaften Ankauf noch vortheilhafter zu machen durch gute Bewirthschaftung und neue Anpflanzungen.

Mit dem Frieden war ohnehin die Entlassung des größten Theiles der schwedischen Kriegsvölker zu gewärtigen, da weder die Krone so viele Truppen erhalten, noch die Deutschen länger dienen mochten. Eine Bedingung des Friedensschlusses, die langwierig verhandelt worden war, setzte zur Abdankung der schwedischen Krieger eine Summe von fünf Millionen Thaler fest; ein dreimonatlicher Sold wurde den Geringeren zu Theil, die Anführer, meist im Falle beträchtliche Rückstände und Auslagen in Rechnung zu bringen, empfingen nach Verschiedenheit der Umstände ansehnliche Geldsummen. Ohne Zweifel brachte Derfflinger in seinem Antheil an diesen Bewilligungen, und vielleicht in dem reichen Ertrage schon früheren Kriegsgewinnes, auch seinerseits die Grundlage eines bedeutenden Wohlstandes den neuen Verhältnissen zu, die sich ihm so gunstvoll eröffnet hatten, und um derentwillen er die schwedischen Dienste im Jahre 1648 getrost verlassen mochte.

Durch den westphälischen Frieden erhob sich in Deutschland eine durchaus neue Ordnung der Dinge, welche durch anderthalb Jahrhunderte im Wesentlichen die Grundlage der deutschen Staatsverhältnisse blieb. Die bedeutendste Gestalt,

welche sich aus den Zerrüttungen des dreißigjährigen Krieges alsbald in junger Kraft neu erhob, war der Staat von Brandenburg und Preußen. Dem Kurfürsten Georg Wilhelm war bereits im Jahre 1640 sein zwanzigjähriger Sohn Friedrich Wilhelm auf dem Throne gefolgt, ein Fürst, dem die Nachwelt mit Recht den Namen des Großen beigelegt. Sein eben so kluges als entschlossenes Benehmen, gestützt auf die wirkliche Macht, die er aufzustellen wußte, und auf das Ansehen seines muthvollen Geistes, hatte in den Friedensverhandlungen einen beträchtlichen Länderzuwachs erlangt. Den also vergrößerten Staat suchte er durch gute Verwaltung und durch zweckmäßige Anordnungen aller Art zu einer höheren Stufe innerer Stärke zu erheben. Er beförderte den Wiederanbau des verwilderten Landes, richtete Städte und Dörfer neu aus ihren Trümmern auf, vergrößerte seine Hauptstadt, belebte Kunstfleiß und Gewerbe. Insonderheit nahm er sich des Kriegswesens an, und brachte seine vermehrten Streitkräfte in wohlgerüstete Verfassung; in dem General von Sparr hatten sie einen versuchten Anführer. Durch sorgsamen Haushalt, welchen sein Minister Konrad von Burgsdorf mit Erfolg leitete, sah er sich im Stande, den vermehrten Aufwand aus seinen Staatseinkünften zu bestreiten. Neben den großen Eigenschaften des Helden und Landesvaters dürfen in dem Kurfürsten, der als der eigentliche Stifter des preußischen Staates zu betrachten ist, leicht einige Flecken übersehen werden, von welchen sein starkwilliger Karakter in der rohen Gewaltsamkeit jener Zeiten und in den harten Aufgaben seiner Lage nicht verschont blieb. Von einem Fürsten solcher Art mußte Derfflinger sich mächtig angezogen fühlen; durch überkommenes Besitzthum und Wahl der Niederlassung war er dem Lande schon angehörig; seit er die schwedischen Dienste verlassen, war die Mark sein bleibender Aufenthalt geworden, und abwechselnd lebte er theils in der Hauptstadt und theils auf den Gütern, die durch Heirath die seinigen geworden. Bald aber sollten ihn noch andere Verhältnisse hier vollständig einbürgern, und ihn auch als Krieger und Feldherrn dem neuen Vaterlande unauflöslich aneignen.

Die Königin Christina hatte der schwedischen Krone am 16. Juli 1654 durch freiwillige Abdankung entsagt, und kaum der schon früher zum Reichsnachfolger erwählte Pfalzgraf Karl Gustav von Zweibrücken, Christinens Vetter, den Thron bestiegen, als auch schon kriegerische Aussichten den Norden in Bewegung setzten. Der König von Polen, Johann Kasimir Wasa, erklärte jene Thronfolge für ungültig, und sprach die schwedische Krone für sich selbst an. Karl Gustav aber eilte, seinen Gegner mit Krieg zu überziehen, und durchstürmte im Sommer des Jahres 1655 mit raschem Fortschritte einen großen Theil von Polen. Der Kurfürst, aufmerksam auf jede Bewegung, welche das Wohl und die Macht seines Staates nah oder fern betreffen konnte, hatte frühzeitig alle Mittel aufgeboten, um durch politische Verknüpfungen den Bruch zu verhindern, der seine eigenen Länder mit so vielfacher Gefahr bedrohte; an dem Kaiserlichen Hofe, bei den Königen von Schweden und Polen, in Frankreich, in Holland und England suchte seine thätige Staatsklugheit dahin zu wirken, daß die streitigen Ansprüche durch diplomatische Vermittelung ausgeglichen, oder durch Machtansehen in Schranken gehalten würden. Da der Fortgang der Dinge jedoch den Erfolg dieser Bemühungen bald zweifelhaft erscheinen ließ, so betrieb der Kurfürst zugleich mit verdoppeltem Eifer alle Rüstungen zum Kriege, um von keiner Wendung der Ereignisse unvorbereitet überrascht zu werden. Einen geprüften Kriegsmann, wie Derfflinger, dessen Verdienst seinem Scharfblicke nicht hatte entgehen können, fand er unter solchen Umständen nicht vergebens in seiner Nähe, und ließ ihm Dienstanträge machen. Derfflinger ging auf die Anerbietungen ein, stellte aber, als ein Mann, der seinen Werth fühlte, und die Umstände klug benutzen wollte, seine Bedingungen sehr hoch. Er wollte ältester Generalwachtmeister sein, und nächst dem Generallieutenant Grafen von Waldeck den Befehl führen; bei etwanigen Beförderungen nicht übergangen werden; im Fall der Abdankung die Ehren jener Rangstufe sowohl bei Hof als im Heere, „einen Weg wie den andern", beibehalten; ein Regiment zu Pferde sollte ihm vollständig überwiesen, oder ihm mit seinem Willen

annehmliche Werbungsmittel vorgeschlagen werden; die Bestimmung des Traktaments ließ er zwar dem Kurfürsten anheimgestellt, bedingte jedoch, daß solches mit dem Tage der Kapitulation angehen sollte, sprach einen Zuschuß zu seiner Montirung noch besonders an, und wiederholte ausdrücklich, daß auch bei künftiger Vermehrung der Truppen und Anstellung noch mehrerer Generale ihm kein anderer im Befehlführen vorgezogen werden dürfe. Der geheime Rath Otto Freiherr von Schwerin, welcher mit der Unterhandlung beauftragt gewesen scheint, schrieb an den Grafen von Waldeck, Derfflinger wolle keine dieser Bedingungen nachlassen, sondern beharre fest auf allen, indem er sage, er habe Abschrift der Kapitulation des Leibregiments, und wolle mit der seinigen nicht geringer stehen, auch behaupte er, zu wissen, daß der Kurfürst mit allem zufrieden sei. Waldeck erwiederte nur kurz, die Reinschrift möchte denn nur angefertigt werden, man müsse sich in die Zeit schicken; und Derfflinger empfing unverzüglich seine unter dem 16. August 1655 zu Köln an der Spree von dem Kurfürsten unterzeichnete Bestallung. Außer den geforderten Punkten war ihm darin, für Traktament, Servis und Fourage zusammen, eine monatliche Besoldung von 300 Reichsthalern zugesichert, und daneben beim Anfang und zur ersten Einrichtung auch der gewünschte Zuschuß. Er wird in dieser Ausfertigung Obrist genannt, woraus nicht zu schließen, daß er in schwedischem Dienste noch nicht Generalmajor oder Generalwachtmeister gewesen, da jener Titel als der gemeinsame für alle Regimentsinhaber üblich war, und auch den höheren Titeln gern beigefügt wurde. Mit Derfflinger zugleich trat auch der Oberst von Pfuel aus schwedischem Dienst in den brandenburgischen, unter ähnlichen vortheilhaften und hartnäckig durchgesetzten Bedingungen. Am 11. Dezember des Jahres 1655 stellte Derfflinger auch wegen seines Reiterregiments alle Bedingungen umständlich fest, wobei er mit Sorgfalt und Strenge jeden möglichen Vortheil wahrnahm. Außer allen herkömmlichen Rechten eines Inhabers, wozu die Ernennung der Offiziere gehörte, verlangte er auch, der Kurfürst solle das Regiment immer wieder ergänzen, dasselbe nicht ohne dreimonatlichen

Sold abdanken, im Fall der Abdankung ihm mit allen Offizieren und Reitern den Uebertritt in andere Dienste freilassen; das Lösegeld feindlicher Gefangenen solle halb dem Kürfürsten, halb aber Derfflinger'n und dem Regiment anheimfallen, dagegen der Kurfürst die in Feindes Hand Gerathenen ganz auszulösen auf sich zu nehmen habe; mehrere Artikel betrafen die Sicherung der Offiziere hinsichtlich ihres Eigenthums, würde wegen ihrer Kriegsbedienung ihnen an Vermögen und Gütern vom Feinde einiger Schaden zugefügt, so werde der Kurfürst sie vertreten und ihnen Vergeltung schaffen, und für sich selbst persönlich setzte Derfflinger noch ganz ausdrücklich fest: „Ich präkavire und behalte mir auch vor, wenn ich in einer und anderen Occasion, in Zeit währender dieser meiner Bestallung bleiben oder sonst mit Tode abgehen sollte, daß weder ein- noch anderer, unter einigem Schein des Rechtes befugt sein soll, an die Meinigen oder meine Güter und Verlassenschaft etwas dieser Dienste halber zu prätendiren, sondern das Meinige meinen nächsten Erben ohne einigen Aufenthalt ausgefolget werden möge, daß Seine Kurfürstliche Durchlauchtigkeit mir obgedachtermaßen gnädigst versichern wollen."

Derfflinger's kundige Thätigkeit entsprach dem neuen Berufe mit raschem Erfolg; seine alte Bekanntschaft unter dem Kriegsvolk, das ehemals bei den Schweden gedient, verschaffte dem Kurfürsten viele tüchtige Offiziere, sein Name wie seine Maßregeln, förderten die Werbungen, die zur schleunigen Vermehrung der Truppen angeordnet und insgesammt seiner Leitung vertraut waren. Der schon früher gelegte Kern einer Kriegsmacht erwuchs jetzt in kürzester Zeit zu einem stattlichen Heere, dessen Stärke, Ordnung und Ausrüstung alle Welt in Erstaunen setzte. Im April 1655 hatte der Kurfürst 26,800 Mann unter Waffen, sowohl Reiter als Fußvolk, über welche der Feldzeugmeister von Sparr den Oberbefehl führte. Das schwere Geschütz bestand aus mehr als 30 Stücken, worunter einige Haubitzen, und ein Theil war schon im voraus, bei noch unversperrten sicheren Wegen, nach Preußen abgeführt worden.

Im September des genannten Jahres zog der Kurfürst

an der Spitze von 8000 Mann, größtentheils Reiter, von Berlin nach Preußen, um seine Länder gegen die gewaltsamen Durchzüge und Einbrüche der Schweden zu beschützen, deren steigender Uebermuth bisher alle Verhandlungen getäuscht und die schlimmsten Besorgnisse für die Zukunft erweckt hatte. Unter vielen Mühsalen behauptete der Kurfürst hier sein von allen Seiten gefährdetes Ansehen, denn nicht nur die Schweden, sondern auch die Polen, und selbst die Preußen, deren gemischtes Unterthanenverhältniß sich ungern dem Einen Oberherrn bequemte, machten seine Lage höchst schwierig. Als aber jede Vermittelung zum Frieden fehlschlug, von dem Kaiser Ferdinand dem Dritten weder Hülfe noch Entschluß zu hoffen blieb, die Polen selbst feindselige Streifzüge in das brandenburgische Gebiet ausführten, und zwischen ihnen und den Schweden länger unentschieden zu stehen unmöglich wurde, glaubte der Kurfürst dem Drange der Umstände nachgeben zu müssen, und schloß im Juni des Jahres 1656 mit Schweden ein Bündniß, zufolge dessen die brandenburgischen Truppen am Einflusse des Bug in die Weichsel sich mit den schwedischen vereinten, und das gesammte Heer sogleich gegen Warschau vorrückte. Hier lieferten Karl Gustav und Friedrich Wilhelm mit 16,000 Schweden und Brandenburgern gegen 40,000 Polen am 18., 19. und 20. Juli die berühmte dreitägige Schlacht, welche mit der völligen Niederlage Johann Kasimir's endete und die Uebergabe von Warschau zur Folge hatte. Der Heldenmuth des Kurfürsten, die Kriegskunde seiner Generale und die Tapferkeit seiner Truppen leuchteten glänzend an diesen Tagen hervor, sie hatten den größten Antheil an dem hartbestrittenen Siege. Auf beiden Seiten des Kampfes war die Hauptstärke in dieser Schlacht Reiterei, die Waffe Derfflinger's, der den Ruhm seiner alten Kriegsthaten hier durch neue bewährte, und jetzt an der Seite der Schweden wie einst in ihren Reihen focht. Sein Antheil an der Schlacht wurde noch durch besondere Hervorthuung ausgezeichnet. Er überfiel das feste Kloster Prement, das durch umgebende Sümpfe gegen solche Angriffe völlig gesichert schien, mit seinen Reitern so unerwartet und rasch, daß die polnische

Besatzung von 300 Mann, ohne Wahl zwischen Flucht und Gegenwehr, im ersten Augenblicke zusammengehauen war. Auf gleiche Weise nahm er später an der Gränze von Schlesien das Städtchen Pomst ein, wo 600 Polen um's Leben kamen. Der Kurfürst entsandte ihn sodann gegen den polnischen General Czarnecki, der durch wilde Streifzüge die Neumark und Pommern verheerte, und kaum erschien Derfflinger mit weniger Mannschaft im Felde, als auch schon die zahlreichen Räuberschwärme vor seiner Ueberlegenheit verschwanden.

Die Sachen in Preußen und Polen sahen indeß noch sehr verwickelt aus, und erforderten neue Anstrengungen, wobei zugleich die Aufmerksamkeit des Kurfürsten auf seine deutschen Staaten zurückgeführt wurde, gegen welche von mancher Seite feindliche Unternehmungen zu fürchten sein konnten. Derfflinger wurde von dem Kurfürsten als der tüchtigste Mann ausgewählt, unter diesen Umständen das Nöthige vorzusehen und auszurichten. Er empfing den Befehl, in die Mark Brandenburg zurückzugehen, und daselbst, wie auch in den übrigen Reichsländern des Kurfürsten, so viel Kriegsvölker zu Roß und zu Fuß, als er immer könne, auf die Beine zu bringen; sobald aber eine gehörige Macht beisammen sei, mit der sich im Felde auftreten ließe, solle er es dem Kurfürsten und zugleich seine Ansicht berichten, was er, der ihm beiwohnenden Kundschaft nach, vorzunehmen sich getraue. Wäre die Verbindung mit dem Kurfürsten etwa nicht offen, und dieser in der Ferne so eng gehalten, daß keine Befehle von ihm kommen könnten, so habe Derfflinger nach seinem besten Wissen und Verstand vorzunehmen, was er dem Dienste des Kurfürsten rathsam befinde, jedoch nicht im Reich, sondern in Polen. Auch aus den Festungen solle er in diesem Falle so viel Mannschaft ziehen dürfen, als immer daraus zu entbehren sein möge. Wenn im Reich etwas zu besorgen stünde, so sei wegen der größeren Verwickelung der dortigen Verhältnisse auch der Graf von Wittgenstein um Rath und Beistand anzugehen, vor allem aber von Braunschweig und Köln, dem bestehenden Bündnisse gemäß, die versprochenen Hülfstruppen zu fordern.

Friedrich Wilhelm wußte die Erfolge seiner Waffen für seine Staatszwecke wohl zu nutzen. Den Hohn vergessend, mit welchem der König von Polen seine Friedensvermittelung abgewiesen, vermied er, den Untergang desselben nach der Schlacht bei Warschau durch rasche Verfolgung zu vollenden. Er erneuerte vielmehr sogleich wieder seine Friedensbemühung, und wandte die Truppen rückwärts, um die eigenen, gegen Freund und Feind entblößten Staaten durch seine sichernde Nähe kraftvoller zu beschützen. Die Wichtigkeit des Beistandes, welchen die Schweden in diesem Feldzuge durch die Brandenburger empfangen, und das dringende Bedürfniß, solcher Hülfe in den kommenden Ereignissen ferner theilhaft zu bleiben, machten den König Karl Gustav geneigt, die bisher wenig geachteten Forderungen Friedrich Wilhelm's näher zu berücksichtigen. Schon früher hatte er dem Kurfürsten den Besitz beträchtlicher Landestheile von Polen und den Titel eines Königs von Großpolen lockend vorgespiegelt; allein Friedrich Wilhelm, durch den Glanz der unsicheren Würde nicht geblendet, suchte zuverlässigeren Gewinn, und bestand auf Anerkennung seiner unabhängigen Oberherrlichkeit im Herzogthume Preußen, die denn auch wirklich am 10. November 1656 durch den Vertrag von Labiau, in welchem Karl Gustav auf alle bisherigen Rechte und Ansprüche von Seiten Schwedens verzichtete, förmlich ausgesprochen wurde. Gemeinsam führten die beiden Fürsten nunmehr den Krieg in Polen fort; jedoch ohne bedeutenden Erfolg, und von Seiten des Kurfürsten blieb stets die Neigung zum Frieden sichtbar. Allein Karl Gustav hatte Eroberungsplane, die er nicht sobald aufzugeben dachte, und die Besorgnisse, welche sein Ehrgeiz weckte, riefen ihm neue Gegner in's Feld. Vergebens bemühte sich der Kurfürst, die größere Verbreitung des Krieges abzuwenden, Friedrich der Dritte, König von Dänemark, Leopold, König von Ungarn, der sodann deutscher Kaiser wurde, und Alexei, Zar von Rußland, griffen gegen Schweden zu den Waffen. Karl Gustav nahm schnell seinen Entschluß, und wandte mit Ungestüm seine ganze Macht zunächst gegen Dänemark. Hiedurch aber gab er Polen und Preußen völlig preis, und überließ dem Kurfürsten, sich wie

irgend möglich aus der Verwickelung zu ziehen. Dieser, unfähig, mit eigener Kraft allein so großem Andrange zu widerstehen, auch gar nicht gesonnen, die Waffen gegen den Kaiser zu führen, schloß unter Zustimmung seines Verbündeten am 19. September 1657 durch den Vertrag von Welau mit Polen einen vorläufigen Frieden, in dessen Folge ihm auch von dieser Seite die völlige Oberherrlichkeit in Preußen zugestanden und anerkannt wurde. Allein der Kurfürst sah die Gefahr zwischen den kriegführenden Mächten vereinzelt dazustehen, und fühlte die Nothwendigkeit, als Verbündeter auf der einen oder der anderen Seite mitzuwirken. Dem Zuge der Begebenheiten folgend schloß er demnach ein neues Bündniß mit dem Könige von Polen, dem deutschen Kaiser und dem Könige von Dänemark, nicht ohne Hoffnung, daß schon das Auftreten eines solchen Machtvereins den König von Schweden ohne Schwertstreich zu gemäßigten Friedensbedingungen bewegen würde.

Schon im Jahre 1656, durch eine Verordnung aus Labiau vom 3. November, hatte der Kurfürst die Befehlführung derjenigen Truppen, welche bis dahin unter dem Generallieutenant Grafen von Waldeck gestanden, einstweilen, und bis ein hoher General dorthin gestellt würde, Derfflinger'n übertragen, und allen Offizieren den Gehorsam gegen seine Verfügungen eingeschärft. Sein Verdienst und seine Brauchbarkeit machten ihn aber so wichtig, daß der Kurfürst nicht daran dachte, ihn durch Berufung eines anderen Generals aus dieser Stelle zu verdrängen. Vielmehr wurde Derfflinger gleich im folgenden Jahre durch eine aus Königsberg am 11. Juni 1657 erlassene Bestallung, mit großer Anerkennung seiner Dienste und Fähigkeiten zum Generallieutenant der Reiterei ernannt, und auf's neue alles bestätigt, was er sich abermals an bedeutenden Vortheilen und Rechten sorgfältig ausbedungen hatte, besonders in Betreff des Ranges, der Befehlführung und des künftigen Aufsteigens in höhere Stellen, worin er sich niemanden wollte vorziehen lassen. Sparr und Waldeck waren die Vorbilder, welche zum Maßstabe dienen mußten. Ferner verschrieb ihm der Kurfürst die Kommandantschaft der Festung Spandau, sobald

sie erledigt sein würde, mit den dieser Stelle angehörigen Einkünften. Nachträglich wurde er unter dem 20. Juni 1657 auch zum Geheimen Kriegsrath, das heißt, nach damaliger Bedeutung, zum Vorstande der gesammten Angelegenheiten des Kriegswesens bestellt.

Karl Gustav brach mit starker Heeresmacht in Dänemark ein, ging über das Eis nach den Inseln Fühnen und Seeland, und zwang die Dänen im Februar 1658 zu dem Frieden von Rothschild. Nach wenigen Monaten aber, als Dänemark den Frieden nicht rasch genug zu erfüllen schien, führte er schnell seine Truppen zum zweitenmal nach Seeland, und griff unvermuthet Kopenhagen an. Seine Eroberungsabsichten schienen für alle Nachbarstaaten, auch insbesondere für Brandenburg gefährlich. Der Kaiser, der König von Polen und der Kurfürst Friedrich Wilhelm eilten daher dem Könige von Dänemark mit vereinigter Heeresmacht zu Hülfe, die Holländer mit einer Flotte, durch deren Beistand er sich in seiner Hauptstadt tapfer vertheidigte. Der Kurfürst erhielt den Oberbefehl über die verbündeten Truppen, und ging mit beträchtlicher Reiterei, worunter 3000 Kaiserliche Kürassiere, durch Mecklenburg voraus, indem das Heer, über 24,000 Mann stark, langsam nachfolgte. In seiner Begleitung werden die Generale von Sparr, Derfflinger, Fürst Johann Georg von Anhalt Dessau, von der Golz, von Quast und von Pfuel namentlich angeführt. Er vertrieb die Schweden aus Holstein, legte Besatzungen nach Gottorp und Tönningen, ging dann vollends über die Eider, und ließ seine Truppen ihre Winterquartiere in Jütland nehmen. Derfflinger wurde zur Belohnung seines tapferen Verhaltens im August dieses Jahres 1658 zum Generalfeldzeugmeister befördert, und dies durch ein Patent vom 18. August aus Köln an der Spree allen Truppen bekannt gemacht mit der ernstlichen Weisung, allen seinen Anordnungen ohne einzige Widerrede schuldigen Gehorsam zu leisten.

Im folgenden Jahre 1659 waren die verbündeten Waffen gleichfalls im Vortheil, doch mißlang ein Versuch gegen die Insel Fühnen, und nur die kleine Insel Fennöe wurde ge-

nommen. Während in Dänemark die Hauptmacht der Kriegführenden beschäftigt war, wurde auch in Preußen gefochten, und ein neuer Schauplatz eröffnete sich dem Kampfe in Pommern, wohin der Kaiser, gegen den Wunsch des Kurfürsten, der ungern den Krieg an seine verletzbarste Gränze ziehen sah, noch ein besonderes Heer von 14,000 Mann unter den Generalen Graf des Souches und Graf Richard von Starhemberg aus Schlesien vorrücken ließ, an welche sich unter dem General Grafen von Dohna 2000 Mann brandenburgischer Fußvölker anschlossen. Greiffenhagen und Damm, Kamin und Wollin wurden den Schweden entrissen, und darauf die Belagerung von Stettin unternommen. Was der Kurfürst gefürchtet hatte, geschah; der König von Schweden sandte eine beträchtliche Truppenmacht unter Karl Gustav von Wrangel von Fühnen nach Stralsund, um dem neuen Angriffe zu begegnen. Nun mußte auch Friedrich Wilhelm mit einem Theile seiner Truppen eiligst aus Jütland aufbrechen, um seine Länder nicht unvertheidigt zu lassen, und so wandte sich die Stärke des Kriegs immer mehr und mehr nach Pommern. Der Kurfürst eroberte auf seinem Zuge die Schanze von Warnemünde bei Rostock, erzwang den Paß und das Schloß bei Tribbesees, drang hierauf in Pommern ein, schlug die Schweden in einem heftigen Scharmützel bei Stralsund, und sah sich bald im Besitze von Damgarten, Loitz und Demmin. Ein Unternehmen gegen Greifswalde scheiterte jedoch, und Wrangel nahm durch Ueberfall die Insel Usedom, von wo er die Oder hinauf 1000 Mann Fußvolk und 600 Reiter nach Stettin sandte, durch welche Verstärkung der tapfere Befehlshaber Paul Würz in Stand gesetzt wurde, die Kaiserlichen zur Aufhebung der sechswöchentlichen Belagerung zu zwingen. Während hier Gewinn und Nachtheil der Streitenden sich ziemlich die Wage hielten, erfolgte auf einer anderen Seite unvermuthet ein entscheidendes Ereigniß. Die Verbündeten hatten ihre Landung auf Fühnen bei wiederholtem Versuche glücklich bewerkstelligt, und erfochten am 14. November in der Schlacht von Nyborg über die Schweden einen vollständigen Sieg, an welchem die brandenburgischen Regimenter unter dem General von Quast, welcher den

rechten Flügel der Schlachtordnung befehligte, den wirksamsten Antheil hatten. Man bezog hierauf die Winterquartiere, und sah mit dem Frühjahr neuen Ereignissen entgegen, als durch den unvermutheten Tod Karl Gustav's am 12. Februar 1660 die unter französischer Vermittelung schon begonnenen Friedensverhandlungen neue Aussicht gewannen, und am 1. Mai zu Oliva zwischen Polen und Schweden durch einen Vertrag, worin auch Friedrich Wilhelm's Oberherrlichkeit in Preußen von beiden Theilen neu bestätigt wurde, glücklich zum Schlusse kamen. Aus dem Kampfe, welchen der Kurfürst in solch schwierigen Verwickelungen so geistesmuthig als heldenkräftig zu bestehen gewußt, ging der eigentliche Kern der künftigen freien Größe des preußischen Staates hervor. Bisher war Friedrich Wilhelm, gleich seinen Vorfahren, mit seinen Staaten nur belehnt, in Deutschland von Kaiser und Reich, in Preußen von Polen oder Schweden. Der Fürst aber, der in einem Theile seiner Staaten nun selbstherrlich geworden, mußte die Wirkung dieses neuen Verhältnisses bald auch in dem Ganzen wiederfinden, und je weniger das deutsche Reich in seiner mangelhaften Verfassung dem Zweck eines ächten Bundeskörpers genügte, desto stärker mußte die Kraft der einzelnen Glieder sich ablösen und in Selbstgestaltung entwickeln.

Die ganze Folge dieser thatenreichen Begebenheiten erhob den Ruhm und das Ansehen des brandenburgischen Heeres, ohne aus dessen Reihen die Namen einzelner Anführer neben dem Feldherrnglanze des Kurfürsten selbst besonders emporhalten zu können. Wir finden auch Derfflinger nur eben genannt; einem abgesonderten Truppentheile hat er in diesen Feldzügen schwerlich vorgestanden; ihm war in der unmittelbaren Nähe um den Kurfürsten und in dessen persönlichem Vertrauen ein anderer Antheil an den Ereignissen beschieden, dessen Werth und Verdienst in die Wirksamkeit höherer Leitung unpersönlich übergeht, sich mit derselben unzertrennlich verflößt, und nur von dem eingeweihten Kenner vollkommen gewürdigt werden mag. Als dieser würdigende Kenner muß hier vor Allen der Kurfürst erscheinen, und daß er inmitten des Kriegslaufes Derfflinger'n zum Feldzeugmeister beförderte,

ist zwar der einzige, aber auch ein entscheidender Umstand, in welchem der Ruhm unseres Helden während dieser Feldzüge namentlich hervorleuchtet.

Nach dem Frieden von Oliva genoß Brandenburg zwölf Jahre fast ungestörter Ruhe. Der Kurfürst wurde durch weise Sorgfalt und kluge Thätigkeit im Frieden wiederum der väterliche Pfleger seines Landes, wie er im Kriege dessen Vertheidiger gewesen. Alles gedieh und blühte in dieser glücklichen Zeit seiner Regierung. Das Kriegswesen wurde dabei nicht außer Acht gelassen, er behielt eine gute Anzahl von Truppen in wohlgerüstetem Stande unter Waffen; auch die wirkliche Uebung des Krieges fehlte in dieser Zeit nicht ganz; denn einige tausend Brandenburger zogen dem Kaiser Leopold und dem Könige Michael von Polen gegen die Türken als Hülfsvölker zu. Derfflinger's Thätigkeit fand in den vielfachen Anordnungen, deren ein gerüsteter Zustand unaufhörlich bedarf, ein weites Feld; er hielt eine ansehnliche Kriegskanzlei zur Betreibung der gewöhnlichen Geschäfte; das Vertrauen, dessen ihn der Kurfürst unausgesetzt würdigte, gab seiner Stimme in allen außerordentlichen Angelegenheiten ein bedeutendes Gewicht. Neben den Staats- und Amtsarbeiten hatte Derfflinger auch in seinen häuslichen Verhältnissen während dieser Zeit vielfache Anregung. Seine Gattin starb, und hinterließ ihm eine Tochter und den Besitz ansehnlicher Rittergüter. Er verheirathete sich im Jahre 1662 zum zweitenmale, mit einem Fräulein von Beeren, aus einem gleichfalls altadeligen, aber wenig bemittelten märkischen Geschlecht; Neigung und Wohlgefallen waren hier ausschließlicher, als bei der ersten Vermählung vielleicht scheinen konnte, die Bestimmungsgründe seiner Wahl. In dieser, wie in der früheren Ehe, genoß er ein ungestörtes Familienglück. Der Verwaltung, Benutzung und Verschönerung seiner Güter widmete er die thätigste Fürsorge; er unternahm auf denselben weitläufige Anlagen und große Bauten. Im Jahre 1666 feierte er auf Gusow, seinem aus der Familie von Schaplow ererbten Hauptgute, den Antritt seines sechzigsten Lebensjahres, und erbaute daselbst, zum Gedächtniß einer so glücklich zurückgelegten Laufbahn, eine stattliche Kirche; in dieser

bestimmte er auch, des Todes gern eingedenk, seine künftige Grabstätte, von der ihn jedoch ein reiches und rüstiges Leben noch lange trennen sollte! Auf demselben Gute, seinem Lieblingsaufenthalte, legte er die schönsten Gärten an, welche bis in später Zeit die Bewunderung der Besuchenden waren. In dieser Neigung für Anpflanzungen und Gartenbau, worin der Kurfürst den Großen seines Hofes mit ermunterndem Beispiel voranging, zeigte Derfflinger so lebhaften Eifer, als einsichtsvollen Geschmack, und durfte sich dabei der Vortheile erfreuen, welche der Kurfürst durch Mittheilung von Sämereien und jungen Pflanzen, die er, zum Theil durch seine Gesandtschaften, aus Holland, Frankreich, England und Italien kommen ließ, seinen Umgebungen begünstigend zuwandte. Noch vor Ausgang der Friedensruhe, am 18. Februar 1670 erhielt Derfflinger, in Anerkennung seiner vielfachen Verdienste um das Heer, die höchste Würde in demselben, er wurde zum Feldmarschall ernannt, und blieb seitdem als der Nächste nach dem Kurfürsten dem gesammten Kriegswesen leitend vorgesetzt. Unter den brandenburgischen Regimentern gehörten drei, von dreierlei Waffengattung, Reiterei, Fußvolk und Dragoner, ihm als Inhaber namentlich an, eine Auszeichnung der Ehre und des Vertrauens, die in solcher Art sich selten wiederholt finden mag.

Ludwig der Vierzehnte war durch die kraftvolle Gegenwirkung der Holländer und Engländer, welche seinen Eroberungsabsichten auf die spanischen Niederlande ein Ziel setzte, zu dem Frieden von Aachen genöthigt worden. Er sann seitdem einzig auf Rache gegen die Holländer. Zu diesem Zwecke verband er sich mit Karl dem Zweiten von England, der seinem Volke zuwider diese Verbindung einging, und suchte auch den Kurfürsten von Brandenburg durch lockende Anerbieten zur Theilnahme zu bewegen. Doch sein Gesandter, der Fürst von Fürstenberg, fand in Berlin mit seinen Vorschlägen kein Gehör. Friedrich Wilhelm durch Bande des Bluts und der Freundschaft mit dem Hause Oranien, durch Staatsrücksicht mit der holländischen Republik fest verknüpft, wagte dem gewaltigen Könige von Frankreich zu widerstehen. Ihn schreckte nicht, daß der Kur=

fürst von Köln und der kriegerische Fürstbischof von Münster, Bernhard von Galen, die sich mit ihm noch kurz vorher zum Schutze Hollands verbündet, plötzlich auf die Gegenseite traten, und Frankreichs Verbündete wurden. Schon hatte Ludwig der Vierzehnte im Mai des Jahres 1672 die Republik zu Wasser und zu Lande angegriffen, mit seinen Truppen, in reißenden Fortschritten einen großen Theil der holländischen Provinzen überschwemmt, und Amsterdam selbst in dringende Gefahr gebracht; schon mußte diese Stadt und mit ihr die ganze Republik verloren scheinen, als in dieser äußersten Noth der Kurfürst von Brandenburg großmüthig ihr Retter ward. Ganz Europa lag noch erschreckt in dumpfer Betäubung ob des raschen französischen Einbruchs, als Friedrich Wilhelm im Juni des genannten Jahres mit Holland ein Bündniß abschloß, und gegen Ludwig sogleich die Waffen ergriff. Diese That allein schon verdiente dem Kurfürsten den Namen des Großen; Entschluß wie Ausführung zeigten den Heldenfürsten; für das Recht und für die Freiheit trat er unverzagt an der Spitze von 20,000 Mann in den Kampf gegen Ludwig's ungeheure Macht. Seinem Beispiele folgten darauf die Herzoge von Braunschweig und der Landgraf von Hessen-Kassel; ihre Truppen, verstärkt durch 10,000 Kaiserliche unter dem berühmten Feldherrn Montecuculi, stießen bei Halberstadt mit den Brandenburgern zusammen, und das vereinigte Heer rückte nach Westphalen.

Der Kurfürst selbst führte den Oberbefehl; sein Schwager, der Fürst Johann Georg von Anhalt-Dessau, welcher mit Derfflinger fast gleichzeitig, nur einige Wochen früher, Feldmarschall geworden war, sollte die zweite Stelle, Derfflinger aber nur die dritte einnehmen. Dieser jedoch sah in dieser Zurücksetzung einen Bruch der Bedingungen, unter denen er sich dem Kurfürsten zu dienen verpflichtet hatte, und erklärte, lieber nehme er den Abschied, als daß er sich solcherlei gefallen ließe. Der Kurfürst erwiederte auf diesen Trotz, daß er von der getroffenen Anordnung nicht abgehen wolle, und ließ Derfflinger'n wissen, daß er entlassen sei. Dies mag der alte störrische Kriegsmann wohl nicht erwartet haben, und obgleich er nicht nachgab, so richtete er doch in

weicherer Stimmung an den Kurfürsten folgendes Schreiben: „Durchlauchtigster Kurfürst, gnädigster Herr! Nachdem ich Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit nunmehro eine geraume und lange Zeit mit unterthänigster Treue und Fleiß gedienet, so kann ich wohl mit Gott und meinem Gewissen bezeugen, daß ich niemalen einen andern Vorsatz gehabt, als darinnen beständig zu kontinuiren, oder vor Ihro Kurfürstliche Durchlauchtigkeit und dero hohen Kurhauses Wohlergehen mit Freuden zu sterben; Als aber Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit Staat erfordert, mich gestern durch Dero Geheimbten Räthe, den Herrn von Schwerin und Herrn von Somnitz, mir meinen Abscheid und Erlassung zu ertheilen, so danke ich davor zum unterthänigsten, und gleichwie ich hoffe, ich werde mich jederzeit meiner Dienste so verhalten haben, daß Euer Kurfürstliche Durchlauchtigkeit ein gnädiges Wohlgefallen darob jedesmal empfunden, so wünsche ich von dem höchsten Gott, Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit, Dero herzvielgeliebten Gemahlin, Kur- und Fürstlichen Prinzen und Prinzessinnen, alles gesegnetes Kur- und Fürstliches Wohlergehen, glücklichen Succeß Dero Waffen, und daß solcher Sie zum Schrecken aller Ihrer Feinde machen, und, nach glücklichem erhaltenen Sieg, Sie in großer Ruhe viele und lange Jahre wolle hinbringen lassen; Nehme, um Euer Kurfürstliche Durchlauchtigkeit mit meiner persönlichen Gegenwart nicht mißfällig zu sein, hiemit meinen unterthänigsten Abscheid, danke vor alle mir erwiesene Kurfürstliche Gnade, rekommandire mich in derselben zum gehorsamsten, und versichere, so lange mir Gott das Leben gönnet, zu sein Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit unterthänigster und gehorsamster Diener Georg Derfflinger. Köln an der Spree, den 10. Juli 1672.“ Allein auch der Kurfürst mag nicht erwartet haben, daß Derfflinger solchen Ernst machen würde, und hiedurch gereizt und unmuthig gab er plötzlich der Sache eine herbere Wendung, indem er ihm durch den Minister Otto Freiherrn von Schwerin nachstehende strenge Weisung geben ließ: „Obzwar Seine Kurfürstliche Durchlauchtigkeit, unser gnädigster Herr, noch immerhin das gnädigste Vertrauen zu Dero Geheimen Kriegesrath und General-Feld-

marschallen Georg Derfflinger getragen, er würde sich nicht entzogen haben, bei dem bevorstehenden Feldzuge seine Funktion und Charge als Feldmarschall zu exerziren, zumalen Seine Kurfürstliche Durchlauchtigkeit demselben einige Jahre her so große Gnade und Wohlthaten erwiesen und ihn von der Obristen=Charge zu der höchsten militairischen Bedienung und Feldmarschalls=Stelle aus gnädigster Konfidence befördert, auch ihme durch Dero Geheime Räthe in allen seinen unterthänigsten desideriis solche gnädigste Satisfaktion und Erklärung ertheilen lassen, daß er damit billig vergnügt sein, und weiter in Seine Kurfürstliche Durchlauchtigkeit nicht dringen sollen; so vernehmen doch Seine Höchstgedachte Kurfürstliche Durchlauchtigkeit nicht ohne sonderbares Mißfallen, daß er, aller ihm gethanen Remonstrationen ungeachtet, unterm Prätext, daß Dero Fürstlich lieber Vetter, Schwager und Gevatter, des Fürsten zu Anhalt Durchlaucht, auch mit der Armee gehen werden, zurückbleiben, die Kurfürstlichen Dienste quittiren, auch von solchem seinem Fürnehmen durch keinerlei Weise sich divertiren lassen wolle; Seine Kurfürstliche Durchlauchtigkeit hätten sich dessen desto weniger zu ihme versehen, weilen es anjetzo eben Gelegenheit gegeben, seine Kriegsexperience zu Beförderung Dero Dienste in der That und wirklich zu erweisen, und der Marsch der Kurfürstlichen Armee so nahe ist, deßwegen dann auch Seine Kurfürstliche Durchlaucht seine Bezeigung nicht anders als einen Ungehorsam aufnehmen können, und wohl Ursach gehabt hätten, solchen zu ahnden, welches Seine Kurfürstliche Durchlauchtigkeit noch zur Zeit dahin gestellet sein lassen, und demselben inmittelst hiermit ernstlich anbefehlen, daß er bis zu Dero ferneren Verordnung auf seinen Gütern oder sonsten hier im Lande bleiben und sich daraus an andere Oerter bei Verlust derselben und anderer Arbitrarstrafe nicht wegbegeben solle. Wornach er sich unterthänigst zu achten. Köln an der Spree, den 18. Juli 1672. Otto Freiherr von Schwerin."

Doch Derfflinger, im Gefühle seines Rechts und seiner Stärke, war hiedurch keineswegs zum Schweigen gebracht. Er schrieb nochmals an den Kurfürsten, und legte seine Sache

in so ehrerbietiger als nachdrücklicher Weise umständlich dar. Sein Schreiben ist aus Gusow vom 27. Juli 1672 und lautet wie folgt: „Durchlauchtigster Kurfürst, gnädigster Herr! Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit verbleibe ich lebenslang ein getreuester unterthänigster Diener, und hoffe, Dieselbe werde mit der mir zu jeder Zeit erzeigten Gnaden Augen anblicken, was ich itzo hierdurch vor Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit hohen Thron darnieder lege. Gnädigster Herr! So jemalen eine unglückliche Stunde durch meinen geführten Lebenslauf mir zugestoßen, ist es gewiß diejenige gewesen, da Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit letzteres Reskript vom 18. Juli 1672 mir durch einen Trabanten insinuiret worden. Ich erkenne billig mit unterthänigstem hohen Dank, daß Euer Kurfürstliche Durchlauchtigkeit eine so gnädige Reflexion auf mich genommen, und zur Bedienung Dero höchsten militairischen Charge erhoben haben: Sehr tief aber gehet es mir zu Herzen, daß Euer Kurfürstliche Durchlauchtigkeit die wahre Ursache meines genommenen Abscheides für einen Prätext achten, und in höchsten Ungnaden annehmen, daß ich Dero Dienste quittire, da ich zu Beförderung derselben meine Kriegsexperience zu erweisen Gelegenheit nehmen können; dannenhero auch Euer Kurfürstliche Durchlauchtigkeit meine, wiewohl Dero getreuesten Vasalli, übrige Lebenszeit also umschränket, daß ich bei Verlust meiner Güter und anderer Arbitrarstrafe darauf verbleiben, oder sonsten im Lande mich aufhalten solle. Nun nehme ich mein deßhalb freudiges Gewissen zum Zeugen, daß ich den geringsten Prätext bei meiner Abbankung im Herzen nicht gehabt, sondern derselbe seine wahrhafte Ursach daher genommen, daß, wie mit Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit ich bei Annehmung des Feldmarschallamts kapituliret, mir, wie zuvor, als auch damals, gnädigst versprochen worden, von keinem Andern, denn Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit selbsten, zu dependiren, und außer Derselben ein absolut Kommando bei Dero Armee zu führen: auf welches ich, von Anfang meiner Kapitulation bis auf die letzte Stunde meines genommenen und erhaltenen Abscheids, bestanden. Da aber Seine Durchlaucht der Fürst von Anhalt ein Oberkommando

über mich prätendiret, ja, wie ich es beweisen kann, sich öffentlich verlauten lassen: Wir beide dienten nicht zusammen, es müßte einer von dem andern weg: so habe ich endlich solches streitiges Kommando, dadurch Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit ganze Armee wohl leiden können, zu vermeiden mich überwunden, und da Euer Kurfürstliche Durchlauchtigkeit geändert, was ich von Anfang und allewege bedungen, endlich kein ander Mittel, als meinen unterthänigsten Abscheid zu nehmen, erdenken können. Euer Kurfürstliche Durchlauchtigkeit aber werden verhoffentlich mir dieses Zeugniß ertheilen, daß, wie von mir niemalen geschehen, also auch in keiner Occasion Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit Dienste anzutreten ich gescheuet, bin auch noch des unterthänigsten, ehrlichen Anerbietens, so Euer Kurfürstliche Durchlauchtigkeit geruhen möchten, wie bedungenermaßen, außer Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit hohen Person, das Oberkommando über deren Armee anzuvertrauen, selbiges noch diese Stunde zu vertreten, und mein Gut und Blut, wie einem ehrlichen Diener anstehet, bei Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit und Dero ganzem hohem Hause freudigst aufzusetzen und zu vergießen. Und bei diesem meinem unterthänigsten Anerbieten hoffe von Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit ich auch zu erbitten, daß, wann solchergestalt Denselben meine Dienste nicht anstünden, Sie mir auf meinen Gütern zu verbleiben nicht anbefehlen werden. Ich muß dafür halten, daß Euer Kurfürstliche Durchlauchtigkeit zu dieser ungnädigsten Verordnung veranlasset sei, weil von mir ausgesprenget worden, ob hätte ich allbereit vor meinem genommenen Abscheid viele Monat mich um anderer Herren Dienste beworben: Ja, wenn Euer Kurfürstliche Durchlauchtigkeit mein Herz und Gemüth nicht anders kenneten, müßt' ich glauben, daß diese Beschuldigung einigen Beifall bei Derselben gefunden hätte: Allein, wieweit ich davon entfernet, weiß der allwissende Herzenskündiger aller Menschen, bitte auch Euer Kurfürstliche Durchlauchtigkeit um Gottes willen, Sie wollen von mir altem und ehrlichem Manne nicht einen so unehrlichen Sinn präsumiren. Durch mein ganzes Leben habe ich nach Treu und Redlichkeit gestrebet, fälle mir auch

selbst das Urtheil, wenn mir dergleichen wahrhaftiglich könnte beigebracht werden, daß ich nicht würdig gewesen, eine Stunde Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit Diener zu sein. Hiergegen halte ich sicherlich davor, daß bei Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit dieses ein vergalletes boshaft verläumderisches Herz von mir ausgeschüttet habe. Und jedermänniglich, vornehmlich aber Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit zu erzeigen, wie gänzlich ich von dieser Verläumdung befreiet, so bitte ich Dieselbe gehorsamst, Sie wolle mir erlauben, unter einem von Dero hohen alliirten Herren, den Euer Kurfürstliche Durchlauchtigkeit gnädigst belieben möchten, im Fall meine vorgesuchte Bedingung nicht kann erfüllet werden, mir anstehende Kondition zu suchen, da Deroselben meine unterthänigste Dienste dennoch zu erzeigen ich alle Gelegenheit suchen will: So auch Euer Kurfürstliche Durchlauchtigkeit gnädigst geruhen, und Selber meine wenige Person rekommandiren wollte, hätte ich es für eine hohe Kurfürstliche Gnade zu achten, denn ich nimmer nachlassen werde, gegen Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit hohem Hause mich als einen getreuesten und unterthänigsten Diener zu erzeigen. Der ich je und allewege in unverrückter Beständigkeit bin und verbleibe Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit unterthänigst gehorsamster Diener unde Knecht Georg Derfflinger.“ Die Unterschrift und die ihr nächstvorhergehenden fünf Worte sind von ihm selbst, alles übrige von einer Schreiberhand.

Diese Vorstellung milderte in der That den Sinn des Kurfürsten, wie aus nachfolgendem Schreiben erhellt, welches aus Köln an der Spree unter dem 31. Juli 1672 an Derfflinger erlassen und von dem Freiherrn Otto von Schwerin gezeichnet war: „Friedrich Wilhelm u. s. w. Uns ist Euer unterthänigstes Antwortschreiben vom 27. Juli wohl eingeliefert worden, und weil wir daraus wahrgenommen, daß Ihr Lust und Belieben traget, in anderer Potentaten Kriegsdienste Euch zu begeben; so können wir solches zwar, im Fall es nur solche Potentaten sein, womit wir in Freundschaft leben, wohl geschehen lassen, sein auch gnädigst geneigt, dafern Ihr bei Ihrer Kaiserlichen Majestät oder denen Herren Staaten der Vereinigten Niederlande Dienste zu

suchen und anzunehmen gemeinet, Euch zu solchem End mit unsern Rekommandationsschreiben zu Statten zu kommen. Daß wir Euch aber befohlen, im Lande und auf Euren Gütern zu bleiben, solches ist deßwegen geschehen, weil man uns benachrichtigt, daß Ihr Euch vernehmen lassen, Ihr wollet sofort in fremder und auswärtiger Potentaten Dienste treten, womit wir dann auch nunmehr auf obige Maß gnädigst zufrieden sein."

Der Kurfürst reiste nach Westphalen ab, stellte sich an die Spitze der dort vereinigten Kriegsvölker, und rückte gegen den Niederrhein. Auf die Nachricht von diesem Anzuge verließ der französische Feldherr Turenne sogleich Holland, und eilte mit 30,000 Mann dem Kurfürsten entgegen. Dieser wollte eine Schlacht liefern, allein Montecuculi hatte geheime Weisung von seinem Hofe, den Ausbruch der Feindseligkeiten noch zu verzögern, und mußte wider sein eigenes Gefühl den Kurfürsten durch allerlei Ausflucht in seinem Vorhaben hindern. Die Heere zogen hierauf an den Mittelrhein, Turenne ging bei Andernach auf das linke Ufer zurück, und der Kurfürst machte alle Anstalt ihm dahin zu folgen, als Montecuculi sich offen widersetzte, und geradezu erklärte, die Kaiserlichen hätten Befehl, nicht weiter vorzugehen. Ohne bedeutendes Ereigniß endigte so der Feldzug, und die Brandenburger nahmen in Westphalen ihre Winterquartiere.

Der Kurfürst mag im Laufe dieser Kriegsereignisse den alten erprobten Feldherrn oft an seine Seite gewünscht, den Rath und die Entschlossenheit desselben in mancher Gelegenheit vermißt haben. Er ließ neue Unterhandlungen mit ihm anknüpfen, und beauftragte zuletzt die beiden Minister Friedrich von Jena und Franz Meinders, den Wiedereintritt Derfflinger's in sein früheres Dienstverhältniß auf jede Weise zu bewirken. Sie hatten große Mühe, den störrischen Kriegsmann zu behandeln, der zwar ebenfalls lebhaft wieder zu dienen wünschte, aber nur unter so vortheilhaften Bedingungen, daß kaum ein Erfolg zu hoffen war. Vergebens bemühten sich die erwähnten Männer, seine hochgespannten Forderungen herabzustimmen, er gab durchaus in keiner nach, und verlangte außer allen den Vorzügen und Rechten, welche dem

Feldmarschall von Sparr einst waren zugestanden worden, noch höhere Geldbewilligungen. Der Kurfürst, welcher ihn wiederhaben wollte, mußte in allen Stücken nachgeben, und ließ die neue Bestallung, welche statt einer Kapitulation diente, in Potsdam unter dem 15. Mai 1673 ganz nach Derfflinger's Begehren ausfertigen. Die frühere Befehlsmacht wurde ihm in bestimmteren Ausdrücken nur unbestreitbarer beigelegt, seine persönlichen Rechte besonders in Kriegszeiten noch mehr ausgedehnt, sein Gehalt im Felde auf 800 Thaler monatlich festgesetzt, im Frieden aber auf 300 Thaler, und daneben noch andere sowohl herkömmliche als außergewöhnliche Nutzungen. Der Kurfürst versprach, die drei Regimenter, welchen Derfflinger als Inhaber vorstand, und von denen er großes Einkommen hatte, auch im Frieden vor anderen beizubehalten; ferner keine Ungnade auf den Feldmarschall zu werfen, ohne ihn vorher gehört zu haben; und sogar, im Fall er vor dem Feind Unglück erlitte und die Kurfürstlichen Truppen („welches der Höchste in Gnaden abwenden wolle") geschlagen würden, deßhalben ihm keinen Vorwurf zu machen, sondern es solle also angenommen werden, als wenn ein solcher Unglücksfall in des Kurfürsten Gegenwart vorgegangen und das Kriegsgeschick es also mit sich gebracht hätte.

Kaum war Derfflinger auf diese Bedingungen wieder an der Spitze des brandenburgischen Heeres, als der Feldzug des Jahres 1673 begann. Die Franzosen rückten unvermuthet aus ihren Winterquartieren hervor, Turenne kam bei Wesel wieder über den Rhein, und griff den Kurfürsten in seinen westphälischen Ländern an. Dieser war gleich wieder bereit, ihm eine Schlacht zu liefern, doch eben so vergeblich, wie vorher; die Kaiserlichen, erklärte der General Bournonville, der nach Montecuculi's Abgang den Befehl führte, würden an derselben keinen Theil nehmen. Unter solch mißlichen Umständen, von dem Kaiserlichen Hofe gehemmt, von den Holländern nicht mit den versprochenen Hülfsgeldern unterstützt, und für sich allein nicht stark genug, Frankreichs ganze Macht im Felde zu bestehen, sah sich der Kurfürst genöthigt, am 6. Juni 1673 zu Vossem, einem Dorfe bei Löwen,

seinen Frieden abzuschließen. Er versprach, keine Feindseligkeiten weiter zu begehen, so lange nicht das deutsche Reich angegriffen würde. Die brandenburgischen Truppen wurden hierauf noch in Westphalen sogleich auf den Friedensfuß gesetzt, und auch Derfflinger's Reiterregiment zu Lippstadt von 1000 Pferden auf 600 vermindert.

Der Kurfürst, unwillig über den Mangel von Aufrichtigkeit und Zusammenhang in den politischen Leitungen, durch welche seine Kriegsthaten fast immer gehemmt und vereitelt wurden, war jedoch mit den treuen und eifrigen Diensten seines Feldmarschalls auch im Laufe dieses unerfreulichen Feldzuges so wohlzufrieden, daß er, ohne Zweifel hierin Derfflinger's eigenem Wunsche folgend, für ihn vom Kaiser die Würde eines Reichsfreiherrn erbat, „in Erwägung, daß derselbe von Jugend auf Profession von einem Soldaten gemacht, und von der geringsten bis zu der höchsten Staffel der Ehren durch eigene Meriten und rühmliches Verhalten gestiegen.“ Der Kaiser Leopold bewilligte diese Gunst, und erhob Derfflinger'n, der bisher auch als Feldmarschall nur bürgerlichen Namen geführt, in den Reichsfreiherrnstand. Das Kaiserliche Diplom wurde am 10. März 1674 zu Wien ausgefertigt; das darin aufgenommene Wappen stellte mit einigem Zusatze ganz dasselbe dar, welches Derfflinger schon seither in seinem Siegel geführt hatte, nämlich das der alten schlesischen, jetzt ausgestorbenen Familie von Dorfinger, von deren Seite kein Einspruch dawider kund geworden.

Noch war kein Jahr seit dem Frieden von Vossem abgelaufen, als Ludwig der Vierzehnte durch verheerenden Einfall in die Pfalz das deutsche Reich angriff, und den Kurfürsten, der mit dem Kaiser, mit Spanien und Holland noch immer verbündet war, dadurch nach Pflicht und Neigung auf's neue zur Ergreifung der Waffen zwang. Friedrich Wilhelm rief die abgedankten Truppen zu den Fahnen zurück, und mit größter Schnelligkeit stand er gerüstet. Ehe die Feindseligkeiten zum Ausbruche kamen, waren jedoch manche Verhältnisse mit den Bundesgenossen genauer zu verabreden, und hierzu große diplomatische Thätigkeit erforderlich.

Derfflinger hatte bisher im Kriege und im Frieden so große und zuverlässige Brauchbarkeit entfaltet, daß ihm der Kurfürst ohne Bedenken jetzt eine wichtige Sendung anvertraute, die einer kraftvollen Persönlichkeit bedurfte. Der Kurfürst dachte nämlich 20,000 Mann in's Feld zu stellen, die Holländer aber, um geringere Hülfsgelder zahlen zu dürfen, wollten jene Zahl auf 14,000 Mann herabdingen; sie hatten auch von Dänemark und von Braunschweig Truppen in Sold zu nehmen, und zogen mehrfach zusammengesetzte der einen bedeutenden Hülfsmacht vor; der Kaiserliche Hof wünschte ebenfalls aus geheimer Eifersucht die brandenburgischen Truppen minder zahlreich. Der klevische Vicekanzler Romswinkel, brandenburgischer Abgeordneter im Haag, und der holländische Gesandte in Berlin, van Achtienhoven, hatten vergebens an beiden Orten diese Sache bisher mit Lebhaftigkeit verhandelt. Um diese Schwierigkeiten und Anstände wegen der Zahl und Eintheilung, sodann wegen der Befehlführung, Ausrüstung und Verpflegung der verbündeten Truppen schnell und entscheidend aus dem Wege zu räumen, wurde Derfflinger im April 1674 vom Kurfürsten an den Statthalter Prinzen Wilhelm von Oranien nach dem Haag gesandt. Er hatte Befehl, ganz geheim und lediglich mit dem Prinzen zu verhandeln, und die Sache zu schneller Entscheidung zu bringen; denn der Kurfürst wollte über sein Verhältniß nicht länger in Zweifel sein. Derfflinger sollte dem Prinzen vorstellen, wie nöthig es sei, den gemeinsamen Feind mit allem Nachdruck zu bekämpfen, wie nachtheilig und ungerecht, den Kurfürsten auf eine geringere Truppenzahl zu beschränken, als er bereits im vorigen Kriege geführt, wie unmöglich aber, dieselben auf eigene Kosten zu unterhalten, da seine westphälischen Länder vom Feinde verwüstet, und seine Geldmittel durch einen Aufwand von anderthalb Millionen Thaler erschöpft worden, die er früher rücksichtslos geopfert, um nur sein Heer stets in schlagfertiger Bereitschaft zu erhalten. Da man gern eine Depesche von Derfflinger lesen wird, so theilen wir von zweien in seinem handschriftlichen Entwurfe vorgefundenen die zweite mit, welche, nur in der Rechtschreibung etwas nachgebessert, also lautet:

„Durchlauchtigster Kurfürst, gnädigster Kurfürst und Herr! Ew. Kurfürstliche Durchlaucht werden aus meinem unterthänigen vorigen Schreiben ersehen haben meine Anherokunft, nun berichte ich ferner unterthänig, daß ich am vergangenen Dienstag bei Seiner Hoheit dem Prinzen gar ingeheim habe Audienz gehabt, da ich denn alles, was mir anbefohlen, auf das beste habe vorgetragen, da denn gedachter Prinz mir zur Antwort gabe, er wünsche von Herzen Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht einige Dienste zu erweisen, ich möchte mich ein wenig gedulden, er wäre mit so vielen Geschäften beladen, er wollte ferner mit mir aus der Sachen reden, da ich denn bis gestern abgewartet. Er hat aber gestern Abend noch nach dem Herrn Romswinkel geschickt, und mit ihm überleget, an welchem Ort er mit mir am besten reden könnte, ist aber darauf in eigner Person zu mir in des Herrn Romswinkel Haus kommen, unde gar hoch beklaget, daß er eilig mit der Armee fort müßt, und sprach, er wollte mit dem Monsieur Müntere wegen Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht ausführlich reden, ohne dem er nichts thun könnte. Und wollte die Sachen helfen auf das beste befördern, und eilig solches dem Herrn van Achtienhoven zuschicken, mich aber hat er ersuchet, ich möchte noch heute zum Herrn Pensionarius Fagel kommen, mit dem er noch reden wolle, als will ich solches noch heute verrichten, und erfahren, was er sagen wird. Und morgen mich wiederum auf die Rückreise begeben, und Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht bei meiner Ankunft unterthänig mündlich mehrere Nachricht geben.“

Man sieht, daß der Kriegsmann, ohne gerade Gewandtheit im Schreiben zu zeigen, mit gutem Verstande bündig und klar das Nothwendige zu sagen wußte. Da der Prinz, im Begriff nach Brabant abzureisen, sich mit der Sache nicht weiter befassen konnte, und die Verhandlung an die Generalstaaten unter Zuziehung des Kaiserlichen und spanischen Gesandten verwiesen hatte, so war für Derfflinger nichts mehr zu thun. Er wußte, daß die Holländer, durch den eben geschlossenen Frieden mit dem Kurfürsten von Köln und dem Fürstbischofe von Münster eines Theils ihrer Besorgnisse enthoben, in dem Vertrage mit Brandenburg weniger Eile

nöthig glaubten. Er hatte kaum die in solchem Sinne gemachten Aeußerungen vernommen, als er dem Befehle des Kurfürsten gemäß, sogleich alle Verhandlungen abbrach, und den Haag verließ. Durch dieses nachdrückliche Abbrechen kam bald nachher gleichwohl die Sache zu Stande. Der Kurfürst gab 16,000 Mann, worunter 5000 Reiter und 1000 Dragoner; er selbst hatte davon die eine Hälfte, Holland und Spanien gemeinschaftlich die andere zu unterhalten.

Im August 1674 zog der Kurfürst an der Spitze von beinahe 20,000 Mann, worunter auch die drei Regimenter von Derfflinger, über Magdeburg und das Eichsfeld durch den Thüringer Wald nach dem Main, ging bei Schweinfurt über und stieß bei Heilbronn mit den Kaiserlichen und Reichstruppen zusammen, die unter Bournonville's Befehl sich längs des Oberrheins ausdehnten. Dem Kurfürsten war zufolge geschlossener Uebereinkunft der Oberbefehl dieser gesammten Heeresmacht übertragen, sein Handeln aber von der Zustimmung eines Kriegsrathes abhängig, in welchem die Kaiserlichen Generale die Mehrheit ausmachten. Die Unternehmungen des Feldzuges sollten zunächst gegen Elsaß und Lothringen gerichtet sein. Allein Bournonville trat mit geheimen Absichten, wie früher Montecuculi, hemmend zwischen alle besten Anschläge. Durch sein Verschulden hatten die lüneburgischen Truppen wenige Tage vor des Kurfürsten Ankunft am Oberrhein ein blutiges Treffen bei Ensisheim verloren, ohne daß er sich zu ihrer Hülfe geregt hätte. Der alte General Caprara höhnte scherzend, Bournonville habe die Lüneburger etwas warm werden lassen, die Brandenburger kämen eben zu rechter Zeit an, um nun auch ihr Theil zu holen. Unter den Truppen herrschte Mißmuth, Zwietracht und Hader unter den Generalen. Der Kurfürst hoffte, diese Uebel würden in kriegerischer Thätigkeit leichter schwinden, und ging bei Straßburg über den Rhein. Bournonville betrug sich abscheulich; man mußte ihn mit dem Feinde im besten Vernehmen glauben. Die Brandenburger blieben vier Tage ohne Brod, während die Kaiserlichen, denen die Anstalten der Verpflegung oblagen, an allen Lebens-

mitteln Ueberfluß hatten. Nachdem der Kurfürst durch eigene Anschaffungen der Noth abgeholfen, führte er, nicht ohne Gegenrede, am 8. Oktober das Heer, jetzt 50,000 Mann stark, über die Preusch gegen den Feind, und stellte dasselbe auf einer sanften Hervorragung des Bodens nicht weit von dem Lager Turenne's der kaum 18,000 Mann hatte, in vortheilhafte Schlachtordnung. Weiter vorzugehen, oder gar anzugreifen, wollte Bournonville durchaus nicht gestatten. Derfflinger indeß sprengte mit einigen Reitern zu einem Hügel vor, der das tiefergelegene französische Lager näher überschauen ließ. Weil Bournonville von einem vorliegenden Graben und mehreren Steingruben als unübersteiglichen Hindernissen eines Vorrückens zum Angriff viel redete, ließ der Kurfürst durch seine Leute sogleich den Weg ebnen und über den Graben mehrere Brücken werfen. Da nach Aussage einiger eingebrachten Gefangenen der Feind die Nähe des verbündeten Heeres noch gar nicht wissen sollte, so gab der Kurfürst ihm durch drei Kanonenschüsse die Kunde seiner Anwesenheit und die Herausforderung zur Schlacht; allein es blieb alles still. Nur Bournonville gerieth in Aufwallung, und machte dem Kurfürsten Vorwürfe, auf solche Weise werde es noch dahin kommen, daß man sich schlagen müsse. Nun kam Derfflinger zurück, und berichtete, die feindliche Stellung, obwohl sonst vortheilhaft genug, sei doch leicht angreifbar, wenn man die nächstliegenden Hügel besetze, und von dorther die französischen Lagerreihen mit schwerem Geschütz in die Seite fasse. Die Kaiserlichen Generale, deren keiner sich von der Stelle gerührt, wiesen den Vorschlag als unausführbar schnöde von der Hand, und meinten, man müsse wenigstens bis zum folgenden Tage warten, und sich unterdeß verschanzen. Derfflinger betheuerte, man verliere die schönste Gelegenheit, den Feind auf's Haupt zu schlagen, und stellte den Vortheil, welchen Uebermacht der Truppen und Oertlichkeit des Bodens den Verbündeten sicherten, lebhaft vor Augen, doch da er alles vergeblich bleiben sah, vermochte er sich nicht länger zu halten, und ging in höchstem Zorn aus dem Kriegsrathe weg. Am folgenden Tage wurde dem Kurfürsten durch den Oberstlieutenant von Sydow, der das Derff-

lingersche Reiterregiment befehligte, und mit 200 Reitern zur äußersten Linken stand, der Abzug der Franzosen gemeldet; Derfflinger eilte mit 400 Reitern die Lage der Dinge näher zu erkunden, und da er die Nachricht bestätigte, so raffte der Kurfürst schleunigst alle Reiterei, die ihm für den Augenblick zu Gebote stand, nebst 2000 Mann Fußvolk auf, und verfolgte, er selbst und Derfflinger stets voran, den fliehenden Feind unausgesetzt bis Merlheim; vergebens aber sandte er wiederholt die dringendste Botschaft an Bournonville, daß dieser mit der Reiterei des gesammten Heeres ihm nachrückte, damit dem Feinde noch ein beträchtlicher, unter solchen Umständen unfehlbarer, Nachtheil zugefügt würde; der Kaiserliche Feldherr antwortete, der Abzug der Franzosen dürfte vielleicht nur eine List sein, um ein Gefecht herbeizuführen, das nachher zur allgemeinen Schlacht nöthigte, es würde besser sein, die Sache noch abzuwarten. Der Kurfürst erwiederte, sich mit dem Feinde zu schlagen sei der Zweck, um dessentwillen er sich hier befinde. Unterdessen war Turenne mit seiner geringen Macht und allem Geschütz und Gepäck den gefahrvollen Engwegen und der darin fast unvermeidlichen Niederlage schon ungekränkt entkommen. Das verbündete Heer bezog hierauf ein Lager am Gockelsberge, von wo aus der Kurfürst 3000 Mann gegen das feste Schloß Wasselsheim sandte, nach dessen Eroberung er die Werke schleifen ließ. Die Hindernisse, welche Bournonville jeder Unternehmung entgegensetzte, lähmten jedoch alle weitere Thätigkeit; bei einem neuen Vorrücken gegen den Feind weigerte sich Bournonville zu folgen; sein Einverständniß mit dem feindlichen Feldherrn wurde durch gehäufte Thatsachen fast unzweifelhaft, und es blieb endlich nichts übrig, als in der schon vorgerückten Jahreszeit gute Winterquartiere zu nehmen. Die Brandenburger hatten die ihrigen in der Gegend von Kolmar, die Kaiserlichen in großer Ausdehnung von Ensisheim bis Belfort, Mümpelgard und Basel. Turenne, der sein Heer inzwischen wieder verstärkt hatte, benutzte die Sorglosigkeit der Kaiserlichen, ging unvermerkt an Belfort vorbei, und brach im Dezember plötzlich gegen Mühlhausen mitten in die Quartiere der Verbündeten ein. Bour-

nonville, vergebens von dem Kurfürsten gewarnt, flüchtete in aller Verwirrung, wobei er ein brandenburgisches Dragoner-regiment durch Vergessen dem Feinde überließ, mit seinen Schaaren nach Kolmar, wo er sich an den Kurfürsten anschloß. Als aber Turenne folgte, und auch hier angreifen zu wollen schien, brach Bournonville nicht nur ohne Befehl plötzlich auf, sondern ließ auch die Brandenburger ohne Anzeige, und mit preisgegebener Flanke jedem Zufall, und wie es schien absichtlich dem Feinde zur sicheren Beute ausgesetzt. Die Kriegskunst und Entschlossenheit Friedrich Wilhelm's retteten ihn nicht ohne Kampf aus dieser großen Gefahr; er führte seine Truppen bei Straßburg über den Rhein zurück, und nahm getrennt von Bournonville, dessen Gemeinschaft ihm ein Abscheu geworden, für seine Truppen die Winterquartiere in Franken. Besondere Umstände veranlaßten ihn, sich seinen Staaten wieder zu nähern.

Die spätere Zeit hat das seltsame Benehmen des Kaiserlichen Feldherrn hinreichend aufgeklärt. Eine Parthei am Hofe zu Wien, an deren Spitze der Fürst Wenzel von Lobkowitz stand, war für die Sache des Königs von Frankreich thätig, und wußte dem Kaiser Leopold Gründe der Staatsklugheit vorzuhalten, die ihn vermochten, mit Ludwig dem Vierzehnten schon früh ein geheimes Abkommen zu treffen, kraft dessen die beiderseitigen Truppen gewisse Schranken nicht überschreiten sollten. Gleiche Klagen, wie der Kurfürst über Montecuculi und Bournonville am Rhein, führte in den Niederlanden gegen Souches der Prinz von Oranien. Allein diese ursprünglich nur im Vortheile des Kaiserlichen Hofes gepflogenen Einverständnisse arteten auf manchen Punkten leicht in engere Verbindungen aus, die selbst durch jenen geheimen Sinn nicht mehr zu beschönigen waren. Der französische Gesandte Gremonville in Wien erfuhr gleich nach jeder Sitzung der Kaiserlichen Räthe den ganzen Inhalt ihrer Verhandlungen. Die Sache ging so weit, daß Montecuculi voll Bitterkeit schrieb, es würde besser sein, die Befehle, statt an ihn, lieber gleich nach Paris zu schicken. So hatte auch Bournonville in seinem Verständnisse mit Turenne alles Maß überschritten, und so offenbares Aergerniß gegeben,

daß die Generale Caprara und Dünewald ihn geradezu der Verrätherei beschuldigten, und nicht weiter unter ihm dienen wollten. Ein solches Unwesen brachte freilich zuletzt den Sturz dessen zuwege, der es veranlaßt hatte; eine Gegenparthei siegte, und der Fürst von Lobkowitz wurde noch im Laufe jenes Feldzuges vom Hofe entfernt und aller seiner Aemter entsetzt, doch hörte damit nicht sogleich jeder Nachtheil der früheren Richtung auf.

Allzusehr hatte der Hof von Versailles den Werth empfinden müssen, welchen dem verbündeten Heere die Anwesenheit des Kurfürsten und die Mitwirkung seiner tapferen Truppen verlieh, wodurch die Frucht geheimer Uebereinkünfte, auf die bei der Kriegsführung gerechnet war, sich völlig in Ungewißheit verlor. Die Minister Ludwig's des Vierzehnten bemühten sich daher eifrigst, den Brandenburgern auf einer anderen Seite genugsame Beschäftigung zu geben; die einflußreiche Verbindung, welche Frankreich mit Schweden unterhielt, gab dazu das Mittel an die Hand. Der französische Gesandte in Stockholm bot alles auf, um die Schweden zu einem feindlichen Einbruch in die brandenburgischen Länder zu bewegen. Ungeachtet der Versprechungen, welche von schwedischer Seite dem Kurfürsten vor dessen Kriegszuge nach dem Rhein wiederholt gegeben worden, ihn während solcher Entfernung durch keine Feindlichkeit im Rücken zu beunruhigen, und trotz aller Warnungen, welche selbst der Kaiser dieserhalb drohend erlassen hatte, gab der schwedische Hof doch leicht den französischen Eingebungen nach, und nahm gegen Brandenburg eine feindliche Stellung an. Man hoffte in Stockholm, die bloße Nachricht von einem engeren Anschließen Schwedens an Frankreich werde genügend sein, den Kurfürsten von der Verbindung mit Oesterreich abzuwenden, welche man ohnehin weniger durch dessen eigene Neigung, als vielmehr durch den Einfluß seiner Generale Derfflinger und Pöllnitz geknüpft glaubte. Schon im November jedoch des Jahres 1674, während der Kurfürst noch im Elsaß war, offenbarte sich die feindliche Absicht der Schweden durch die That. Ihre Truppen rückten aus Pommern und Mecklenburg in die Gränzen der Ukermark ein, und nahmen unge-

fragt Durchzug und Quartiere. Der Feldmarschall Karl Gustav von Wrangel, der zu Wolgast gelandet, hatte dem Obersten Mikrander, welchen der Fürst Johann Georg von Anhalt-Dessau als Statthalter der brandenburgischen Länder an ihn abgesandt, bereits erklärt, die allzugroße Anhänglichkeit des Kurfürsten an das Haus Oesterreich müsse ihm Unheil bringen, und davon falle die ganze Schuld auf Derfflinger, der, selbst von Geburt ein Oesterreicher, mit eifrigstem Bemühen den Kurfürsten stets nach dieser Seite lenke, von welcher ihm doch weder Dank noch Hülfe zu erwarten sei. Bald aber rückte Wrangel mit seinem Hauptquartier nach Prenzlau vor, und breitete seine Truppen über Hinterpommern, die Neumark, die Priegnitz, und bis in die Mittelmark aus, wo sie ungestraft sich den größten Bedrückungen und schrecklichsten Ausschweifungen überließen. Durch alles dieses wollte jedoch der schwedische Hof, der in seinen Entschlüssen unsicher schwankte, noch keinen Friedensbruch begangen haben; die größten Gewaltthaten wurden von den freundschaftlichsten Versicherungen begleitet. Auf die erste Nachricht von diesen Vorgängen wandte sich Friedrich Wilhelm an seine Bundesgenossen, und rief ihren Beistand an. Nachdem er seine Truppen in die Winterquartiere nach Franken geführt, eilte er zuerst nach dem Haag, wo seine persönliche Anwesenheit die Kriegserklärung der Republik gegen Schweden alsbald hervorrief. Allein der Kaiser und die übrigen Bundesgenossen in Deutschland waren nicht so schnell zu einem Entschlusse zu bringen, sondern harrten in zweifelhafter Unentschiedenheit des weiteren Verlaufs. Unterdeß erreichten die Drangsale, welche die Mark von den Schweden erlitt, den höchsten Gipfel. Wrangel war erkrankt, und hatte den Oberbefehl einstweilen seinem Bruder Woldemar übertragen. Dieser, ein Mensch von bösartigstem Gemüth, beförderte, was sein bessergearteter Bruder nur nicht hatte hindern können, und erlaubte dem Kriegsvolk jeden Frevel und jede Grausamkeit; alle schrecklichsten Gräuel, die den dreißigjährigen Krieg so furchtbar bezeichnet, kehrten über das unglückliche Land zurück. Die schwachen brandenburgischen Besatzungen hielten sich eingezogen in Berlin und ande-

ren befestigten Städten, aber auch diese wagte der Uebermuth der Schweden anzugreifen. Küstrin, Spandau und Berlin wurden tapfer vertheidigt, viele andere Städte konnten nicht behauptet werden. Seufzend flehte das mißhandelte Volk nach seinem Retter, und nahm selbst hin und wieder die Waffen zur Hand. Die Bauern ordneten sich in Schaaren, deren Fahnen die Inschrift trugen: „Wir sind Bauern von geringem Gut, und dienen unserm gnädigsten Kurfürsten mit unserm Blut.“ Das ganze Land wurde ein Schauplatz blutiger Gefechte und gräuelhafter Verwüstung. Da mochte Friedrich Wilhelm endlich nicht länger säumen, und beschloß, auch ohne Hülfe der Bundesgenossen, für sich allein den ungleichen Kampf getrost zu unternehmen. Zu Ende des Mai brach er aus Franken mit seinem erfrischten und verstärkten Heere plötzlich auf, und hatte mit schnellen Märschen Mittags am 11. Juni schon Magdeburg erreicht. Sogleich wurden alle Thore geschlossen, und zweckmäßige Wachen aufgestellt, damit keine Nachricht seiner Annäherung zu dem Feinde gelangte; ein schwedischer Kundschafter wurde ergriffen, ein verrätherischer brandenburgischer Oberst, dem jener Briefe bringen sollte, auf dem Walle selbst verhaftet. Am folgenden Tage, nach gehaltenem Gottesdienst, wobei Predigt und Fürbitten den Umständen gemäß vorgeschrieben waren, berief der Kurfürst einen Kriegsrath, um über sein Vorhaben die Meinung seiner Generale zu vernehmen. Derfflinger gleich zuerst stimmte dem kühnen Entwurfe bei, auf den sorglos im Havellande zerstreuten Feind, welcher den Kurfürsten noch fern in Franken wähnte, mit der Reiterei in angestrengter Eile loszugehen, ihn in seinen Quartieren zu überfallen, und mit Einem Schlage zu vernichten. Zwar mußte das Fußvolk, einer gleichen Schnelligkeit nicht fähig, auf diesem Zuge beträchtlich zurückbleiben, allein Ueberraschung und Heftigkeit des Angriffs konnten diesen Mangel zum Theil ersetzen. Die Unternehmung wurde daher beschlossen und ohne Zögern ausgeführt. Noch denselben Tag, Abends um neun Uhr, da die Dunkelheit eingetreten, zog eine Heerschaar von 5600 Reitern und 1000 Mann ausgewählten Fußvolks mit 13 Stücken Geschütz, worunter 3 Zwölfpfünder,

und mit 146 Wagen, welche das Fußvolk und jeder zugleich einen Kahn führten, von Magdeburg ab, ging über die Elbe, und rückte auf Nebenwegen jene Nacht und den folgenden Tag ohne Unterbrechung fünf starke Meilen vor. Am anderen Morgen in aller Frühe folgte der Kurfürst dem Zuge nach; in seiner Begleitung waren Derfflinger, der Landgraf Friedrich von Hessen-Homburg, die Generale Görzke, Lütke, Götze und Pöllnitz. Durch anhaltenden Regen wurde der Marsch sehr verzögert. Wagen und Reiter kamen auf den grundlosen Wegen nur mühsam fort. Nachmittags wurde das Dorf Parchen erreicht, und daselbst Halt gemacht. Der Kurfürst sandte von hier am 14. Juni früh vor Tagesanbruch drei Partheien aus, um die Gegend und den Feind zu erkunden, den Obersten von Laroche gegen Brandenburg, den Oberstlieutenant von Strauß gegen Plaue, und den Generaladjutanten von Kanoffski gegen Rathenau. Inzwischen kam der Landrath von Briest aus Bähne, dem der Kurfürst schon von Magdeburg aus geheime Nachricht gegeben hatte, und brachte Bericht über den Zustand von Rathenau. Seit dem 8. Juni war daselbst ein schwedisches Dragonerregiment unter dem Obersten von Wangelin eingerückt, und sollte am morgenden Tage nach Brandenburg weiterziehen. Briest mußte sogleich nach Rathenau zurückeilen, um dort die angemessenen Vorkehrungen zu treffen. Er ließ von seinem Gute Bähne ganze Ladungen Bier und Branntewein nach der Stadt fahren, und den schwedischen Soldaten austheilen. Die Offiziere lud er zu einem Trinkgelag, und trank ihnen wacker zu; ein Gerücht von des Kurfürsten Tode wurde geflissentlich verbreitet. Einige Bürger von Rathenau, in das Geheimniß gezogen, wirkten ihrerseits getreulich mit. Der Kurfürst indeß rückte über Genthin gegen Rathenau vor, zog sich aber, da es noch Tag war, wieder etwas zurück, nach dem Dorfe Vieritz, eine Meile von der Stadt, um nicht von dem Feinde entdeckt zu werden, bevor das in den schlechten Wegen wieder zwei Stunden zurückgebliebene Geschütz und die Wagen mit dem Fußvolk nachgekommen wären. Man traf indeß keinen Feind. Nur der Oberstlieutenant von Strauß hatte an der Spitze weniger Mannschaft

einen Scharmützel mit 24 schwedischen Reitern, von welchen der befehlführende Offizier und 12 Mann in Gefangenschaft geriethen, und nur 3 entkamen, die jedoch von der größeren Macht, die in der Nähe war, keine Kunde bringen konnten. Als es später geworden und die Truppen angeschlossen waren, rückte der Kurfürst schnell bis dicht vor Rathenau heran, und ordnete sogleich den Angriff. Unter dem Oberstlieutenant von Kanne und dem Generaladjutanten von Kanoffski mußten 600 Mann Fußvolk auf den mitgebrachten Kähnen oberhalb der Stadt in größter Stille über die Havel setzen, um von der Mittagsseite in die Stadt einzubrechen, während Derfflinger's Dragonerregiment den Angriff von der Havelseite unternähme. Derfflinger, die Wichtigkeit des ersten Zusammentreffens, worauf hier alles ankam, erwägend, trat selbst an die Spitze des Vortrupps, und versuchte den Zugang durch eine Kriegslist zu gewinnen. Er hatte dem gefangenen schwedischen Offizier mit der Pistole auf der Brust das schwedische Feldgeschrei abgedrungen, jetzt kleidete er einige seiner Leute in die schwedischen Röcke, und vor Tagesanbruch am 15. erschien er mit ihnen an der ersten kleineren Havelbrücke. Er gab das schwedische Feldgeschrei und forderte ungestüm Einlaß, da er mit seiner Schaar, dem schwedischen Regiment von Bülow angehörend, von einer brandenburgischen Streifparthei verfolgt werde. Kaum aber war, nicht ohne lange Weigerung und Schwierigkeit, durch Schelten und Bedrohen die Niederlassung der Zugbrücke erlangt, so fiel Derfflinger über die schwedische Wache her, die aus 7 Mann bestand, und niedergemacht wurde. Rasch drang er nun zur zweiten größeren Brücke vor, die aber zum Theil abgetragen, und durch aufgezogene Hängebrücken unterbrochen war. Hier entspann sich ein hartnäckiges Gefecht, dessen Lärm Kanoffski und Kanne vernahmen, und nun sogleich von der Landseite, die nachher so genannte Brandenburger Pforte und das Mühlenthor angriffen. Mit ihnen zugleich drangen über die Wiesen des Mühlendammes der General von Götze und der Oberst Graf von Dönhof an der Spitze kleiner Abtheilungen in die Stadt, schlugen sich durch die verwirrten Schweden bis zum Havelthore, welches

nach heftigem Widerstande erstürmt, und darauf der Reiterei geöffnet wurde, die nun über die eiligst gangbar gemachte Brücke in die Straßen sprengte und die Eroberung der Stadt vollendete. Um drei Uhr Morgens war alles vorüber. Die schwedische Besatzung wurde größtentheils zusammengehauen. Die Gemeinen, gegen 600 Mann alter versuchter Truppen, Finnländer und Lappländer, hatten aus der ersten Ueberraschung sich schnell genug aufgerafft, und waren meist in tapferem Widerstande heldenmüthig fechtend gefallen; wenige waren von den Bürgern entwaffnet, oder eingesperrt, und dadurch am Leben erhalten worden. Die Offiziere hingegen, welche der Landrath von Briest durch seine List bethört und trunken gemacht hatte, wurden fast alle in tiefstem Schlaf überfallen und ohne Gegenwehr gefangen, mit Ausnahme des Obersten von Wangelin, den man beschuldigte, ein eifriger Mitanstifter des schwedischen Einbruchs in die Mark gewesen zu sein; er vertheidigte sich in einer Straße mit tollkühner Raserei; brandenburgische Soldaten trieben ihn mit einem starken Balken vor sich her, und preßten ihn an die Wand, bis er endlich sich ergab. Nach anderer Erzählung soll er zwar anfangs zu Pferde, halb nackt und nur Einen Stiefel anhabend, fechtend erschienen sein, darauf aber, als er alles verloren hielt, hinter einem Backofen Schutz gesucht haben, wo er sodann hervorgezogen worden. Zu der Kriegsbeute dieser Nacht gehörten 6 Fahnen und ein Paar Pauken, die sämmtlichen Pferde des Regiments, und außerdem 200 Geschützpferde, welche der Oberst von Laroche in derselben Zeit dem Feinde in der Vorstadt von Brandenburg abgenommen.

Dieser erste glückliche Erfolg, an welchem Derfflinger's Einsicht und Entschlossenheit einen so großen Antheil hatten, gab als glückliches Vorzeichen Muth und Hoffnung zu größerem Gelingen. Der Feldmarschall Wrangel stand mit einem Theile der Schweden in seinem Hauptquartier zu Havelberg, die eigentliche Truppenstärke aber war bei Brandenburg versammelt; durch die Einnahme von Rathenau hatte sich der Kurfürst zwischen beide trennend eingeschoben, und wartete nur auf das Eintreffen seiner Fußvölker, die er aus Magde-

burg schleunigst herangerufen, um seinen Vortheil weiter zu verfolgen. Frühmorgens aber am 16. Juni meldete der Oberstlieutenant von Strauß, daß die Schweden aus ihrem Lager bei Brandenburg und Pritzerbe aufgebrochen wären, und seitwärts über Barnewitz in der Richtung nach Fehrbellin abzögen, wahrscheinlich um ihre Vereinigung mit Wrangel zu bewerkstelligen. Der Kurfürst ließ hierauf, um die Bewegungen des letzteren zu beobachten, den Obersten von Laroche mit einer Schaar gegen Havelberg vorgehen, wo derselbe einen vortheilhaften Scharmützel bestand. Das Fußvolk behielt Rathenau besetzt, mit der gesammten Reiterei aber folgte der Kurfürst den Schweden in der Richtung von Barnewitz und Nauen; zerbrochene Wagen, verstreute Vorräthe, und weggeworfene Waffen bezeichneten ihren Weg; viele Nachzügler wurden gefangen, deren Aussage die Vermuthung bestätigte, daß der Feind seine gesammte Macht bei Fehrbellin zu vereinigen hoffte. Bei Nauen ereilte der Kurfürst am 17. den feindlichen Nachtrab, aus etwa 1000 Reitern bestehend, noch diesseits des Wassers, und sprengte sie mit großem Verlust aus einander. Jenseits aber standen die Schweden in guter Ordnung des Angriffs gewärtig, und von beiden Seiten fielen einige Kanonenschüsse. Der Kurfürst vermochte ohne Fußvolk die gute Stellung nicht anzugreifen, und harrte voll Ungeduld dessen Ankunft entgegen. Inzwischen sandte er unter dem Oberstlieutenant Henning, dem Generaladjutanten von Kanoffski und dem Rittmeister von Zabeltitz eine fliegende Schaar in drei Partheien auf Umwegen durch Waldung und Moräste, wo vertraute Jäger als Führer dienen mußten, auf den Rückzugsweg des Feindes voraus, um alle Brücken, insonderheit die über den Rhyn bei Fehrbellin, zu verderben; auch die Pässe von Kremmen und Oranienburg ließ er durch kleine Abtheilungen in der Geschwindigkeit besetzen. Die ausgesandten Partheien richteten ihre Aufträge größtentheils in's Werk, schlugen auf dem Rückweg eine überlegene feindliche Schaar, die sich ihnen entgegensetzte, in die Flucht, und kamen glücklich bei dem Haupttrupp wieder an. Der Kurfürst hoffte die Schweden festzuhalten, bis sein Fußvolk einträfe. Allein noch in der

Nacht vom 17. auf den 18. Juni ging die Meldung ein, daß der Feind seine gute Stellung verlassen habe und eiligst nach Fehrbellin ziehe. Auf diese Nachricht sandte der Kurfürst sogleich den Landgrafen von Hessen-Homburg mit 1600 Reitern voraus, um die Schweden nicht aus den Augen zu verlieren, sie aufzuhalten, zu drängen, jedoch mit dem strengen Befehl kein Gefecht zu beginnen, ehe die übrigen Truppen nachgekommen wären. In vollem Trabe setzte der Landgraf mit dieser Schaar den Schweden nach, wurde ihrer jedoch erst um 6 Uhr des folgenden Morgens ansichtig. Sie hatten die Engwege schon zurückgelegt und vor sich bis Fehrbellin freies Feld, ihr Gepäck zog voran, das Fußvolk rückte aus dem Lager. Gedrängt von den Brandenburgern, und benachrichtigt von der Zerstörung der Brücke bei Fehrbellin, glaubten sie ohne Treffen nicht entkommen zu können, faßten eine Stunde vor Fehrbellin zwischen den Dörfern Hackelberg und Tornow festen Fuß, vor sich freie Ebene, im Rücken Morast, jenseits ihrer Linken gegen das Dorf Linum eine Anhöhe, die sie mit Geschütz besetzten, über ihre Rechte hinaus die Brücke von Fehrbellin, und in dieser Stellung schienen sie den Angriff standhaft erwarten zu wollen. Der Kurfürst indeß berief mit dem frühesten Tage nach gehaltener Betstunde im freien Felde unter Laub und Gras einen Kriegsrath, und forderte die Meinung seiner Generale, ob es rathsam dünke, jetzt, da das Fußvolk noch 10 Meilen entfernt sei, jedes Zögern aber dem Feinde zur Fortsetzung seines Rückzuges behülflich werde, ungesäumt mit der bloßen Reiterei den Angriff zu wagen. Das Unternehmen erschien für 5600 Reiter und weniges Feldgeschütz so kühn als gefahrvoll. Die Schweden hatten 7000 Mann Fußvolk, 800 Dragoner, 10 Stücke schweres Geschütz, und den Vortheil der Stellung. Die meisten Anführer fanden die Sache ganz unstatthaft, zuwider aller Erfahrung und Regel des Krieges; sie riethen ernstlich von dem Wagniß ab, und wollten des Fußvolks harren. Dagegen wandte der Kurfürst ein, auch der Feind habe nicht seine Stärke beisammen, entbehre für den Augenblick seines berühmten Feldherrn, der in Havelberg abgeschnitten sei, und wende sich schon zur Flucht; eine so

gute Gelegenheit zum Schlagen werde nie wiederkehren; die Lage des Vaterlandes gestatte übrigens keine Wahl, jeder folgende Augenblick werde nur größere Schwierigkeit bringen; die Schweden seien nicht länger in der Mark, in Deutschland zu dulden; heute, rief er aus, gelte es siegen oder sterben, von seinem tapfern Kriegsvolke dürfe er das Außerordentlichste erwarten, sie sollten getrost ihm folgen, er selbst wolle freudig „mit Gott" sie zur Schlacht führen. Derfflinger vor Allen stimmte nachdrücklich dieser Meinung bei, und so wurde voll Muth und Vertrauen der Angriff beschlossen. Es war keine Zeit mehr zu verlieren, denn der Kampf, über den man berathschlagte, hatte schon begonnen. Der Landgraf von Hessen-Homburg, aufgeregt vom heißen Nachjagen und fortgerissen von ungestümer Leidenschaft, hatte des Befehls uneingedenk die Schweden herzhaft angegriffen; anfangs drang er siegend vor, bald aber fand er sich gegen ihre gesammte Macht im Kampf, und ihr nicht gewachsen leistete er zwar tapfern Widerstand, schien aber unrettbar verloren, und bereute zu spät seine Uebertretung. Johannes Pocksen, aus dem Gefolge des Landgrafen, der dessen Lebenslauf in einer noch vorhandenen Handschrift beschrieben, berichtet über diesen Hergang: der Landgraf habe den Adjutanten von Spiegel an den Kurfürsten gesandt, um Unterstützung zu bitten, dann hoffe er eine glückliche Schlacht zu liefern; der Kurfürst habe erwiedert, die Truppen sollten sich abziehen, der Feind sei zu stark; hierauf sei der Graf von Promnitz an den Kurfürsten abgeschickt worden, mit der Meldung, sie könnten sich nicht mit guter Art abziehen, denn sie seien schon in vollem Gefecht mit dem Feinde; da habe Derfflinger zu dem Kurfürsten gesagt: „Wir müssen ihm sekundiren, so kriegen wir keinen Mann wieder!" auf diese Meinung sei auch der Kurfürst sogleich eingegangen, und habe den Grafen von Promnitz an den Landgrafen zurückgeschickt, mit der Weisung sich zu halten, man würde mit aller Macht nachrücken. Wirklich wurde eiligst aufgebrochen, und fast eine ganze Meile im vollen Rennen zurückgelegt. Endlich im Angesichte des Feindes angekommen, traf der Kurfürst mit rascher Kraft seine Anordnungen. Das feindliche Ge-

schütz beschoß von der Anhöhe herab die brandenburgische Reiterei, bevor sie zur Aufstellung kam. Der Kurfürst gewahrte mit seinem feldherrlichen Scharfblicke sogleich einen Sandhügel, den die Schweden verabsäumt hatten zu besetzen, dorthin eilte Derfflinger mit einem Dragonerregiment, sich des Platzes, ehe der Feind es hindern konnte, zu versichern, und bald schlug von dorther das brandenburgische Geschütz verderbend in die Reihen des schwedischen Fußvolks. Auf dem linken Flügel hatte der Landgraf von Hessen-Homburg den ungleichen Kampf bestanden, jetzt wandte sich der Kurfürst selbst nach dieser Seite, und an der Spitze einiger Schwadronen, die er mit muthigen Worten angespornt, stürzte er auf die feindliche Reiterei, die völlig geworfen wurde. Die Schweden aber richteten ihr Geschütz auf die Verfolgenden, in deren Mitte ihre Kugeln mörderisch einschlugen. Hier war es, wo der Stallmeister Emanuel Frobenius, der den Kurfürsten durch das weiße Pferd, welches er an diesem Tage ritt, dem feindlichen Geschütz als unverkennbares Ziel bezeichnet sah, mit ihm sein Pferd vertauschte, und gleich darauf, ein Opfer treuer Hingebung, dicht hinter dem Kurfürsten durch eine Stückkugel, die über den Hals von dessen Pferde geflogen kam, tödtlich niedergeworfen wurde. Die geschlagene Reiterei fand indeß bei ihrem Fußvolke Schutz, und dessen hartnäckige Tapferkeit war nicht so schnell zu erschüttern. Um 8 Uhr morgens erreichte der Streit seine größte Heftigkeit. Der linke Flügel der Schweden drang stürmend gegen den Sandhügel vor, und drohte das brandenburgische Geschütz zu erobern, dessen verheerender Wirkung ihre Reihen bisher so nachtheilig ausgesetzt gewesen. Der Augenblick war von höchster Gefahr; schon war der Feind in der Nähe des Geschützes angelangt, als der Kurfürst selbst und mit ihm Derfflinger an der Spitze der Trabantengarde, des Leibregiments und der Regimenter Anhalt und Mörner den Anrückenden entgegenstürzten, und nach einem wüthenden und eine Zeitlang zweifelhaften Gefechte sie endlich zum Weichen brachten, worauf zwei schwedische Regimenter, das Leibregiment und das ostgothländische, letzteres durch Derfflinger's unwiderstehliches Eindringen, von den ergrimmten Reitern

fast ganz zusammengehauen wurden. Die Schweden hielten nun nicht länger Stand, sondern begannen den Rückzug nach Fehrbellin, wiewohl noch in ziemlicher Ordnung, indem ihre rechte Flanke durch den Morast völlig gedeckt war, die linke aber wohlgeschlossen den fortwährenden Angriffen des Kurfürsten, der mit seinen Reiterschaaren dem Feinde begleitend stets zur Seite blieb, keine Gelegenheit zum Einbrechen gab. Hätte der Kurfürst Fußvolk gehabt, so würde er Fehrbellin früher erreicht und genommen haben, und dann kein Mann ihm entkommen sein. Langsam doch sicher erreichte der Feind nun den Ort mit einbrechender Nacht, die dem Verfolgen ein Ende machte. Der Verlust der Schweden an diesem Tage betrug über 3000 Mann, auf dem Wahlplatze lagen mehr als 1500 Todte. Wegen der Erbitterung der Streitenden wurden wenige Gefangene gemacht. Zu den Siegeszeichen gehörten 8 Fahnen und 2 Standarten. Die Brandenburger hatten mit Heldenmuth gefochten; ihr Verlust bestand in ungefähr 200 Mann, unter den Gebliebenen war der Oberst von Mörner, unter den Verwundeten die Oberstlieutenants von Strauß, von Sydow und Henning, welcher letztere sich im Angesichte des Kurfürsten so hervorgethan, daß derselbe sogleich auf dem Schlachtfelde ihm den Adelstand mit dem Zunamen von Treffenfeldt verlieh. Nebst dem Kurfürsten selbst aber wurde Derfflinger'n der größte Antheil an dem Sieg und Ruhm dieses Tages beigelegt. Dem Landgrafen von Hessen-Homburg verzieh der Kurfürst um des glücklichen Ausgangs willen sein Vergehen: er begnügte sich ihm zu sagen, nach der Strenge der Kriegsgesetze habe er das Leben verwirkt, aber der Himmel wolle verhüten, daß der Glanz eines so glücklichen Tages durch die Bestrafung eines Helden befleckt würde, der durch Tapferkeit zu dem Siege so wesentlich beigetragen!

Die Schweden stellten während der Nacht die Brücke von Fehrbellin wieder her, und setzten ihren Rückzug fort. Die brandenburgischen Generale meinten, es sei genug, man solle die Flüchtigen ruhig ziehen lassen; der Kurfürst selbst, ihnen beistimmend, führte das Sprichwort an, man müsse dem fliehenden Feind eine goldne Brücke bauen. Derfflinger

allein widersprach, sein Thateifer war nicht befriedigt, so lange noch etwas zu thun möglich blieb; er wandte sich gegen den Kurfürsten, und dem Sprichwort ein anderes entgegensetzend, rief er in seiner plattdeutschen Sprache: „Ne, do heßt et better bi mi, geschwind die Eier in die Panne geschlagen, eh dar Küken ut kommen!“ Demnach drang Derfflinger mit Tagesanbruch an der Spitze von 400 Reitern in Fehrbellin ein, wo noch zwei Bataillons Schweden zur Deckung des Rückzugs weilten, jetzt aber eiligst über die Brücke flohen, und diese hinter sich abbrannten. Viele Gefangene, 8 Kanonen, zahlreiches Kriegsgeräthe, 200 Packwagen und mehrere tausend Stück Vieh, das aus dem Lande zusammengetrieben worden, nahm Derfflinger hier dem Feinde noch ab. Eine neue Brücke wurde schleunigst zu Stande gebracht, und die Verfolgung eifrigst fortgesetzt, Derfflinger an der Spitze des Vortrabs, der Kurfürst mit der Hauptschaar nachrückend. Die Schweden suchten in schneller Flucht, auf der sie noch Gefangene und Beute einbüßten, über Ruppin und Wittstock nach Mecklenburg zu entkommen, wohin auch Wrangel von Havelberg sich gewandt hatte, allein nur etwa 4000 Mann erreichten jenes Ziel, und auch diese zerstreuten sich größtentheils. Derfflinger selbst mußte die Verfolgung endlich aufgeben, da die Reiterei, durch die unerhörten Anstrengungen erschöpft, nicht mehr fortkonnte. Das inzwischen nachgekommene Fußvolk aber vermochte den Feind nicht mehr zu ereilen. Der Kurfürst begab sich alsdann auf einen Tag nach Berlin, wo er mit unermeßlichem Jubel empfangen wurde; man hatte ihn schon todt gesagt und plötzlich erschien er als Retter und Sieger in der Mitte seines Volkes. Er umarmte die Seinigen, und gab durch einen feierlichen Gottesdienst dem Höchsten Ehre und Dank des errungenen Sieges. Am 23. Juni war er indeß schon wieder bei dem Heere, welches in kurzem die Vertreibung der Schweden aus der Mark vollendete.

Die Schlacht von Fehrbellin glänzt mit Recht in erster Reihe der vaterländischen Großthaten. Die ganze Folge von Entwürfen, Anstalten und Ausführungen, der Aufbruch aus Franken, die Eile des Anzugs, die Vorkehrungen in Magde-

burg, der Ueberfall von Rathenau, die Wachsamkeit und Thätigkeit der Erkundungen, der Entschluß zum Angriff, und endlich als Gipfel dieser Stufen die staunenswerthe Reiterschlacht, dies alles, über weiten Umfang von Raum und Zeit sich erstreckend, aber durch Muth, Geistesgröße, Feldherrnkraft und Tapferkeit fest verbunden, reiht sich zu einem einzigen großen Kriegswerk empor, dem die Geschichte seines Gleichen wenig an die Seite zu stellen hat. Als Ereigniß im Felde schon entscheidend, war dieser Sieg es noch mehr durch seine politischen Folgen. Die That Friedrich Wilhelm's erregte Staunen und Bewunderung. Sein Ruhm durchflog alle Länder, von allen Seiten erschienen Freudenbezeigungen und Glückwünsche; selbst die Feinde wurden zu seinem Lobpreise hingerissen. Montecuculi an der Spitze des Reichsheeres feierte den Sieg durch dreimaliges Abfeuern des Geschützes. Jetzt erklärten sich Freunde und Bundesgenossen. Der Kaiser zögerte nicht länger, an dem Kriege gegen die Schweden Theil zu nehmen; sie wurden wegen des treulosen Einbruchs in die Länder des Kurfürsten für Reichsfeinde erklärt, und die Stände dreier Kreise, des obersächsischen, niedersächsischen und westphälischen, mit dem Kriege gegen sie beauftragt. Derfflinger's Antheil an diesen Erfolgen ergiebt sich aus dem Erzählten; er blieb nicht unerkannt; doch der tapfre Feldmarschall begehrte sicherlich keinen höheren Ruhm, als in Rath und That seines edlen Kriegsfürsten würdig gewesen zu sein, und sein Geschichtschreiber braucht ihm keinen anderen anzueignen.

Nachdem der Kurfürst seine Angelegenheiten thätigst nach allen Seiten geordnet und hergestellt sich durch neue Rüstungen und Bündnisse gestärkt, und sowohl Kaiserliche als dänische Hülfstruppen in's Feld gerufen, beschloß er nunmehr die Schweden in ihrem eigenen Lande anzugreifen. Fast drei Monate hatte ihn zu seiner größten Ungeduld die Verhandlung mit dem Könige von Dänemark hingehalten, und erst im Anfange des Oktobers konnte die vereinte Kriegsbewegung beginnen. Von dreien Seiten zugleich wurde der Angriff gegen Vorpommern gerichtet; die Kaiserlichen, nur wenig zahlreich, zogen auf Tribbesees, die Dänen gegen Damgarten,

der Kurfürst mit den Brandenburgern, unter seinem Oberbefehl von Derfflinger'n geführt, rückte über Treptow an der Tollense vor, nahm Klempenow, erzwang bei Gützkow den Uebergang über die Peene, und drang vereinigt mit dem Könige von Dänemark, der an der Spitze von 3000 Reitern erschien, bis unter die Mauern von Stralsund. Der König wandte sich von da zur Belagerung von Wismar, der Kurfürst zu der von Wolgast, dessen Uebergabe, nach starker Beschießung und allen Anstalten zum Sturm, am 9. November erfolgte; wodurch den Schweden außer großen Vorräthen von Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen auch die wichtige Verbindung zwischen Stralsund und Stettin verloren ging. Hierauf sandte er den Landgrafen von Hessen-Homburg mit einer ansehnlichen Hülfsmacht brandenburgischer Truppen vor Wismar, welches darauf nach hartem Widerstande am 14. Dezember gleichfalls überging. Inzwischen hatten brandenburgische Kriegsvölker mit tapfren Waffenthaten auch in Hinterpommern die befestigten Orte Wollin, Swinemünde, Greiffenhagen, Zollschloß an der Oder und Wildenbruch erobert. Die rauhe Jahreszeit setzte weiteren Fortschritten einstweilen ein Ziel.

Das Jahr 1676 begann mit einer kühnen Unternehmung der Schweden. Der Feldmarschall Mardefeld sammelte die zerstreuten Truppen aus den kleineren Festen des Landes, vereinigte sie mit der starken Besatzung von Stralsund, und fiel mit dieser Truppenmacht unversehens in die Insel Uesedom ein, eroberte Swinemünde, und wandte sich dann plötzlich gegen Wolgast. Er beschoß diese Festung aus 40 Stücken Geschütz, und da ein eingefallener Frost den Zugang begünstigte, versuchte er sie mit Sturm zu nehmen, den aber der brandenburgische Befehlshaber Oberst Hallard, ein geborner Schotte, erst kurz vorher aus holländischem Kriegsdienst in den brandenburgischen übergetreten, mit heldenmüthigem Widerstande abschlug. Er hatte die Wälle mit Wasser begießen lassen, und durch die glatte Eisrinde unersteiglich gemacht. Doch Mardefeld beharrte bei seinem Unternehmen, neue Beschießung und neuer Sturm wurden angeordnet. Den Bedrängten aber sandte der Kurfürst den Generalmajor

Boguslav von Schwerin zu Hülfe, der aus Hinterpommern über das Eis gegen Wolgast vordrang, und frische Truppen hineinwarf. Von der anderen Seite erschien Derfflinger, dessen wachsame Thätigkeit bei dem Vorrücken der Schweden sogleich die in der Priegnitz und in Mecklenburg vertheilte Reiterei versammelt hatte, einige Kaiserliche und dänische Truppen heranzog, über Tribbesees und Damgarten in Pommern einbrach, und am 22. Januar den Feldmarschall Mardefeld in seinem Lager bei Wolgast mit solcher Heftigkeit angriff, daß derselbe nur durch schnelle Flucht nach Stralsund der völligen Niederlage entging, und während des übrigen Winters keine neue Unternehmung mehr wagte. Der Kurfürst selbst eröffnete den Feldzug im Sommer durch glückliche Fortschritte. Er nahm den Paß von Tribbesees, den der schwedische General von Königsmarck vergebens zu behaupten suchte, entsetzte Wolgast, und eroberte die festen Plätze Anklam und Demmin. Die vereinigten Flotten der Holländer und Dänen unter den berühmten Seehelden Tromp und Juel beherrschten die Ostsee, und hinderten die Ankunft schwedischer Verstärkungen. Der Kurfürst wünschte die günstigen Umstände zu benutzen, um die wichtige Festung Stettin, auf welche stets sein Augenmerk gerichtet war, in seine Gewalt zu bringen. Allein die vorgerückte Jahreszeit erlaubte keine förmliche Belagerung mehr, und man begnügte sich, die Festung eng einzuschließen. Erst im folgenden Jahre 1677 wurde gegen Ende des Juni, nach ungeheuren Zurüstungen, von dreien Angriffsseiten her die Belagerung begonnen, und mit größter Heftigkeit sechs Monate hindurch fortgesetzt. Derfflinger befehligte das Belagerungsheer. Um ihn zu ärgern, hingen die Belagerten am Marienthurm ein ungeheures Bild heraus, das einen Schneider mit Scheere und Elle vorstellte. Dem bittern Scherz antwortete schlimmer Ernst. Der brandenburgische Geschützoberst Weiler leitete die furchtbare Beschießung, die aus 150 Feuerschlünden gegen die Stadt gerichtet wurde, und bald nur einen Steinhaufen übrig ließ. Der tapfre schwedische Befehlshaber General von Wulff mußte zuletzt in die Uebergabe der vorher noch niemals eroberten Festung willigen. Am 27. Dezember hielt

der Kurfürst seinen feierlichen Einzug; an seiner Seite befand sich Derfflinger, der allen Kriegswerken thätig beigewohnt, und bald nachher, am 26. März 1678, zum Statthalter von Pommern und Kamin ernannt wurde. Seine drei Regimenter, befehligt von dem Obersten von der Marwitz und den Oberstlieutenants von Sydow und von Eberswein, hatten unter seinen Augen die ganze Belagerung mitgemacht.

Die hinzögernden Friedensunterhandlungen zu Nimwegen und die mannigfachen Schwierigkeiten und Ränke, welche sich zwischen den Verbündeten selbst erhuben, erlaubten dem Kurfürsten nicht, seine Waffenerfolge mit dem Nachdrucke fortzusetzen, zu welchem sein und der Seinigen Muth gestimmt war. Zahllose Hindernisse und Hemmungen mußte er bei jedem Schritt erfahren, und nicht immer waren dieselben durch Kraft und Ausdauer zu überwinden. Am Kaiserlichen Hofe sah man mit Neid und Eifersucht den Ruhm und die Macht Brandenburgs zunehmen; man klagte laut darüber, daß an der Ostsee ein neuer König der Vandalen sich erhebe. Die diplomatischen Verhältnisse gewannen das Uebergewicht über die kriegerischen Vorgänge, und es bedurfte der größten Aufmerksamkeit, um jene nicht auf verderbliche Weise sich entwickeln zu lassen. Allein auch die Waffen wurden dennoch dabei nicht vergessen, der Kurfürst rüstete sich mit allem Ernste zu dem neuen Feldzuge, und schon im März 1678 hielt er dazu die nöthige Bereitschaft.

Unter Lebensmühen und Kriegsarbeiten aller Art war Derfflinger jetzt 72 Jahre alt geworden. Bei dem unerschrockenen Muthe, der ihn stets inmitten der Feinde die größte Gefahr aufsuchen hieß, hatte er häufige Verwundungen erlitten, deren jedoch keine bisher seine Rüstigkeit lähmen gekonnt. Noch in den letzten Feldzügen hatte er Anstrengungen gemacht und Thaten verrichtet, die eher den jungen Mann als den Greis in ihm zu verrathen schienen. Sei es nun, daß plötzlich, wie wohl zu geschehen pflegt, dennoch sein Alter ihm fühlbar wurde, und dies vielleicht um so stärker, je länger sein muthiger Geist sich selbst darüber zu täuschen gesucht, oder sei es, daß irgend eine Verstimmung und Unzufriedenheit ihn ergriffen hatte, genug, er hielt sich veran-

laßt, im März des genannten Jahres den Kurfürsten unvermuthet mit der Bitte anzugehen, ihn mit fernerem Kriegsdienste zu verschonen. Ueber diese Besonderheit haben sich drei Aktenstücke erhalten, welche wir als denkwürdige Merkmale jener Zeit, und wegen der lebendigen Farben zur Schilderung der Persönlichkeiten, auch hier aufzubewahren veranlaßt sind. Das Gesuch Derfflinger's an den Kurfürsten lautet folgendergestalt: „Durchlauchtigster Kurfürst, gnädigster Kurfürst und Herr! Vor Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit erscheine ich mit diesem unterthänigsten Memorial in meiner höchsten Angelegenheit, und habe das feste Vertrauen, daß Euer Kurfürstliche Durchlauchtigkeit in meiner demüthigen Bitte mir Dero gnädiges Ohr nicht versagen werden. Gnädigster Kurfürst und Herr! Euer Kurfürstliche Durchlauchtigkeit werden von mir die gnädigste Opinion nach dem Grunde der Wahrheit haben, daß ich Dero unterthänigster und getreuer Diener von ganzem Herzen bis auf diese Stunde gewesen bin, ich werde es auch bleiben, so lange ein lebendiger Othem in meinem Leibe ist, und bin bei mir selbst versichert, daß ich Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit so getreu und redlich mit meinem Leibe und Gemüthe, als Gott mit meiner Seele gedienet habe, wovon ich bis im Tode nicht lassen will. Und ich danke Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit in tiefster Unterthänigkeit, daß Sie mir seithero Dero hohe Kurfürstliche Gnade höchst mildiglich zugewendet, und mir ein Hohes und Großes anvertrauet haben. Nun dann aber der liebe Gott mich zu dem höchsten Alter gnädigst kommen lassen, welches täglich mehr und mehr Schwachheiten mit sich führet, und meine Dienste mir dermaßen schwer machet, daß ich nun nichts so sehr, als die Ruhe verlange, damit ich in der noch rückständigen wenigen Lebenszeit meinem Gott dienen, und mich zu einem seligen Tode desto vergnüglicher bereiten könnte: als flehe ich Euer Kurfürstliche Durchlauchtigkeit hiermit ganz unterthänig und demüthig an, mir nunmehro die allergnädigste Kurfürstliche Gnade zu erweisen, und gegen bevorstehenden schweren Feldzug, da ich die schweren Travaillen unmöglich ausstehen kann, mich meiner Dienste in Gnaden zu erlassen, und dadurch der großen

Mühe, worunter mein hohes Alter dennoch liegen bleiben würde, mich zu entheben. Meine Intention ist gar nicht, Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit den Dienst aufzusagen, oder Deroselben in dem Geringsten zuwider zu leben, dafür mich Gott behüten wird, daß ich nie auf die Gedanken gerathe. Es würde mich auch kränken, wenn ich erfahren sollte, daß diese meine unterthänigste Bitte Euer Kurfürstliche Durchlauchtigkeit zu einiger widrigen Bewegung veranlasset hätte, welches ich in Ewigkeit nicht hoffen will, allermaßen Euer Kurfürstliche Durchlauchtigkeit gnädigst versichert sein, und glauben wollen, daß, wann das Vermögen und die Kräfte dem Willen und meiner Begierde gleich wären, ich die Erlassung meiner Dienste nicht begehren noch suchen wollte. Ich bin auch bereit, Euer Kurfürstliche Durchlauchtigkeit in allen andern Dingen, außer denen so gar schweren Travaillen, nach Dero gnädigstem Befehl bis an mein Lebensende getreulich zu dienen, und mich zu alle dem willigst und gehorsamst gebrauchen zu lassen, wozu Euer Kurfürstliche Durchlauchtigkeit einen so getreuen Diener kapabel finden werden. Nur wiederhole ich nochmalen mit Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit gnädigsten Erlaubniß meine unterthänigste und demüthige Bitte, mich der schweren Kriegeslast zu entbinden, und meinen alten abgematteten Leib zu seiner höchst verlangenden Ruhe kommen zu lassen. Ich zweifle nicht, Euer Kurfürstliche Durchlauchtigkeit werden nach Dero hocherleuchtetem Verstande gnädigst konsideriren meine treugeleistete Dienste, und die unverdrossene Arbeit, die zu Bezeigung meiner unterthänigsten Schuldigkeit ich allemal ohne Falsch und Heuchelei zu erkennen gegeben habe, und mich auf dieses mein demüthiges Ansuchen mit einer gnädigen und erwünschten Resolution erfreuen, auch in Dero hohen Kurfürstlichen Gnade Ihren allergetreuesten Knecht sterben lassen, der nie anders will erfunden werden, als Euer Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit unterthänigster getreu gehorsamster Diener H. G. von Derfflinger."

Die Antwort des Kurfürsten läßt wenig Zweifel, daß er die Gründe, welche Derfflinger für sein Gesuch anführt, wo nicht als bloßen Deckmantel irgend eines Mißmuthes, doch

wenigstens als die Uebertreibung einer dem Alter eigenen Bedenklichkeit ansah. Einen solch erfahrenen Feldherrn und geprüften Kriegsmann wollte er keineswegs, wenn nicht die äußerste Noth es geböte, vor dem Feinde missen. Er fand sich demnach bewogen, die Bitte Derfflinger's, indem er dessen empfänglichem Gemüthe durch die eindringlichsten Vorstellungen lebhaft zusprach, durch folgendes Schreiben abzulehnen. „Wir haben Uns Euer gehorsamstes Memoriale der Gebühr unterthänigst vortragen lassen, und daraus ersehen, wasgestalt Ihr Eures zunehmenden Alters halber um gnädigste Dimission gehorsamst ansuchet. Nun hätten Wir Uns zwar dessen zu dieser Zeit, da man sich zum frühen Feldzug rüstet, und die Kampagne herannahet, um so viel weniger versehen, weilen Wir sonst jederzeit eine Willfährigkeit und unverdrossenen Eifer in Beförderung Unserer Dienste verspüret, auch selbst von Euch gehöret, wie Ihr diejenigen nebst Uns blamiret, welche zu einer solchen unbequemen Zeit um ihren Abschied angehalten. Daß Ihr bei Eurem zuwachsenden Alter nach der Ruhe verlanget, ist zwar nicht zu tadeln, wann es nach geendigtem Kriege und wiedergebrachten Frieden geschehe: Wir geben Euch aber selber vernünftig zu ermessen, wann Ihr jetzo, da noch alles in crisi stehet, und der Krieg eiferiger als vormalen zur Erlangung eines heilsamen Friedens fortgesetzt werden muß, quitiren solltet, ob Ihr nicht Eure so wohlerworbene Ehre beflecken, und Euch bei aller Welt eine Blame zuziehen würdet. Gott hat Euch ein hohes Alter verliehen, es ist wahr, aber er hat Euch auch dabei eine gesunde Leibeskonstitution geben, kraft welcher Ihr besser, als mancher junger Mann, denen Kriegesfatiguen gewachsen seid: Wir hergegen seind, nebst einem auch ziemlich hohen Alter, vielen beschwerlichen Krankheiten unterworfen, und hätten tausendmal mehr Ursache, Uns nach der Ruhe zu sehnen, jedennoch weilen Unser Vorhaben zu einer beständigen Beruhigung so vieler tausend Seelen angesehen ist, seind Wir entschlossen, auch den Rest Unserer Kräfte daran zu setzen, und Unsere eigene Person nicht eher der schweren Kriegeslast zu entziehen, bis solcher vorgesetzter Zweck erlanget sein wird. Bei solcher Bewandtnuß nun, und da Wir Euch

kennen, Ihr auch bereits bei Uns viele Sauer und Süßes gekostet habt, so ist es ja besser, daß Ihr auch bei Uns bis ans Ende ausharret, und nachdem Ihr den Samen werfen helfen, auch der Früchte genießet; welches mit göttlicher Hülfe nach geendigter bevorstehender Kampagne geschehen kann. Wir wollen, wie Wir bishero gethan, schon dahin sehen, daß Euch keine befugete Ursache zu Klagen gegeben werden solle; wann Ihr auch dergleichen zu haben vermeinetet, habet Ihr Uns selber solches anzuzeigen, so wollen Wir demselben schon remediren: Ihr wisset, wie Wir allezeit in Eurem Besten gewesen, und sogar diejenigen, welche Euch nicht wie sichs gebühret begegnet, entweder disgraciret, und aus Unseren Diensten erlassen, oder nit en campagne gebrauchet haben. Wir seind auch versichert, Ihr werdet Euch über Uns im Geringsten nicht beschweren können: dann Wir ja allezeit geflissen gewesen, die große und nützliche Dienste, so Ihr Uns geleistet, zu erkennen. Bei Unsrer Miliz haben Wir Euch zu dem höchsten Ehrenamte, darüber keines, erhoben, auch Unsere Dankbarkeit in anderen Stücken spüren lassen, und sollte dennoch etwas daran fehlen, so sind Wir noch begierig und geneiget, Euch und den Eurigen alle ersinnliche Gnade widerfahren zu lassen. Wir zweifeln nicht, Ihr werdet solches alles der Gebühr erwägen, und in Unseren Kriegsdiensten nach wie vor, bis Uns Gott nach Verleihung ruhigerer Zeiten auch vor Unsere Person die Ruhe gönnen wird, unverdrossen und mit behöriger Applikation kontinuiren, in welchem Vertrauen wir Euch u. s. w. Geben Köln u. s. w. den 11. März 1678."

Wie Derfflinger diese abschlägige Antwort aufgenommen, erhellt aus seiner gleich am Tage des Empfanges an den Geheimen Staatssekretair Fuchs gerichteten Herzensergießung, in welcher der treuherzige Sinn, das gute Bewußtsein, und der rege Eifer des Mannes, bei allem Verdrusse über den Anschein, welchen sein Gesuch tragen sollte, auf das schönste hervorleuchten. Sein Brief lautet wie folgt: „Wohledler, hochgeehrter Herr und Freund! Ich habe Sein Schreiben nebst der beigefügten Resolution auf mein unterthänigstes Memorial heut wohl erhalten, hätte mir aber eher den Fall

des Himmels versehen, denn daß ich vermeinen sollen, eine so gar abschlägige Antwort, die zum Theil in nachdenklichen terminis bestehet, zu erlangen, allermaßen ich mein Bitten auf meine von Seiner Kurfürstlichen Durchlauchtigkeit mir ausgestellte Kapitulation gegründet habe, welche ausdrücklich im Munde führet, daß wenn ich wegen Herannahen hohen Alters unvermögend, und die schweren Travaillen im Kriege auszustehen inkapabel wäre, denn würde Seine Kurfürstliche Durchlauchtigkeit alsdann ohne alle Widerrede und Schwürigkeit mich in Gnaden erlassen wollen. Itzo aber empfinde ich leider das contrarium, und muß darzu vorlieb nehmen, daß man in den Gedanken stehet, und mir vorwirft, ich würde, wenn ich bei itztgestalteten Sachen abdankete, meine Ehre beflecken, und bei aller Welt mir eine Blame zuziehen. Diese Worte schmerzen mich fürwahr nicht wenig, meine getreuen Dienste sind bei der Welt vielleicht mehr bekannt, als in Berlin, und die Welt weiß es besser, denn daß sie übel von mir zu blamiren sollte Ursach haben. Ich habe meiner Ehre zuwider nie etwas in der Welt vorgenommen, sondern dieselbe meinem Blute gleich geschätzet, werde sie auch dadurch nicht beflecken, da ich aus Antrieb meines hohen Alters meine Kriegsdienste zu quitiren und die Ruhe zu erlangen suche. Seine Kurfürstliche Durchlauchtigkeit stellen sich selbst mir zum Exempel für, es kommt aber, wenn ich so frei reden darf, in keinen Vergleich; Seine Kurfürstliche Durchlaucht seind Einer, und Gott verhüte es in Gnaden, daß Dieselbe ja nicht bald abdanken; ich aber bin nicht der Einige, es seind vielleicht qualificirtere Leute, die diese Charge hinwieder bekleiden können, und denen zum Theil darnach verlangen mag. Da aber auch Seine Kurfürstliche Durchlauchtigkeit mich zu diesem hohen Ehrenamte, darüber keines ist, erhoben haben (für welche Gnade ich bis in mein Grab unterthänigst danken werde), zweifle ich nicht, Dieselben werden mich dazu kapabel gefunden haben, sonst mir es nicht wäre konferiret worden, ich hätte es auch mit gutem Gewissen nicht über mich nehmen können, und hoffe, ich werde bei demselben alles so treulich verrichtet haben, daß Seine Kurfürstliche Durchlauchtigkeit jedesmal ein gnädiges Kontentement darüber

werden empfunden haben. Daß ich das Saure und Süße gekostet, solches muß man im Kriege vorlieb nehmen, das Sauere aber stehet voran, und wird, wenn es zur Bilance kommen sollte, das Süße weit überwiegen. Ich habe des Süßen wenig genossen, und mag mir vielleicht zu meiner Gesundheit nicht gedienet haben, die stettinische Belagerung kann dessen ein Exempel sein, weil es mir noch itzo davon bitter schmecket. Daß ferner Seine Kurfürstliche Durchlauchtigkeit anführen, Sie hätten diejenigen, die mir nicht wie sichs gebühret begegnet, entweder disgraciret und aus Ihre Dienste erlassen, oder solche im Felde nie gebrauchet, das kann ich nicht begreifen, ich habe so vieles niemals prätendiret, es wäre dann, daß Einige durch den Spruch des Rechten dahin gebracht worden, oder daß Seine Kurfürstliche Durchlauchtigkeit selbst dahin gnädigst inkliniret, und Dero hoher Respekt und Interesse darunter versiret hätte. Sonst ist es auch nicht unrecht gewesen, daß ichs denenjenigen verdacht, und übel von ihnen gesprochen habe, die ihren Abschied zur Unzeit und ohne Erheblichkeit gefordert haben, inmaßen selbige die Zeit hätten erwarten, oder genugsame Ursachen anführen sollen. Ich aber weiß, daß die Ursach meines Verlangens valide genug, und die Zeit, darin ich meinen Zweck zu erlangen arbeite, nicht verwerflich ist. Weshalb ich bei meinem Vorsatz beruhe, und nichts mehr als die Ruhe und neben derselben einen gnädigen Herrn verlange, das Uebrige alles habe ich dem lieben Gott anheim gestellet, der wird es herrlich hinauszuführen wissen. Leid ists mir zwar, daß ich Seine Kurfürstliche Durchlauchtigkeit den lieben Herrn verlassen muß, weil aber meine täglich abnehmende Kräfte sich gegen so einer schweren Last nicht mehr wollen animiren noch anfrischen lassen, so hoffe ich gleichwohl annoch, daß Seine Kurfürstliche Durchlauchtigkeit mich nicht gar übern Haufen werfen und ruiniren werden. Ich will den Samen meiner schweren Arbeit gerne gestreuet haben, wiewohl ich den ersten Grund zu dem, was wir itzo empfinden, nicht legen helfen, und will einem Andern es von Herzen gönnen, daß er die besten Früchte an meiner Statt genieße. Ich bin vergnügt genug, wenn Seine Kurfürstliche Durchlauchtigkeit

mir Dero Gnade sehen und mich in die verlangte Ruhe kommen lassen, welchen Zweck zu erlangen mein hochgeehrter Herr das Seinige allstets kontribuiren wolle, dafür ich allemal sein werde meines hochgeehrten Herrn dienstwilligster Diener H. G. F. von Derfflinger. Köln an der Spree, den 11. Mai 1678."

Der Fortgang der Ereignisse zeigt, daß Derfflinger sich den Wünschen des Kurfürsten denn doch bequemt, und den folgenden Feldzug eifrigst mitgemacht hat. In der That bedurfte Friedrich Wilhelm unter den eingetretenen Umständen des Zusammenwirkens aller seiner Kräfte, um den steigenden Mißverhältnissen gewachsen zu bleiben. Seine Bundesgenossen bemühten sich um Frieden, und in den Verhandlungen zu Nimwegen, wo jede Macht nur ihren eigenen Vortheil suchte, wurde Brandenburgs Heil nicht sehr bedacht. Neue und letzte Anstrengungen wurden erforderlich, um durch neue und vollständige Waffenerfolge einen ehrenvollen Frieden zu erringen. In dem zweifelhaften Zustande, der nicht zur Entscheidung kommen ließ, ob der Kurfürst seine ganze Heeresmacht zweckmäßiger am Rhein gegen die Franzosen, oder in Pommern gegen die Schweden gebrauchen würde, verging ein Theil des Sommers; der Prinz von Oranien wünschte jenes, weil er hoffte, dadurch den Kaiser, den König von Spanien, und vielleicht selbst die Republik Holland, welche gegen seinen Willen eifrig für sich allein den Frieden zu erlangen suchte, an dem Abschlusse noch gehindert zu sehen; dieses wünschte der König von Dänemark. Endlich zuletzt entschied sich der Kurfürst für die letztere Meinung, und rückte im Juli mit dem Heere nach Pommern, wo die nähere Gefahr auch den größeren Vortheil zu bestimmen schien. Die Schweden waren daselbst noch im Besitz der festen Stadt Greifswalde und der starken Festung Stralsund, auch hatten sie durch Ueberrumpelung von 1200 Dänen und Brandenburgern sich der Insel Rügen und der zugehörigen kleineren Inseln wiederbemächtigt. Sie aus diesem Besitze zu vertreiben, und ihnen wo möglich keinen festen Fuß auf deutschem Boden zu lassen, schien so dringend als vortheilhaft. Mit Ungeduld harrte der Kurfürst auf die Ankunft der dänischen Flotte, deren

Mitwirkung unentbehrlich war. Sie erschien endlich, und am 10. September ging der Kurfürst mit allen seinen Truppen auf 350 Fahrzeugen von verschiedener Größe, die schon in Bereitschaft waren, von Peenamünde nach Rügen unter Segel. Die Ordnung der Truppen wurde auf den Schiffen beibehalten, die Generale von Schöning und Hallard führten die beiden Flügel, der General von Götze das Mitteltreffen. Derfflinger befehligte unmittelbar unter dem Kurfürsten die ganze Unternehmung. Als Leiter der Seefahrt befand sich auf dem Schiffe des letztern der holländische Admiral Tromp. Wegen widriger Winde konnte die Flotte nicht sogleich den beabsichtigten Landungsort bei Putbus erreichen, und blieb eine Zeitlang dem Feuer der Schweden ausgesetzt. Endlich am 13. September ließ der Kurfürst die Landung seiner Truppen in der Gegend von Putbus möglichst beschleunigen, da auch schon einige dänische Truppen auf der Halbinsel Wittau gelandet und einem Angriffe der Schweden für sich allein nicht gewachsen waren. Der General Konrad Christoph von Königsmarck, schwedischer Oberbefehlshaber in Pommern, suchte durch das Feuer seines Geschützes von den Anhöhen herab die Landung der Brandenburger zu hintertreiben, allein diese rückten unerschrocken vor, pflanzten ebenfalls Geschütz auf, und trieben die Schweden vor sich her. Kaum waren die ersten 200 Reiter ausgeschifft, so stellte sich Derfflinger an ihre Spitze, und griff 8 schwedische Schwadronen mit solchem Ungestüm an, daß diese sich alsbald zur Flucht wandten, und dabei eine Fahne und ein Feldstück nebst vielen Gefangenen einbüßten. Unfähig das Feld zu halten, zog Königsmarck sich in die alte Fehrschanze zurück, gegen welche Derfflinger am folgenden Tage mit dem Vortrab anrückte, und daselbst die Schweden in eiligster Ueberschiffung nach Stralsund begriffen fand. Hier war kein Augenblick zu verlieren, wenn der Feind nicht ohne Verlust entkommen sollte. Derfflinger faßte sogleich seinen Entschluß, den General von Schöning schickte er mit 500 Mann Fußvolk längs des Strandes, um die Schanze zunächst am Meere anzugreifen, und nachdem hier der Angriff begonnen, ließ er plötzlich seine Reiter absitzen, und drang mit ihnen zu Fuß von der

Landseite stürmend ein. So wurde die Schanze im ersten Anlauf erobert, und dabei sämmtliches Geschütz und viele Pferde nebst 700 Gefangenen; über 200 Schweden wurden getödtet; Königsmarck selbst focht wie ein Verzweifelter, und war von Allen der letzte, der zu Schiffe stieg, um sich zu retten. Die Brandenburger verloren nur etwa 40 Mann. Derfflinger griff sodann am 16. September die neue Fehrschanze an, die sich schon bei den Anstalten zum Sturm auf die ersten Schüsse ergab, da die Deutschen, die zur schwedischen Besatzung gehörten, in Aufruhr ausbrachen, und mit den Brandenburgern sich verbanden. Auf diese Weise schnell im Besitz von ganz Rügen, ließ der Kurfürst nun auch die kleine Insel Dänholm, in der Meerenge von Stralsund gelegen, durch 2000 Mann mit Gewalt wegnehmen. Bei allen diesen und den nachfolgenden Verrichtungen erscheint Derfflinger in gewohnter Thätigkeit und Kraft, und mit allem Feuer persönlicher Tapferkeit in Gefahr und Kampf immer voran, als Feldmarschall gleichsam noch Rittmeister und als Greis noch Waffenjüngling. Der Tadel neuerer Zeit, daß der Feldherr in solchem persönlichen Eifer nicht in seinem Berufe sei, dürfte dem Waffenbrauche jener älteren Zeiten, wo die Truppenzahl oft so äußerst gering, und eine glückliche Einzelheit so leicht der ganze Erfolg war, nicht unbedingt angemessen sein.

Nach der Eroberung von Rügen und Dänholm wandte sich der Kurfürst zu Anfang des Oktobers mit seinen Truppen, welche unter ihm fortwährend Derfflinger befehligte, zur Belagerung von Stralsund. Diese Festung war noch niemals eingenommen worden; selbst der furchtbare Wallenstein hatte im dreißigjährigen Kriege seine sonst unwiderstehliche Wuth mit Aufopferung eines ganzen Heeres hier vergebens ausgetobt. Das gewaltige Unternehmen mußte gleichwohl gewagt werden; doch wurde zuerst der Weg eines gütlichen Abkommens versucht. In Kaiserlichem Auftrage bot der Kurfürst den Bürgern die Rechte und Freiheiten einer unmittelbaren Reichsstadt an, wenn sie zur Uebergabe der Stadt mitwirkten; allein Königsmarck wußte die Einwohner im Gegentheil zur Vertheidigung zu bewaffnen. Nachdem also

dieser Versuch fehlgeschlagen, und bei dem eingetretenen Herbst keine Zeit mehr zu langwieriger Belagerung übrig war, wurde sogleich ohne Schonung die Stadt angegriffen. Am 10. Oktober Abends begann aus 152 Feuerschlünden unter Leitung des Obersten Weiler eine so furchtbare, fortgesetzte Beschießung, daß am folgenden Tage die Stadt in vollen Flammen stand, und die Bürger von den Mauern und Thürmen weiße Fahnen wehen ließen. Der Kurfürst ließ das Feuer einstellen, und sandte einen Trompeter vor, auf den aber von den Schweden geschossen wurde; auch Derfflinger, der, um Vergleichsvorschläge zu vernehmen, nah an das Thor hinanritt, erfuhr grobe Zurückweisung. Die Belagerten hatten nur Zeit gewinnen wollen, die Feuersbrunst zu löschen, welches auch größtentheils gelungen war. Hierauf aber wurde die Beschießung mit erneuerter Heftigkeit fortgesetzt, und in kurzer Zeit lag die Hälfte der Stadt eingeäschert. Königsmarck, dessen Soldaten wegen der Hitze nicht mehr auf den Wällen ausdauern konnten, sah sich endlich am 12. Oktober zur Uebergabe genöthigt, und erhielt mit Truppen und Geschütz freien Abzug nach Schweden. Am 20. Oktober zog der Kurfürst, Derfflinger an seiner Seite, feierlich in die eroberte Festung ein. Auf gleiche Weise und Bedingung erfolgte nach heftiger Beschießung am 6. November die Uebergabe von Greifswalde. Durch diese raschen Ereignisse, die jede Erwartung übertrafen und Staunen und Wunder erregten, war den Schweden kein Fußbreit Landes in Pommern übrig, und ihre Macht auf dieser Seite völlig aus Deutschland abgeschieden. Der Kurfürst kehrte mit Derfflinger und den meisten seiner Generale nach Berlin zurück, wo man den Früchten so vieler Siege und Eroberungen in dem Frieden entgegensah, dessen Abschluß von Tag zu Tag erwartet wurde.

Diese Hoffnung wurde zwiefach getäuscht. Die Schweden, in Pommern überwunden, zeigten auf andrer Seite unvermuthete Uebermacht. Aus Liefland brach der Feldmarschall Horn mit 16,000 Mann durch das polnische Gebiet in Preußen ein, und grausame Verwüstung bezeichnete seine Fortschritte. Gegen solche Truppenmacht waren die brandenburgischen Besatzungen in Preußen zu schwach; der Kurfürst

sandte den General von Görtzke mit 3000 Mann zur Unterstützung ab, allein auch dieser konnte mit der Gesammtstärke von 7000 Mann dem feindlichen Einbruche nicht wehren. Die Schweden drangen vor, und die Polen, trotz ihres Bündnisses mit dem Kurfürsten, schienen geneigt, mit jenen gemeine Sache zu machen. So wichtig es dem Kurfürsten auch war, seine Kriegsmacht eine Weile in Ruhe zu erhalten, und zu besserer Einwirkung auf das bedenklich fortrückende Friedensgeschäft gegen den Rhein hin schlagfertig gestellt zu bleiben, so wurde doch für Preußen die Gefahr allzudringend, und der Zug dahin schnell beschlossen. Sichernde Besatzungen blieben in Westphalen und in Pommern zurück. Von den Truppen aber, die eben aus dem Felde heimgekehrt, wurden alle Regimenter Reiterei und Dragoner, zusammen 5500 Pferde, sodann von jedem Regimente zu Fuß ausgesuchte 60 Mann nebst doppelten Offizieren, und 34 Stücke Geschütz, alles unter dem Oberbefehle Derfflinger's, schleunigst gegen die Weichsel in Bewegung gesetzt; die Generale von Götz, Graf von Promnitz und von Schöning führten die einzelnen Abtheilungen. Kaum waren diese Truppen an der Gränze von Pommerellen etwa 9000 Mann stark vereinigt, so eilte der Kurfürst sich an ihre Spitze zu stellen. Am 30. Dezember 1678 reiste er im harten Winter zu Schlitten, begleitet von seiner Gemahlin und dem Kurprinzen Friedrich, von Berlin ab, schloß sich seinen Kriegsschaaren an, und traf mit ihnen in beispiellosen Gewaltmärschen schon am 10. Januar 1679 in Marienwerder ein, nachdem er diesen Tag 12 deutsche Meilen, die vorgehenden aber nicht weniger als deren 6 bis 7 zurückgelegt. Hier ließ er zwei Tage rasten. Trotz der strengen Winterkälte und der ungeheuern Anstrengung zeigten die Truppen Eifer und Freudigkeit. Inzwischen verbreitete die Nachricht von des Kurfürsten schnellem Anrücken unter den Schweden Schrecken und Bestürzung. Der Feldmarschall Horn, den die furchtbare Nähe des ferngeglaubten Gegners völlig verwirrte, befahl überall den schleunigsten Rückzug. Der Kurfürst aber, von dem Feinde noch 18 Meilen entfernt, sandte dem General von Görtzke, der in der Gegend von Königsberg verweilte, den Befehl mit allen seinen Truppen

den Schweden zu folgen, und sie durch Angriffe möglichst aufzuhalten, bis der Kurfürst selbst herangekommen wäre. Mit 4000 Reitern und 1000 Mann Fußvolk, die hinter den Reitern mitaufsitzen mußten, verfolgte Görtzke den Feind so nachdrücklich, daß derselbe in steter Flucht bis Insterburg einen großen Theil seiner Mannschaft einbüßte. Der Kurfürst folgte angestrengt mit den übrigen Truppen nach, und beschleunigte sie, das Fußvolk auf zusammengebrachten Schlitten, über das frische Haf am 16. Januar nach Königsberg. Zwischen Tilsit und Ragnit schien Horn endlich stehen zu wollen, daher der Kurfürst abermals den General von Görtzke mit 4300 Reitern und den Obersten Henning von Treffenfeldt mit 1000 Dragonern voraussandte, um durch kleine Gefechte seinem eigenen Anrücken Zeit zu gewinnen. Er selbst ließ alle Pferde und Schlitten der Umgegend schnell wieder aufbieten, und führte seine kampfbegierigen Truppen 3 Meilen weit über das zugefrorene kurische Haf, wodurch er seinen Weg um 8 Meilen verkürzte, und Abends am 19. Januar zu Gilge, einem Dorf an dem gleichnamigen Flusse, ankam. In der Nacht noch ging er bei der größten Kälte weiter bis 3 Meilen von Tilsit, nach Kuckernes, wo eben in der Frühe die ermatteten Pferde etwas Futter erhielten, und die fast erstarrten Soldaten gegen die Kälte einigen Schutz suchten, als die Nachricht einlief, daß Treffenfeldt unfern Tilsit bei dem Dorfe Splitter ein siegreiches Gefecht am 20. Januar gegen drei schwedische Dragonerregimenter und ein Kürassierregiment bestanden, diese fast ganz vernichtet, und dabei eine Menge Geschütz, zahlreiches Gepäck und andere Beute genommen habe. Als dieser tapfre Oberst gleich darauf selbst erschien, und dem Kurfürsten 8 Fahnen, 2 Standarten und andere Siegeszeichen überreichte, empfing er dafür auf der Stelle seine Ernennung zum Generalmajor. Den von Tilsit abziehenden Schweden den Weg zu versperren, rückte der Kurfürst am 21. Januar vor Tag von Kuckernes nach Heidekrug, wo sie vorbeikommen mußten. Görtzke aber erhielt wiederholten Befehl, den Feind unausgesetzt zu verfolgen und anzugreifen; er erreichte auf dem Wege nach Koadjut ihren Nachtrab, den Horn selbst befehligte, und brachte demselben eine völlige Niederlage bei. Dem

Kurfürsten selbst entzog sich Horn, indem er durch einen starken Nachtmarsch rechts nach Samogitien ausbog, und so die Trümmer seines aufgeriebenen Heeres nach Liefland rettete, wo alles in Angst und Schrecken jeden Augenblick die Ankunft der siegreichen Brandenburger erwartete, und selbst Riga schon vor dem Schicksale Stralsunds erzitterte. Der Kurfürst aber, erwägend, welch unerhörte Anstrengungen die Seinigen in diesem schrecklichen Winterfeldzuge gemacht, und bei der stets zunehmenden Kälte noch ferner zu machen hätten, überließ die weitere Verfolgung den Generalen von Schöning und von Treffenfeldt, und ging mit der Hauptmacht nach Königsberg, wo er am 24. Januar unter dem Jubel der Einwohner herrlich einzog. Die genannten Generale schlugen den Feind noch in mehreren scharfen Gefechten, und verfolgten ihn bis 8 Meilen vor Riga, von wo sie dann nach Memel zurückkehrten. Horn brachte von seinem noch kurz vorher so streitbaren Heere in erschöpften aufgelösten Haufen kaum 2500 Mann zurück, die übrigen waren durch das Schwert der Brandenburger gefallen, oder durch Hunger, Frost und furchtbare Seuchen, welche ihre Flucht schrecklich begleiteten, aufgerieben. Dieser denkwürdige Feldzug, in Schnelligkeit, Kraft und Wirkung den von Fehrbellin wiederholend, übertraf diesen noch durch die erhöhte Anstrengung, welche der furchtbare Winterkampf jenes fernen Nordens auferlegte. In dem Andenken dieser Thaten und Mühen wird der Name Derfflinger's immerdar mitleben.

Während Friedrich Wilhelm an den Ufern der Ostsee dem einen Feinde so glorreich entgegenstand, wurde er in Westen dem andern von seinen Bundesgenossen schmachvoll preisgegeben. Spanien und Holland hatten schon früher den Frieden mit Ludwig dem Vierzehnten zu Nimwegen geschlossen, dem Beispiele dieser Mächte folgten Kaiser und Reich ebendaselbst am 5. Februar 1679. Die Lage des Kurfürsten wurde nun bedenklich; nur Dänemark stand noch auf seiner Seite, gegen Schweden ebenfalls wirksam, gegen Frankreich ohne Gewicht. Ein Heer von 30,000 Franzosen unter dem General Calvo fiel in das Herzogthum Kleve ein; bald nachher 10,000 unter Crequi in das Fürstenthum Minden. Der

ganzen Macht Ludwig's des Vierzehnten war Friedrich Wilhelm allein nicht vermögend zu widerstehen, er selbst auch mußte Frieden suchen, welchen der König von Frankreich, ein treuerer Bundesgenosse als die dem Kurfürsten zu Theil gewordenen, nur unter der Bedingung zugestand, daß alle den Schweden entrissene Länder und Festungen ihnen zurückgegeben würden. Vergebens suchte der Kurfürst die Früchte seiner kriegerischen Anstrengung wenigstens zum Theil zu behaupten, jede Zögerung wurde zuletzt gefährlich, und auf jene harte, durch geringe Gegenbewilligung nur wenig ermäßigte Bedingniß wurde der Frieden mit Frankreich und Schweden zu St. Germain-en-Laye am 29. Juni 1679 durch den brandenburgischen Bevollmächtigten Meinders endlich unterzeichnet.

Inmitten aller Thaten und Ehren, welche den emporgestiegenen Krieger schmückten, blieb Derfflinger gleichwohl mancher Berührung ausgesetzt, die ihn vor eitlem Uebermuthe, oft nur allzu schonungslos bewahren sollte. In einer Stellung, wie die seinige war, sind Neider und Feinde unvermeidlich; ihren Haß nährt oft noch selbst die Güte, die ihn versöhnen möchte. Die dunkle Herkunft, in deren Gegensatz Verdienst und Würde nur um so glänzender hervortraten, wurde das bequeme Ziel niedriger Schmähungen. Die bittre Schmach, welche der Feind ihm bei der Belagerung von Stettin anthat, ist schon erwähnt worden. Aber auch im Kreise der Seinen widerfuhr ihm manch schnöde Begegnung. Nicht die Gunst und Achtung des edlen Kurfürsten, nicht das Ansehen der wohlerworbenen Feldmarschallswürde vermochte freche Beleidigungen in jenem Bezuge ganz zu hindern. Doch Derfflinger war nicht der Mann sie geduldig zu ertragen. Als ein französischer Gesandter einst die Unverschämtheit hatte, den Kurfürsten bei der Tafel zu fragen, ob es wahr sei, daß er einen General in Diensten habe, der ein Schneider gewesen? trat Derfflinger, die Antwort nicht abwartend, sogleich auf, und flammende Blicke auf den Gesandten schießend, „Hier ist der Mann, rief er, von dem das gesagt wird; hier aber (auf seinen Degen schlagend), hier ist die Elle, mit der ich die Hundsfötter nach der Länge und Breite messe!“ Ein allgemeines Staunen und langes Stillschweigen der

Anwesenden vollendete die Vernichtung des erblaßten Diplomaten. Nach anderer Erzählung fiel dieser Auftritt mit einem Herzoge von Holstein-Beck vor, was jedoch hier einerlei sein kann.

Derfflinger jedoch schämte sich der Erinnerung seiner früheren Lebensverhältnisse keineswegs, nur vorwerfen sollte sie ihm keiner, er selbst rief manchen Zug seiner Vergangenheit gern auf heitre Weise hervor. Als er noch gemeiner Dragoner war, erzählte man, konnte er einmal Nachts nicht schlafen, sondern warf sich unruhig auf der Streu hin und her, wodurch sein Zeltkammerad gleichfalls am Schlafe gehindert blieb, und ihn scheltend fragte, warum er so unruhig sei? Derfflinger antwortete, er könne nicht schlafen, weil ihn der Gedanke quäle, wie er in der Welt wohl noch ein General werden möchte. „Ach was! rief der Andre, lieg und schlaf! ein Lumpenhund magst du wohl noch werden, aber kein General!“ Dreißig Jahre nachher, als er schon Feldmarschall war, kam Derfflinger auf der Reise in ein Städtchen, wo der Name des Bürgermeisters ihm auffiel; er fuhr sogleich vor dessen Wohnung an, und als derselbe eiligst mit der Mütze in der Hand hervorstürzte, rief Derfflinger, der auf den ersten Blick seine Vermuthung bestätigt fand, ihm mit starker Stimme entgegen: „Kammerad, kennen wir uns noch wohl?“ — Ja, erwiederte der Bürgermeister mit Zögern. — „Und wie ist's mit der Prophezeihung geworden?“ fuhr Derfflinger fort, indem er ihm die Worte jener Nacht zurückrief. Der Bürgermeister entschuldigte sich, nach so langer Zeit könne er sich der Worte, die er damals gebraucht, so genau nicht mehr erinnern, bäte aber gern um Verzeihung, wenn unter ihnen als damaligen Zeltkammeraden etwas vorgefallen, das ihrem jetzigen Abstande nicht gemäß sei. „Wenn's einmal Lumpenhund sein muß, rief Derfflinger, so mag's drum sein; aber wer ist denn nun der größte geworden, ich oder du?“ Der Bürgermeister wußte sich in seiner Verwirrung kaum zu fassen, der Feldmarschall aber sprang aus dem Wagen, umarmte ihn brüderlich, klopfte ihm auf die Schultern, und fragte, ob er was Gutes zu essen habe? Jener antwortete, Schinken, geräucherte Würste, und Fische und Krebse

habe er im Hause. „Und ich, sagte Derfflinger, habe guten Rheinwein bei mir." Und so gingen sie zusammen hinein, aßen und tranken vergnügt mit einander, und unterhielten sich mit alten Schnurren und Streichen aus jener frühen Zeit.

Endlich sah Derfflinger die Waffenruhe, die ihm gegen seinen Wunsch, doch nur zu Vermehrung seines Ruhmes, so lange war verspätet worden, glücklich erreicht, und mit voller Freudigkeit gab er sich dem Genusse derselben hin. Ihm blieben zwar auch im Frieden die wichtigsten Aemter und Würden, die Statthalterschaft von Hinterpommern und Kamin, die allgemeine Aufsicht über die sämmtlichen Festungen, der Oberbefehl über alle Kurfürstlichen Truppen, die Wirksamkeit als Geheimer Kriegsrath; allein die gleichmäßigen Geschäfte einer geordneten Verwaltung, deren Arbeiten sich leicht vertheilten und übertrugen, mußten dem von Kriegesthätigkeit Ausruhenden nur Erholung dünken, in welcher die völlige Muße sich gern verhüllt und doch immer leicht wiederfindet. Abwechselnd in Berlin, wo er am Hofe seines feldherrlichen Fürsten und an der Spitze des Kriegswesens in hoher Gunst und verdientem Ansehen stand, auch in allen wichtigen Angelegenheiten fortwährend zu Rath gezogen wurde, und auf seinen schönen Landsitzen, wo ihn Feld und Gärten glücklich beschäftigten, verlebte er ein frohes Alter, umgeben von einer zahlreichen Familie, die ihn liebend ehrte und pflegte. Der Widerruf des Edikts von Nantes, bei welchem Ereignisse Friedrich Wilhelm auf's neue die ganze Größe seines Geistes und Muthes zeigte, indem er, dem Zorne Ludwig's des Vierzehnten trotzend, den Verfolgten Schutz und Aufnahme gab, führte durch die zahlreich einwandernden französischen Protestanten eine Menge neuer Künste und frischer Thätigkeiten nach Brandenburg. An dieser allgemeinen Belebung nahm Derfflinger, wie es scheint, eifrigen Antheil; seine Liebe zum Bauen und Pflanzen fand in den Kenntnissen und dem Geschmacke der gebildeten Ankömmlinge mannigfache Förderung. Vielleicht wird die Vollendung der schönen Gärten zu Gusow mit Recht in diese Zeit gesetzt. Inmitten solch heiterer Beschäftigung genoß Derfflinger den Nachsommer seines Lebens, der, je weniger davon zu sagen geblieben, nur um so glück-

licher gewesen sein mag. Doch stellte sich einige Kränklichkeit ein, und er mußte den Tod seines jüngeren Sohnes erfahren, der im Jahre 1686 vor Ofen bei einem Ausfalle der Türken fechtend erschossen wurde.

Indeß konnte sein Lebensglück nicht über den Zustand seiner Gesundheit und seiner Kräfte gebieten; sein zunehmendes Alter war von mancher Schwäche und Kränklichkeit begleitet, gegen welche der Wille zuletzt nichts mehr vermochte. Der Kurfürst bedurfte in den neuen Verwickelungen, zu denen sich die politischen Händel anließen, eines kräftigeren Ueberblicks, einer rascheren Thätigkeit, als sein alter Feldmarschall den Staats- und Kriegsangelegenheiten jetzt noch widmen konnte; dieser selbst hatte sich mehrmals darüber mit dem Kurfürsten in vertraulicher Offenheit besprochen. Als daher der Marschall Graf von Schomberg dem französischen Kriegsdienste um des protestantischen Glaubens willen entsagte, und seine Zuflucht nach Brandenburg nahm, eilte der Kurfürst, den berühmten Feldherrn in dem gehörigen Range bei seinem Heere wiederanzustellen. Durch ein Schreiben vom 19. April 1687 machte er diese Entschließung dem alten Derfflinger, der in Gusow seit längerer Zeit unpäßlich war, in den schonendsten Ausdrücken bekannt; alle seine Würden und Einkünfte sollten ihm verbleiben, nur die Oberaufsicht und die unmittelbare Befehlführung der Truppen dem rüstigern Krieger übertragen sein. Doch wie sehr die Lage der Dinge eine solche Anordnung rechtfertigte, und wie einverstanden Derfflinger früher selbst dazu gerathen, so reizte doch der Augenblick, da die Sache wirklich geschah, seine Empfindlichkeit, und sein Antwortschreiben verhehlte dieselbe nicht, so wenig als die Hoffnung, jenem Amte durch völlige Genesung bald selbst wieder vorstehen zu können.

Derfflinger hatte den Schmerz, im folgenden Jahre seinen großen Fürsten und Feldherrn durch den Tod zu verlieren. Friedrich Wilhelm starb den 28. April 1688 mit dem hohen Gleichmuthe, den er in Krieg und Schlacht so oft bewiesen. Derfflinger folgte bei dem feierlichen Leichenbegängnisse in dem leidtragenden Range, den seine hohen Würden ihm anwiesen, und dem die Bekümmerniß seines Herzens bei solch

traurigem Anlasse nur zu sehr entsprechen durfte. In gleichen Ehren und Würden, wie bei dem großen Kurfürsten, blieb bei dessen Nachfolger Friedrich dem Dritten der alte Feldmarschall geschätzt und angesehen. Er hatte dem neuen Kurfürsten alsbald seine persönlichen Wünsche und Ansprüche vortragen lassen. Dieser rechnete ihm außer seinen großen Verdiensten um den Staat auch „in specie die sonderbare unterthänigste Devotion“ gnädigst an, „welche gegen Seine Kurfürstliche Durchlaucht als damaligen Kurprinzen er in vielen Begebenheiten erwiesen,“ und bestätigte ihn als Geheimen Kriegsrath und General-Feldmarschall, als Statthalter in Pommern, als Gouverneur von Küstrin, mit dem Bemerken, daß er in Betreff dieser letztern Stelle nur von dem Kurfürsten unmittelbar abhängen solle, endlich als Inhaber seiner drei Regimenter. Die Urkunde ist vom 11. August 1688 aus Köln an der Spree. Derfflinger ging sogar in dem bald wieder gegen Ludwig den Vierzehnten ausgebrochenen Kriege noch Einmal mit in's Feld; obgleich schon früher alles eigentlichen Dienstes überhoben, glaubte er doch, da seine Kriegserfahrung in Anspruch genommen wurde, nicht zurückbleiben zu dürfen. Er folgte dem Kurfürsten, der mit 20,000 Mann zu dem Kaiserlichen Heere zog, im Jahre 1690 nach Flandern. Allein der Feldzug blieb ohne bedeutende Ereignisse, und Derfflinger kehrte nach Berlin zurück, um fernerhin ganz der Ruhe zu leben. Auch nahm er an den folgenden Feldzügen, in welchen seine drei Regimenter stets mitfochten, persönlich keinen Theil mehr.

Wenig mehr tauglich zu Dienst und Geschäften, scheint er auch kein Verlangen mehr darnach empfunden zu haben, wie sich aus folgendem heitern Vorgange zu ergeben scheint. Derfflinger stand einst an der Wiege des Kurprinzen, nachherigen Königs Friedrich Wilhelm's des Ersten, und schien ganz in Betrachtung versenkt. Der Kurfürst fragte ihn: „Nun, alter Derfflinger, was denkt Er denn so nach?“ Der Feldmarschall fuhr auf, war anfangs etwas verlegen, faßte sich aber gleich, und sagte mit munterer Gradheit: „Indem ich den Prinzen ansah, dacht' ich mir und sagte im Stillen zu ihm: Dein Großvater hat mich gehudelt, dein Vater hat

mich gehudelt, aber du wirst mich wohl ungehudelt lassen!“ Der Kurfürst lachte, und ließ es gut sein. — Derfflinger lebte seine letzten Jahre im Schooße seiner Familie, meist auf dem Lande, jeder Sorge enthoben, nach durchkämpftem Leben in stillem Frieden. Sein irdisches Heil war ihm in reichen Maßen zugeströmt, um das himmlische war ihm nicht bange. Man rühmte seine wahrhafte Frömmigkeit, die sich mit festem Vertrauen an die protestantischen Glaubenslehren anschloß; Johann Arnd's wahres Christenthum ließ er sich fleißig vorlesen, ein Erbauungsbuch, das noch heutiges Tages den Bedürfnissen vieler Frommen entspricht. Betagt und lebenssatt starb er endlich den 4. Februar 1695 fast 89 Jahr alt den sanften Tod der Altersschwäche bei völligem Bewußtsein. Seinem Willen gemäß wurde sein Begräbniß ganz einfach veranstaltet, und in der Gedächtnißrede, die ihm der Priester zu Gusow, Salomon Sannovius, hielt, nicht das geringste von seinem Leben und seinen Thaten erwähnt, nur im Allgemeinen heißt es darin: „Gott hat ihn von der Muskete an, von dem niedrigsten bis zum höchsten Ehrengrad in der Miliz kommen lassen.“ Dieser Prediger hat jedoch viele Nachrichten über Derfflinger mit großem Fleiße gesammelt, wovon die Handschrift vielleicht noch irgendwo bewahrt ist.

Von Derfflinger's Persönlichkeit findet sich folgende ältere Schilderung, welche der Anblick eines noch erhaltenen Gemähldes gegeben zu haben scheint. „Ein starkes, krauses Haar zierte sein Haupt. Sein Gesicht ist durch die breite Stirn, starke Augenbraunen, lebhafte Augen, große Nase, starkes Kinn, volles Gesicht und Unterkehle kenntlich, welches der Bart über der Oberlippe und etwas stehengebliebenes verstutztes Haar unter der Unterlippe noch mit mehreren Merkmalen versehen. Er muß ein wohlgebildeter, großer, starker Mann gewesen sein, den schon die Natur zum Kriege gemacht.“ Seine Eigenschaften als Feldherr sind aus der Erzählung seines Lebens genugsam zu erkennen; Rathschlag und Ausführung finden sich stets bei ihm in gleicher Tüchtigkeit. Der Unternehmungsgeist, die Schnelligkeit und Kühnheit, welche dem Reiterdienste vor allen angehören, sind die Grundzüge des

Karakters, den er als Kriegsmann zeigte; die Reiterei war seine Waffe, ihr hing er durch sein ganzes Leben, vom Gemeinen bis zum Feldmarschall, treulich an. Die Truppen liebten ihn und folgten mit Vertrauen seiner Anführung, die den Sieg zu verbürgen schien. Er hatte mit ihnen eine leutselige, freigebige Art, wie folgender Zug beweist. Er sah einst mit einem Unteroffizier in einer Festung seine Lade voll eingehämmerter Thalerstücke nach. Der Anblick solcher niegesehenen Menge Geldes brachte den letzteren ganz aus der Fassung, daß er staunend zurückwich. Da befahl ihm Derfflinger, sich eine Handvoll davon zu nehmen, und da jener, noch mehr erschrocken, dies nicht thun wollte, so nahm er selbst eine tüchtige Handvoll heraus, und steckte sie ihm freudig zu mit den Worten, er solle nur nehmen, so was käme doch nicht oft. Seinen Feldherrngaben ertheilt Friedrich der Große ein ehrenvolles Zeugniß. „Parmi les généraux de l'électeur, — heißt es in den Mémoires de Brandebourg, — le vieux Derfflinger et le prince Jean George d'Anhalt avaient la plus grande réputation. Le prince d'Anhalt passait pour sage, et Derfflinger pour entreprenant; ce dernier servit bien son maître à la surprise de Rathenow, à la poursuite des Suédois après la bataille de Fehrbellin, et à hâter la diligence extraordinaire des troupes dans l'expédition de Prusse." Seinen Ueberblick, seine Kriegskenntniß und Waffenkunde dankte er bloß der unmittelbaren Anschauung und Erfahrung, die ihm sein Leben in ungewöhnlicher Fülle dargeboten, selbst vom Geschützwesen und Festungsbau hatte er auf diese Weise ausreichende Einsicht erlangt. Seinen Namen unterzeichnete er sehr zierlich, und zwar nie Dörfling, wie man ihn meistens genannt findet, sondern Derfflinger; alles Uebrige sagte er seinen Schreibern in die Feder. Gelehrsamkeit und Studium blieben ihm fremd, und sein Mangel an Schulunterricht kam oftmals in lustigen Irrungen an den Tag. Man erzählt, er habe einst den Bericht eines Rittmeisters, der auf Erkundung des Feindes ausgeschickt worden, und dem Datum seines Zettels das Wort Raptim vorgesetzt hatte, aus einem Orte solches Namens geschrieben geglaubt, und lange vergebens nach der Lage dieses

Ortes gesucht. „Ich habe den Rittmeister, sagte er, nach Neudorf beordert, und der Teufel hat ihn nach Raptim geführt!“ Endlich aufgeklärt, das Wort sei lateinisch und bedeute in Eil, sagte er voll Eifers: „Ei so hätte der Narr mögen auf gut Deutsch hinschreiben in Eil, und ich hätte mir eine gute halbe Stunde unnützes Suchen erspart.“ Ein andermal wurde berichtet, die Truppen könnten nicht so rasch gegen den Feind anrücken, weil die Defile's sie aufhielten; „Schlagt die Teufels todt!“ rief der ungeduldige Feldherr, der das unbekannte französische Wort für diese im Plattdeutschen ähnlich klingende Feindesbenennung nahm. Ueberhaupt konnte er ausländische Wörter und Namen nicht leiden, und setzte sie stets in ihm bekanntere um. Den spanischen Gesandten Castanaga, zum Beispiel, nannte er nie anders, als Kaspar Nagel. Noch viele Schnurren solcher Art wurden ihm nacherzählt, wovon aber nur wenige in der Ueberlieferung noch übrig sind. Von Natur bieder und frohmüthig, scheint er eine gewisse Derbheit und Laune glücklich vereint zu haben. Sein Umgang war aufrichtig und zuverlässig, doch hinwieder auch klug und gewandt genug, wo die Umstände dies forderten. Der Italiäner Leti, der ein Gemählde des brandenburgischen Hofes verfaßt, schildert ihn als einen Mann von sanften feinen Sitten, der am Hofe sich sehr wohl dargestellt. Ueberhaupt scheint er in allen Dingen eine gute Art und sicheres Maß gehabt zu haben, ohne nach irgend einer Seite hin die Schranken zu übertreten. Bei vielfachen Ausgaben hielt er sein Vermögen doch wohl zu Rath, und sein guter Stern hatte ihn wie aus Niedrigkeit zu den höchsten Ehren, so auch aus Armuth zu den größten Reichthümern emporgeführt. Seine Kriegsämter brachten ihm sehr bedeutenden Dienstgehalt, seine drei Regimenter ebenfalls beträchtliche Einkünfte. Außerdem erhielt er zur Belohnung seiner großen im Felde geleisteten Dienste von dem Kurfürsten wiederholt außerordentliche Geschenke; im Jahre 1675 anfangs 10,000 Thaler, darauf nach der Schlacht von Fehrbellin noch 10,000 und endlich eine Verschreibung auf die gewesene Komthurei Wildenbruch von 120,000 Thaler; ferner im Jahre 1678 wegen der bei Einnahme der Insel Rügen und der Festungen

Stralsund und Greifswalde bewiesenen Tapferkeit eine Anweisung von 50,000 Thaler auf die spanischen Hülfsgelder, die im folgenden Jahre auf 62,000 erhöht wurde. Außer großen Summen baaren Geldes hinterließ er die theils erheiratheten, theils angekauften herrlichen Güter Gusow, Platkow, Wulkow, Klessin, Hermsdorf, Kerkow, Theeren und Krauseiche in der Kurmark, Schildberg in der Neumark, Quitemen nebst den dazu gehörigen Dörfern in Preußen, endlich zu Berlin das von Nering für ihn erbaute und zu seiner Zeit prächtige Haus am kölnischen Markte, welches grad' im Gesichte des Königlichen Schlosses liegt, und jetzt dem Kaufmann Westphal gehört. Wegen der Besitzungen in Preußen war ihm das dortige Ingeburtrecht, später auch das polnische ertheilt worden.

Derfflinger sah aus seinen beiden Ehen eine zahlreiche und blühende Nachkommenschaft. Seine Tochter, Beate Luise, die einzige Frucht aus der ersten Ehe, heirathete im Jahre 1674 den Generallieutenant und Oberhauptmann der Festung Küstrin, Kurt Hildebrand von der Marwitz; drei jüngere Töchter aus der zweiten Ehe, Luise, Emilie und Charlotte, wurden die Gattinnen des Generallieutenants Joachim von Dewitz, des Obersten Hans Otto von der Marwitz, und des Generalmajors Johann von Zieten; eine fünfte Tochter Dorothea starb unvermählt. Seine beiden Söhne aus der zweiten Ehe, Friedrich und Karl, bezogen im Jahre 1676 zusammen die Universität, studirten zuerst in Frankfurt an der Oder, darauf in Tübingen. Der jüngere ging in der Folge mit den brandenburgischen Hülfsvölkern gegen die Türken nach Ungarn, wo er im Jahre 1686 vor Ofen blieb. Der ältere begab sich eine Zeitlang nach Straßburg, machte sodann große Reisen, besuchte Frankreich, Holland, England, Italien, Malta, und ging endlich zu Venedig als Oberstlieutenant in Dienste der Republik, deren Truppen der Feldmarschall Graf von Königsmarck befehligte. Im Jahre 1688 von seinem Vater zurückgerufen, erhielt er den gleichen Grad im brandenburgischen Heere, nahm aber im Jahre 1691 den Abschied, um sich ganz der Pflege des alten Vaters zu widmen. Nach dessen Tode trat er wieder in Dienste, stieg bis zum General=

lieutenant, und starb im Jahre 1724 zu Gusow ohne Kinder. Er hinterließ den Ruhm eines edlen und tapfern Mannes, und eine Wittwe, geborene von Osterhausen, eine fromme tugendhafte Frau, die ihn noch lange überlebte. Mit ihrem Tode, der zu Berlin im Jahre 1740 eintrat, erlosch der Name Derfflinger unter den Lebenden. Von des alten Feldmarschalls Töchtern aber erblühte eine große Nachkommenschaft, die sein Geschlecht in dem angeeigneten Vaterlande kräftigst erhalten und weit verzweigt hat. Derfflinger prangt jetzt als Ahnherr in den Stammbäumen der Fürsten von Schönburg und Reuß, der Grafen von Stollberg-Wernigerode, Haugwitz und Podewils, der Familien von der Marwitz, Zieten, Bismark, du Rosey, Bonin und mancher andern angesehenen Geschlechter, die seines Namens mit Recht sich rühmen. Hieher gehört folgender Zug, den ich genau mittheile, wie ihn der Staatsminister Graf von Haugwitz mir erzählt hat. Derselbe empfing einst einen Auftrag in Betreff des Johanniterordens, allein er lehnte denselben ab, weil er selbst kein Mitglied des Ordens sei, und daher wohl nicht gut für das Geschäft passe. Der König Friedrich Wilhelm der Zweite meinte, es bedürfe ja nur eines Wortes an den Heermeister, so würde Haugwitz aufgenommen sein. Nein, erwiederte Haugwitz, ein unüberwindliches Hinderniß steht entgegen, das auch Ew. Majestät mit aller Ihrer Macht nicht heben können. — „Welches denn?" fragte der König. — Ich stamme von Derfflinger ab, fuhr Haugwitz fort, ich habe die Ahnen nicht, und diesen unauslöschlichen Fleck muß ich schon behalten. — „Wenn es ein Flecken ist, sagte hierauf der König, so ist es der ruhmvollste, den viele Leute für ihr Leben gern mit Ihnen theilen möchten!" —

Derfflinger's Bild ist in Kupferstichen, Denkmünzen und Gemählden mannigfach erhalten. Eines der letztern wird noch zu Berlin in dem Hause aufbewahrt, dessen Besitzer er einst gewesen. Eine Denkmünze von J. Höhn, noch jetzt im Besitze der gräflichen Familie von Bismark, zeigt das Brustbild des alten Helden mit deutscher Umschrift; auf der Rückseite befindet sich sein Wappen von Gottesstrahlen erhellt, mit der Umschrift „a deo et virtute splendor", rechts und

links ruhen Mars und Herkules, und darunter stehen die Worte: „Nis majoribus.“ Sein Zeitgenosse Johann von Besser, Ceremonienmeister und Dichter am brandenburgischen Hofe, hat seiner in dem Lobgedichte auf Friedrich Wilhelm den Großen ruhmvoll gedacht. In späterer Zeit hat Blum, in dem Schauspiele das befreite Rathenau, ihn unter den Helden der Begebenheit mit aufgeführt. Gleiches ist in unseren Tagen durch Heinrich von Kleist, in dem Schauspiele der Prinz von Homburg, geschehen, doch hat die freischaltende Einbildungskraft des Dichters in diesem glänzenden Erzeugnisse die Treue geschichtlicher Einzelheiten keineswegs beabsichtigt. —

Nachweisung der gebrauchten Hülfsmittel.

Graf zur Lippe.

Mündliche und handschriftliche Mittheilungen aus Westphalen.

Denkwürdigkeiten des Grafen Wilhelms zu Schaumburg-Lippe. Hannover, 1783. 8.

Vom Geh. Rath Schmalz. Eine beredte Darstellung, und als solche auch jetzt noch alles Lobes werth, das ihr Zimmermann in seinem Buche von der Einsamkeit reichlich ertheilt.

Leben des regierenden Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe und Sternberg. Wien, 1789. 8.

Der Verfasser, der sich unter der Vorrede Germanus unterzeichnet, ist Karl Christian Edler Herr und Graf zur Lippe-Weißenfeld. Er war Reichshofrath zu Wien, und verdient bei bestimmten einzelnen Angaben, als wohlunterrichteter Verwandter des Helden, gewiß alles Zutrauen; im Ganzen jedoch ist seine Arbeit, dem Inhalte wie dem Stile nach, allzulobrednerisch, und in dieser Art kein Muster.

Versuch einer kurzen und zuverlässigen Lebensgeschichte des Grafen Wilhelms von Schaumburg-Lippe zu Bückeburg.

In Bibra's Journal von und für Deutschland. 1789. 4. Stück 7. Der Verfasser ist nicht genannt. Er scheint wohlunterrichtet, und giebt von manchen besonderen Umständen guten Bericht.

Militairischer Kalender auf das Jahr 1805. Berlin, Unger. 16.

Karakteristik des Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg.

Erinnerungen aus dem Leben Johann Gottfrieds von Herder.

Gesammelt und beschrieben von Maria Karoline von Herder, geb. Flachsland. Herausgegeben durch J. G. Müller. Tübingen, 1820. 2 Thle. 8.

Der Thl. 1. enthält, von S. 177 an, die reichhaltigsten Beiträge zur Geschichte des Grafen zur Lippe, und insbesondere S. 275 von Hrn. Westfeld einen Aufsatz, in welchem genaue Kenntniß und scharfes Urtheil vereinigt sind.

Geschichte des siebenjährigen Krieges. Vom General von Tempelhof. Berlin, 1794. 5 Bde. 4.

Histoire de la guerre de sept ans, par Frédéric II.

Geschichte Ferdinand's Herzogs von Braunschweig-Lüneburg. Von J. Mauvillon. Leipzig, 1794. 2 Thle. 8.

Karakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Kriegs. Berlin, 1802. 2 Thle. 8.

Von Retzow. Eines unserer besten Geschichtsbücher. Im Thl. 2. einige hiehergehörige Stellen.

Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges. Berlin, 1827.

Im Hft. 7. Geschichte des Schaumburg-Lippe-Bückeburgischen Karabinier- und Jägerkorps. Von G. W. von Düring. Ein sehr vorzüglicher Aufsatz.

Memoria inedita do conde Lippe sobre a campanha de Portugal em 1762.

In der Zeitschrift O Investigador Portuguez em Inglaterra. Londres, 1812. 8. No. IX. p. 67—81. No. X. p. 245—256. Ueber die Kriegsbewegungen jenes Feldzuges die Hauptquelle, umständliche Genauigkeit in ruhigstrenger Aufzählung. Andere Mittheilungen in Nr. VII. der genannten portugiesischen Zeitschrift, Observaçoens e maneira de pôr em pratica a disciplina militar para maior segurança de Portugal, pelo marechal Lippe, und in Nr. VIII. Extractos de tres cartas do conde Lippe ao marquez de Pombal etc. sind nicht zur Hand gewesen.

Mémoires de Sébastien Joseph de Carvalho et Melo, comte d'Oeyras, marquis de Pombal. Bruxelles, 1784. 4 Vols. 8.

Aus dem Italiänischen übersetzt; für den noch lange nicht genug ergründeten Gegenstand bis jetzt ein Hauptwerk.

Etat présent du royaume de Portugal en l'année 1766. Lausanne, 1775. 8.

Vom General Dumouriez.

A treatise on the defense of Portugal. By William Granville Eliot, captain in the royal regiment of artillery. London, 1811. 8.

Relation de l'expédition du Portugal faite en 1807 et 1808. Par le baron Thiébault. Paris 1817. 8.

Von den Militairanstalten des verstorbenen regierenden Grafen von Schaumburg-Lippe. Ein Schreiben des Hrn. Fähndrichs G. Scharnhorst, kurhannöverschen Dragonerregiments von Estorff. In Schlözer's Briefwechsel historischen und politischen Inhalts. Göttingen, 1782. 8. Thl. 9. S. 93.

J. G. Zimmermann von der Einsamkeit. Leipzig, 1784. 1785. 4 Thle. 8.
Thl. 3. S. 456—468.

Fragmente über Friedrich den Großen. Von dem Ritter von Zimmermann. Leipzig, 1790. 3 Thle. 8.

J. St. Pütter's Selbstbiographie. Göttingen, 1798. 8.

Hamann's Werke. Band 5. Berlin, 1824. 8.

Nachricht von einigen Häusern des Geschlechts der von Schlieffen. Kassel, 1784. 4.

Einige Betreffnisse und Erlebungen Martin Ernst's von Schlieffen. Berlin, 1830. 2 Bde. 4.

Thomas Abbt's vermischte Werke. Berlin und Stettin, 1782. 5 Thle. 8.
Thl. 3—5. Viele bemerkenswerthe Züge in den Briefen von Abbt an Nicolai, Mendelssohn, Möser, mit Mendelssohn's Anmerkungen, worin eine ausführliche Schilderung des Grafen.

Wieland's teutscher Merkur. 1782. 8. Bd. 39. S. 185, 186.
Im Ganzen Bestätigung der Schilderung, die Moses Mendelssohn von dem Grafen macht, und Erwähnung, daß ein Offizier in hannöverschen Diensten eine Lebensbeschreibung von ihm „aus seinen hinterlassenen Schriften" angekündigt; eine solche ist jedoch nicht erschienen.

Vermischte Schriften von Justus Möser. Berlin und Stettin, 1798. 2 Thle. 8.
Thl. 2. S. 223. Ein Brief des Grafen an Möser über Abbt's Tod.

Johann Wilhelm Ludwig Gleim's Leben. Aus seinen Briefen und Schriften von Wilhelm Körte. Halberstadt, 1811. 8.
S. 183. Zwei Briefstellen des Grafen und der Gräfin über Gleim's Halladat.

Ueber Volkskalender und Volksschriften überhaupt. Von Chr. W. von Dohm.

Denkwürdigkeiten meiner Zeit. Von Christian Wilhelm von Dohm. Lemgo, 1814. 8. Bd. 1.

Herder's Gedichte. Stuttgart, 1817. 2 Thle. 8.
Thl. 2. „Das menschliche Leben." Ein philosophisches Seestück. Gedicht in Alexandrinern, nach einem französischen Gedicht des Grafen Wilhelm von Bückeburg.

Gedichte von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Stuttgart und Tübingen, 1816—1818. 3 Bde. 8.
Bd. 3. S. 233.

Poesias de Antonio Diniz da Cruz e Silva. Lisboa, 1815. 5 Vols. 12.
Tom. 5. Parte primeira das odes Pindaricas. Ode 4.

Graf von der Schulenburg.

Handschriftliche Mittheilungen von dem Hrn. Grafen von der Schulenburg-Klosterroda, Königlich sächsischem Gesandten in Wien.

Nachrichten über die Familie Schulenburg, in den handschriftlichen Sammlungen des Ordensrathes König auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin.

Nachrichten des Grafen Schulenburg über seine Feldzüge in Polen und Sachsen in den Jahren 1703—1706.
In der Zeitschrift: Denkwürdigkeiten für die Kriegskunst und Kriegsgeschichte. Berlin, 1817. 8. Hft. 1. S. 120—206 und Hft. 2. S. 135—240. Die Hauptquelle für Schulenburg's frühere Verhältnisse überhaupt.

Leben und Denkwürdigkeiten Johann Matthias Reichsgrafen von der Schulenburg. Leipzig, 1834. 2 Thle. 8.

Heldenthaten des Prinzen Eugen von Savoyen. Nürnberg, 1726. 5 Thle. 8.
In Thl. 3. ein Abriß von Schulenburg's Leben.

Genealogisch-historische Nachrichten. (Nebst den Fortsetzungen.) Leipzig, 1739—1775. 8.
Besonders Thl. 53.

Die europäische Fama s. l. 1702—1734. 8.

Die neue europäische Fama. 1735—1756. 8.

Mémoires pour servir à l'histoire du 18. siècle. Par M. de Lamberty. A la Haye, 1732—1740. 14 Vols. 4.
Hauptsächlich Aktenstücke, z. B. Schulenburg's Amtsbericht von dem Treffen bei Punitz u. s. w.

Theatrum europaeum. 1704. sqq. fol.
Besonders Thl. 21. (Frankf. a. M. 1738.) der Bericht Schulenburg's über die Vertheidigung von Corfu.

Leben Karl's des Zwölften Königs von Schweden. 1745. 3 Bde. fol. Von Nordberg. Mehr umständlich als genau.

Histoire de Charles XII, roi de Suède. Par Voltaire.
Gründlicher als man lange glauben wollen.

Patkul's Berichte an das Zarische Kabinet von seinem Gesandtschaftsposten aus Polen. Berlin, 1792—97. 3 Thle. 8.

Joh. Friedr. Lebret's Staatsgeschichte der Republik Venedig. Riga, 1769—1777. 3 Bde. 4.

Histoire de la république de Venise par P. Daru. Paris, 1819. 7 Vols. 8.

Portefeuille des honnêtes gens, ou pensées morales, politiques et divertissantes tirées d'un manuscrit de feu Monsieur le comte de Schulenburg. Berlin, 1796. 8.
In Hinsicht der Geistesart Schulenburg's nicht ohne Interesse.

König Theodor von Corsica.

Das alte und neue Corsica. Nürnberg, 1736. 4.
Ein unzureichender und zum Theil offenbar trügerischer Bericht.

Mercure historique et politique de la Haye. 1686—1782. 8.
Im Maihefte 1736 einige früheste Nachrichten von Theodor's Unternehmung; doch höchst unsicher.

Histoire des révolutions de l'île de Corse et de l'élévation de Theodore I. sur le trône de cet état. A la Haye, 1738. 12.
Sehr umständlich über die erste Erscheinung Theodor's in Corsica.

Istoria del regno di Corsica scritta dall' abate Giovacchino Cambiagi, Fiorentino. s. l. 1770—1772. 4 Vols. fol.
Der Thl. 3. enthält viele Aktenstücke von Theodor's Regierung, und die genauesten Angaben über seine corsischen Verhältnisse.

Revue numismatique, publiée par E. Cartier et L. de la Saussaye. Blois, 1842. No. 3. Mai et Juin. 8.
Drei Münzen Theodor's abgebildet und erläutert.

Der genealogisch-historische Archivarius. Leipzig, 1732—1738. 8. Von Ranfft.

Genealogisch-historische Nachrichten. Leipzig, 1739—1775. 8.
Fast in allen Jahrgängen bis 1757 einzelne Nachrichten; besonders aber in Thl. 86. S. 143 ff. ein kurzer Lebensabriß.

Leben des so genannten Königs derer Corsen, Theodori I., welcher sich Baron von Neuhof statt Syburg genennet. Worinnen seine Ankunft und seltsame Aufführung, sammt denen corsischen Händeln, ausführlich beschrieben von D. W. Verlegts W. D. s. l. 1742. 748 S. 8.
Behauptet ohne nähere Wahrscheinlichkeit und ohne allen Beweis, Theodor und der Abentheurer Syburg seien dieselbe Person. Von letzterem wird denn mancherlei erzählt. Joh. Heinr. Syburg, ein Patricius aus Magdeburg. Studirte in Halle. Machte 1732 große Figur in Berlin. ꝛc.

Mémoires pour servir à l'histoire de Corse. Londres, 1768. 8.
Von Frederick, dem Sohne Theodor's. Reich an Aufschlüssen, doch nicht ohne Vorsicht zu gebrauchen.

Mémoires historiques, militaires et politiques sur les principaux événemens arrivés dans l'île et royaume de Corse, par M. Jaussin. Lausanne, 1758. 2 Vols. 8.
Ganz partheiisch für Genua.

Boswell's Beschreibung von Corsica. Leipzig, 1768. 8.
Ganz enthusiastisch für Corsica.

Histoire des révolutions de Corse, par l'abbé de Germanès. Paris, 1771. 2 Vols. 8.
Geringe Ausbeute.

Histoire de l'île de Corse. Berne, 1779. 2 Vols. 8.
Von Pommereul, der die Vorgänger an Gründlichkeit übertrifft, aber allzupartheiisch für Frankreich ist.

Siècle de Louis XV. Par Voltaire.
Ueber Corsica weniges, und sehr von oben herab.

Corsica. Von Schlözer. 32.
Das Allgemeine gut gefaßt in einem für Theodor durchaus günstigen Sinne.

Etat actuel de la Corse. Par P. Pompei. Paris, 1821. 8.

The works of Horace Walpole Earl of Oxford. London, 1798. 5 Vols. 4.
Daraus im Auszuge:

Historische, litterarische und unterhaltende Schriften von Horatio Walpole, übersetzt von A. W. Schlegel. Leipzig, 1800. 8.

Karl Ludwig von Woltmann's sämmtliche Werke, herausgegeben von seiner Frau. Leipzig, 1819—1825. 8.
Lieferung 5. Bd. 2. S. 89—112. Schilderung des Freiherrn von Görz.

Mémoires pour servir à l'histoire du 18. siècle. Par M. de Lamberty. A la Haye, 1732—1740. 14 Vols. 8.
Viele Aktenstücke.

Westphälischer Volkskalender auf das Jahr 1807. Von M. C. Pothmann. Lemgo, 1807. 8.

La vie et les mémoires du général Dumouriez. Paris, 1822. 4 Vols. 8.
Im Thl. 1. geschieht Theodor's Erwähnung.

Mémoires de Brandebourg, par Frédéric II.
Friedrich der Große gedenkt darin Theodor's.

Die deutsche Gelehrtenrepublik. Von Klopstock. Hamburg, 1774. 8.
In den Denkmalen der Deutschen wird Theodor's übel gedacht.

Mémorial de Sainte-Hélène, par Lascases. Paris, 1823. 8 Vols. 8.
Im Thl. 3. Einiges über Corsica.

Artikel in historischen Wörterbüchern &c.

Freiherr von Derfflinger.

Mündliche Familienüberlieferungen von dem verstorbenen Staatsminister Grafen von Haugwitz, und von dem Herrn General Freiherrn von dem Knesebeck.

Urkundliche Mittheilungen aus dem Archive des Königlichen Kriegsministeriums zu Berlin.

Handschriftliche Nachrichten von dem Herrn Grafen Paul von Haugwitz.

Authentische Nachrichten von dem Leben und den Thaten George Freiherrn von Derfflinger. Stendal, 1786. 8.

Von dem Ordensrathe Anton Balthasar König. Eine im Ganzen äußerst geringe Arbeit.

Leben großer Helden. Von Karl Friedrich Pauli. Halle, 1759—1763. 9 Bde. 8.

Im Bd. 9 ein Leben Derfflinger's; sehr dürftig.

Raabe's Ehrengedächtniß des Generallieutenants Freiherrn von Derfflinger. Berlin, 1724. 4.

Historische Beiträge zur Kriegsgeschichte des großen Kurfürsten in der Lebensbeschreibung des Freiherrn von Sparr. Stendal, 1793. 8.

Von dem Ordensrathe König. Manche nachträgliche Angabe zu Derfflinger's Leben.

Sam. de Pufendorf commentariorum de rebus suecis libri XXVI. Ultrajecti, 1686. fol.

Sam. de Pufendorf de rebus a Carolo Gustavo Sueciae regis gestis libri VII. Norimberg. 1696. fol.

Sam. de Pufendorf de rebus gestis Friderici Wilhelmi Magni, Electoris brandenburgici libri XIX. Lips. et Berol. 1733. fol.

Friedrich Wilhelm's des großen Kurfürsten Leben und Thaten. Berlin und Frankfurt, 1710.

Von Erdmann Uhse. Zwar meist ein Auszug aus Pufendorf, aber doch nicht zu übersehen.

Leben und Thaten Friedrich Wilhelm's des Großen. Von J. D. Seyler. Danzig, 1730. 8.

Versuch einer Geschichte der Feldzüge des Kurfürsten Friedrich Wilhelm des Großen. Berlin, 1800. 8.

Das Leben Friedrich Wilhelms des Großen. Von Franz Horn. Berlin, 1814. 8.

Beilage L. Ueber Georg Derfflinger. Der Verfasser bezweifelt die Anekdoten vom Schneiderhandwerk ꝛc.

Des Generalfeldmarschalls Hans Adam von Schöning Leben und Kriegsthaten. Von Kurd Wolffgang von Schöning. Berlin, 1837. 8.

Journal de M. de Buch (mort en 1687) maréchal de voyage de S. A. E. l'électeur de Brandebourg.

Handschriftlich im Königlichen Geheimen Staatsarchiv. Benutzt nach Auszügen.

Denkwürdigkeiten der churmärkischen Stadt Rathenow. Von Sam. Chrstph. Wagener. Berlin, 1803. 8.

Sorgfältig in Bestimmung der örtlichen Angaben.

Veranlassung und Geschichte des Krieges in der Mark Brandenburg im Jahre 1675. Nach Archivalien des Geheimen Staatsarchivs zu Berlin ꝛc. bearbeitet von H. von Gansauge. Berlin, 1834. 8.

Jahrbücher der preußischen Monarchie. Berlin, 1799. 8.

Im Aprilheft ein Aufsatz vom Ordensrath König über Emanuel Frobenius; der Wechsel der Pferde wird in Zweifel gezogen.

Jesus! König Davids und seiner Unterthanen Kriegs- und Siegslitanei ꝛc. Von Christian Gottschalk. Guben, 1675. 4.

Einige besondere Züge der Geschichten von Rathenau und Fehrbellin.

Mémoires pour servir à l'histoire des réfugiés français dans les états du Roi. Par M. M. Erman et Reclam. Berlin, 1782—1799. 9 Vols. 8.

Reichhaltig an mancherlei Notizen. In Thl. 2. 6. 7. besonders über Derfflinger.

Altes und neues Berlin, von Küster. Berlin, 1756.

Abtheil. 3. S. 312.

Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam. Berlin, 1786. 3 Bde. 8.

Von Friedrich Nicolai, ein Werk der gründlichsten Forschung und sorgsamsten Genauigkeit.

Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges, Berlin und Posen, 1824. 8.

Im Hft. 4. die Schlacht von Fehrbellin dargestellt von Friedrich Freiherr de la Motte Fouqué, nach eigner Kunde

der Gegend, mit sorgfältiger Sammlung aller einzelnen Angaben.

Nachrichten über vaterländische Festungen und Festungskriege, von F. S. Seydel. Leipzig und Züllichau, 1818. ff. 3 Thle. 8.

Rittratti della casa elettorale di Brandenburgo. Da Gregorio Leti. Amsterd. 1687. 2 Vol. 4.

Joh. Karl Konr. Oelrichs erläutertes kurbrandenburgisches Medaillenkabinet. Berlin, 1778. 4.

Mémoires de Brandebourg, par Frédéric II.

Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandebourg, par Ch. L. baron de Poellnitz. Berlin, 1791. 2 Vols. 12.

Des Herrn von Besser Schriften. Herausgegeben von Joh. Ulr. König. Leipzig, 1732. 2 Thle. 8.

Außer dem poetischen Werthe auch von geschichtlichem.

Theatrum europaeum. 1675. 1676. fol.

Auch T. 11. p. 874. Derfflinger's Bild.

Handschriftlich=Leben des großen Kurfürsten. Von Jakob Paul Gündling. Ausgefertigt im Jahr 1708. Folio.

S. 459. „Der Kurfürst nahm hierauf einige Regimenter vom linken Flügel, und ging darauf in die Feind, auf welche der Feind ungemein kanonirte, so daß der Kurfürst sein Pferd verwechselt, weilen solcher allzu leicht kunnte erkannt werden, welches er seinem Stallmeister Emanuel Frobenio, dessen Familie sich noch im Land aufhält, gegeben, welcher aber gleich durch einen Stückschuß erleget worden, woraus man sahe, daß die Schweden Nachricht bekommen, was der Kurfürst für ein Pferd geritten."

Johann Gnörgen Ester's neue kleine Schriften. Marburg, 1761. Zwei Bde. 8.

Varnhagen von Ense, Karl August

Ausgewählte Schriften

Bd.: 7

Leipzig 1872